DER SPIEGEL

Nr. 19 | 3.5.2025
DEUTSCHLAND € 6,90
4 190700 706909 19

CDU
Die neue Macht des Jens Spahn

INFLUENCER
Dubiose Verheißungen eines Diät-Gurus

GESUNDHEIT
Erkennt die KI, wie alt wir werden?

80 JAHRE NACH KRIEGSENDE

DAS DEUTSCHE TABU

Worüber **Familien** bis heute nicht sprechen

Ungarn Ft 3990,– Printed in Germany
Spanien/Kanaren € 8,60 Tschechien Kč 250,–
Slowenien € 8,50 Spanien € 8,30
Schweiz sfr 10,– Slowakei € 8,50
Österreich € 7,60 Portugal (cont) € 8,50
Kroatien €9,50 Norwegen NOK 139,–
Griechenland € 8,80 Italien € 8,80
Finnland € 10,20 Frankreich € 8,50
Benelux € 8,20 Dänemark dkr 81,95

www.bauhaus.info

BAUHAUS®

Wenn's gut werden muss.

WIE GUT IST DAS DENN!

65 JAHRE BAUHAUS

Jubiläumsweiss, 10 l

29,-

(1 l = 2,90)

Jubiläumsweiss

Maximale Deckkraft zum besten Preis, nur einmal streichen*, 10 l reichen für ca. 70 m² bei einmaligem Anstrich

32444939

**abhängig von sachgemäßer Verarbeitung, Untergrund und Farbauftrag*

Angebot nur gültig bis 10.05.2025, solange Vorrat reicht.

Gemeinschaftswerbung der BAUHAUS Gesellschaften (vgl. www.bauhaus.info/gesellschaften oder unter Tel. 06 21/39 05 10 00) BAUHAUS Gesellschaft für Bau- und Hausbedarf mbH & Co. KG Rhein-Main-Neckar, Bohnenbergerstr. 17, 68219 Mannheim

Folgen Sie uns auf:

HAUSMITTEILUNG

Hermann Bredehorst / DER SPIEGEL

Titel

| Seiten 8, 14, 16, 18

Die Titelgeschichte erzählt, wie vor allem junge Leute mehr über die NS-Generation erfahren wollen, etwa Regisseurin **Eva Neidlinger,** 34 (r.). Mit ihrer Suche begehren sie gegen weitverbreitetes Schweigen in deutschen Familien auf. Im Interview blickt die Auschwitz-Überlebende Eva Umlauf auf das Geschichtsverständnis der Deutschen und bemerkt einen Hang zur Täter-Opfer-Umkehr. In einem persönlichen Essay beschreibt Redakteurin **Susanne Beyer,** wie sie sich selbst auf die Spur ihres Großvaters gemacht hat, eines Chemikers, der in den letzten Kriegstagen erschossen wurde und zu dessen Rolle im Nationalsozialismus es entlastende und belastende Indizien gibt. »Ich kann gut nachvollziehen, warum viele Deutsche davor zurückscheuen, sich mit ihren Vorfahren aus der NS-Generation zu beschäftigen. Es kann bedrückend sein, aber es ist auch ein klärender Prozess und sollte zur Erinnerungskultur dazugehören«, so Beyer. 80 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs würdigt der SPIEGEL den Jahrestag auch in einem SPIEGEL-GESCHICHTE-Heft und einer Serie auf SPIEGEL.de.

Ukraine

| Seite 78

Fedir Petrov / DER SPIEGEL

Das Opernhaus in der ostukrainischen Millionenstadt Charkiw steht nur 30 Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Als Redakteurin **Ann-Dorit Boy** und Mitarbeiter Fedir Petrov die Spielstätte im März besuchten, führte Theaterdirektor **Ihor Tulusow** sie auf das Dach des postmodernen Gebäudes, um ihnen eine russische Artillerierakete zu zeigen, die nie explodiert ist. Weil Russland jederzeit wieder angreifen könnte, dürfen die Sängerinnen, Musiker und Tänzer nicht mehr im großen Saal auftreten. Doch seit einem Jahr spielen sie wieder fast täglich im umgebauten Keller des Hauses und arbeiten an neuen Inszenierungen. »Mich hat es berührt, zu sehen, wie das Ensemble um sein Überleben kämpft«, sagt Boy. »Die Gruppe will weiter zu den besten Opernensembles des Landes gehören.«

Diät-Influencer

| Seite 58

David Klammer / DER SPIEGEL

Aufmerksam wurden die Redakteure **Vicky Bargel** und **Max Hoppenstedt** (M.) auf den Influencer **Christian Wolf** bereits vor Monaten durch eine öffentliche Auseinandersetzung mit einer freien Journalistin. Wolf ist Gründer von »More Nutrition«, einer Marke, die unter anderem Zuckerersatzprodukte und Proteinpulver für Shakes herstellt. Die Journalistin hatte kritisch über Produkte von »More« berichtet. Auch beim Treffen mit dem SPIEGEL in einem Kölner Hotel scheute Wolf den Konflikt nicht, er schien Freude an der Auseinandersetzung zu finden. »Als wir uns voneinander verabschiedeten, sagte Wolf zu uns, er bedaure, dass das Interview nicht gefilmt wurde«, sagt Hoppenstedt. Das gut zwei Stunden lange Gespräch hätte seiner Ansicht nach einen hübschen Video-Podcast hergegeben. »Das zeigt Wolfs Verständnis von gutem Content: Hauptsache, Provokation«, sagt Bargel.

Wolfgang Tillmans

| Seite 110

Dominik Asbach / DER SPIEGEL

Häufig zeigt Fotograf **Wolfgang Tillmans** seine Kunst in großen Häusern der Welt wie dem Museum of Modern Art in New York City oder dem Centre Pompidou in Paris. Dass er nun auch in Remscheid im Bergischen Land ausstellt, machte **Carola Padtberg** (l.) und **Ulrike Knöfel** neugierig: Wie sieht Tillmans heute seine Geburtsstadt, die mehr als 35 Jahre lang kaum eine Rolle in seinem Leben gespielt hat? Die Redakteurinnen trafen auf einen Künstler, der sich intensiv mit der Industrie seiner Heimat befasst hat. Tillmans, der unermüdlich und oft nachts arbeitet, zeigte neue Fotografien aus Stahlwerken, die wie seine Bilder aus Rave-Szenen der Neunzigerjahre von tiefer Wertschätzung zeugen. Unterschätzt werde oft Tillmans' Humor, stellte Padtberg fest. »Obwohl er ein sehr politischer Mensch ist, liebt Tillmans auch den Spaß.«

SPIEGEL +

Ihr täglicher Nachrichten-Vorsprung

Mit SPIEGEL+ lesen Sie die aktuellen News und sichern sich zusätzlich den Zugang zu mehr Infos, Hintergründen und Reportagen, zu exklusiven Inhalten und nützlichen Ratgebern. Jeden Tag.

Probieren Sie es einfach aus!

4 Wochen kostenlos testen:
abo.spiegel.de/vorsprung

Danach € 5,99 pro Woche, vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

INHALT

DER SPIEGEL 79. Jahrgang | Heft 19 | 3.5.2025

Deutsche Kriegsgefangene in Berlin am 16. Mai 1945

Mark Redkin

80 Jahre nach Hitler

TITEL Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg, die Alliierten hatten das Naziregime besiegt. Doch die Vergangenheit – Nationalsozialismus, Vernichtungskrieg, Holocaust – wirkt in die Gegenwart hinein. Auch in Familien. Mehr als sich die meisten Deutschen eingestehen wollen. **| 8, 14, 16, 18**

Julian Baumann / DER SPIEGEL

Barbara Rittner

Nach ihrem Abgang als Tennis-Bundestrainerin hat die Sportlerin neue Pläne. **| 50**

Gonzalo Fuentes / REUTERS

Emmanuel Macron

Der französische Staatschef will Europa von den USA emanzipieren. **| 70**

Urban Zintel / DER SPIEGEL

Sahra Wagenknecht

Die BSW-Gründerin befindet sich in ihrer eigenen Partei in der Defensive. **| 35**

TITEL

8 | **Gesellschaft** Was haben unsere Vorfahren im Nationalsozialismus gemacht? Gerade Jüngere wollen darüber nicht länger schweigen

14 | **Essay** Die Suche nach der NS-Vergangenheit der Familie tut weh – aber sie ist nötig

16 | **Zeitzeugen** Die Holocaustüberlebende Eva Umlauf über die deutsche Neigung zur Verdrängung

18 | **Reparationen** Polen fordert von Deutschland 1,316 Billionen Euro für Kriegsschäden

DEUTSCHLAND

6 | **Leitartikel** Ein konservativer Kulturstaatssekretär kann eine Chance sein

22 | *Ermordete 1970 ein rechtsextremer Krimineller sieben Juden in München? / EU soll für Bewachung gefangener IS-Kämpfer in Syrien bezahlen / Im Zweifel für den Zweifel*

26 | **CDU** Jens Spahn wartet hinter Friedrich Merz auf seine Chance

30 | **SPD** Verteidigungsminister Pistorius muss rasch Erfolge liefern

32 | **Bundesregierung** Wie der künftige Kanzleramtschef Thorsten Frei die Migration begrenzen will

34 | **Analyse** Kanzler mit ökonomischer Expertise haben der Wirtschaft oft nicht geholfen

35 | **Parteien** Der Machtkampf im Bündnis Sahra Wagenknecht geht weiter

36 | **Strafjustiz** Hat Marvin S. eine junge Berlinerin in seiner Wohnung unter Drogen gesetzt und vergewaltigt?

40 | **Familienrecht** Katja Degenhardt vertritt die Interessen von Kindern getrennter Eltern

44 | **Freizeit** Warum Anglerkönigin Christine Hein jetzt Morddrohungen erhält

Die Zusatzthemen vom Titelbild sind orange hervorgehoben.

DEBATTE

46 | **Rechtsruck** Wie Trump und die AfD bei ihren Wählern positive Gefühle mobilisieren

REPORTER

48 | *Familienalbum / Ist Malle tot?*

49 | **Eine Meldung und ihre Geschichte** Was ein Krabbenfischer aus dem Meer zog

50 | **Karrieren** Ex-Tennisprofi Barbara Rittner ist als Trainerin am Nachwuchs verzweifelt

55 | **Kolumne** Leitkultur

WIRTSCHAFT

56 | *Schwarz-Rot will digitales Bezahlen fördern / Neuer Milliardenspielraum im Haushalt*

58 | **Influencer** Das fragwürdige Millionengeschäft des Ernährungs-Gurus Christian Wolf

62 | **Diversität** Donald Trump zieht deutsche Unternehmen in seinen Kulturkampf

64 | **Konzerne** SPIEGEL-Gespräch mit SAP-Chef Christian Klein über die USA und seine Wünsche an die Bundesregierung

AUSLAND

68 | *Blockade in Gaza / Blackout in Südeuropa*

70 | **Frankreich** Präsident Emmanuel Macron erfindet sich als Außenpolitiker neu

74 | **USA** Demokratieforscher Larry Diamond über Trumps Angriff auf den Rechtsstaat

76 | **Analyse** Was folgt aus dem Rohstoffdeal zwischen den USA und der Ukraine?

78 | **Ukraine** Die Oper in Charkiw spielt auch bei Luftalarm weiter – im Keller

82 | **Verbrechen** Das Martyrium der ukrainischen Journalistin Viktoriia Roshchyna

86 | **Italien** Strenge Richter wachen über die Qualität der neapolitanischen Pizza

SPORT

87 | *Alpinunfälle in Österreich / Hall of Fame: Desmond Watson, Footballspieler*

88 | **Fußball** Wie Arne Slot den FC Liverpool zur englischen Meisterschaft führte

92 | **Fitness** Die Trainingsformel der Marathonläuferin Laura Hottenrott

WISSEN

94 | *Schwächt die Dürre Eichhörnchen? / Analyse: Was die Reden im US-Kongress über den Zustand der Demokratie verraten*

96 | **Lebenserwartung** Die KI wird zum Organ-Orakel

99 | **Mobilität** Fragwürdige Grenzwerte für THC im Straßenverkehr sorgen für Ärger

100 | **Geschichte** Der Prähistoriker Karl Banghard über falsche Vorstellungen von den Germanen

KULTUR

102 | *Mitleid für Katy Perry / Das Psychodrama »Islands«*

104 | **Karrieren** Wer ist der umstrittene designierte Kulturstaatsminister Wolfram Weimer?

108 | **Trends** Hype um den Wuppertaler Klub Open Ground

110 | **Fotografie** SPIEGEL-Gespräch mit Wolfgang Tillmans über seinen Blick auf Männlichkeit

115 | **Serienkritik** Die federleichte Friedhofskomödie »Drunter und Drüber«

SPIEGEL-TV-Programm | **39** Bestseller | **109**
Impressum, Leserservice | **116**
Nachrufe | **117** Personalien | **118**
Briefe | **120** Letzte Seite | **122**

dts-Agentur / picture alliance

Nummer zwei will mehr

Mit Jens Spahn befördert Friedrich Merz einen Mann zum Fraktionschef der Union, der selbst nach der Macht strebt. Viele Parteifreunde halten das für einen strategischen Fehler. | **26**

Fedir Petrov / DER SPIEGEL

Besuch beim Front-Ensemble

Wie eine gigantische Zielscheibe liegt die Oper im ukrainischen Charkiw. Sie wurde beschossen, musste pausieren. Jetzt spielt sie wieder, aus dem Untergrund. | **78**

Kieran McManus / Shutterstock / IMAGO

Der schwerste Job im Weltfußball

Der FC Liverpool ohne Trainer Jürgen Klopp? Für viele schien das vor der Saison undenkbar. Und dann führte Nachfolger Arne Slot das Team souverän zur Meisterschaft. Was ist sein Geheimnis? | **88**

Chance für die Kultur

LEITARTIKEL Mit dem designierten Staatsminister Wolfram Weimer setzt Friedrich Merz ein Zeichen: Die Ära der linken Staatskultur wird enden. Das muss kein Schaden sein.

Florian Gaertner / IMAGO

Vertraute Merz, Weimer am Dienstag in Berlin

Wenn die Reaktionen aus dem Kulturbetrieb der Maßstab sind, dann hat Friedrich Merz mit der Nominierung des Journalisten und Verlegers Wolfram Weimer als Beauftragter für Kultur und Medien alles falsch gemacht: So gut wie niemand will ihn. Eine Anti-Weimer-Petition hat in wenigen Tagen schon mehrere Zehntausend Unterschriften bekommen.

Ein Blick auf ihren Text lohnt: »Gerade in Zeiten wachsender gesellschaftlicher Polarisierung«, heißt es da, »braucht die deutsche Kulturpolitik eine Persönlichkeit, die Vielfalt, Demokratie und künstlerische Freiheit schützt und fördert – und keine konservative Verengung betreibt.« Kultur und Kulturpolitik, so könnte man übersetzen, darf es nur von links geben. Es muss nicht schlecht sein, diese Überzeugung infrage zu stellen. Und: Von Merz linke Politik zu erwarten, dürfte einigermaßen weltfremd sein.

Ob Weimer, der ein »Konservatives Manifest« geschrieben hat, dafür der Richtige ist, muss sich erst noch zeigen. Dass Merz ihn zum wichtigsten Kulturpolitiker Deutschlands macht, ist nachvollziehbar. Merz hat im Wahlkampf einen Politikwechsel versprochen, muss nun aber in einer Koalition regieren, die die großen Linien der vergangenen Jahre wahrscheinlich nicht verlassen kann. Da braucht es zumindest ein Lagerfeuer, das Konservative wärmt und symbolisch manifestiert: Merz tut, was von ihm erwartet wird. Dass nach Jahren unter Claudia Roth so richtig aufgeräumt werden müsse. In der Kultur, das weiß er, kann er schneller Veränderungen vorweisen als in anderen Bereichen.

Merz' Entscheidung wirkt wie eine Verlängerung der Kleinen Anfrage, die die Union kurz vor der Bundestagswahl der Scholz-Regierung stellte, als sie ihre 551 Fragen zur »politischen Neutralität« aller möglichen Vereine und Organisationen vorlegte, die zur Demokratieförderung staatliches Geld erhalten. Von »Omas gegen Rechts« bis zur Amadeu Antonio Stiftung. SPD und Grüne sahen diese Fragen als Teil eines Kulturkampfs gegen die linke Zivilgesellschaft. Das waren sie natürlich auch. Ähnlich wird Weimer in Merz' Auftrag nun auf den Kulturbetrieb schauen: mit größtmöglicher Skepsis gegenüber der linken Kulturgesellschaft.

Dort lässt sich einiges finden, was man mit guten Gründen infrage stellen kann. Die »Verengung«, die die Anti-Weimer-Petition bei den Konservativen lokalisiert, gibt es genauso auf der Linken. Jeder, der einmal mit Förderanträgen bei den entsprechenden Institutionen zu tun hatte, kann ein Lied davon singen. Nachhaltigkeit, Migration, Kolonialismus, Intersektionalismus, Globaler Süden: Wer nicht bereit war, im richtigen Augenblick die richtigen Begriffe fallen zu lassen, fiel durch die Schablone deutscher Staatskunst. Immerhin schien man damit den Zeitgeist auf seiner Seite zu haben. Doch ob es der Wahlsieg Trumps in den USA ist, die Stärke der Rechten in Frankreich und Italien oder eben auch in Deutschland – damit ist es wohl vorbei.

Kommt nun also die »geistig-moralische Wende« der Merz-Kanzlerschaft?

Die Abneigung gegen den global vernetzten Kulturbetrieb in Deutschland, der als abgehoben und bevormundend empfunden wird, ist mittlerweile in vielen Milieus zu finden. Der Überdruss, sich mit einem Menschenbild auseinanderzusetzen, das vor allem auf die rassistischen, sexistischen und postkolonialen Machtstrukturen blickt, anstatt auf ästhetische und vertraute Fragen, ist nicht nur im Umfeld von Wolfram Weimer deutlich spürbar. Ganz ähnlich wie die öffentlich-rechtlichen Sender steht auch die Kultur unter Legitimationsdruck.

Das wird das Feld sein, in dem Weimer agieren und eine sehr andere Position einnehmen wird als seine Vorgängerin Claudia Roth. Was daraus entstehen wird, ist ziemlich unklar. Im besten Fall eine Kulturpolitik, die in größeren Teilen der Bevölkerung Interesse weckt, ohne populistisch zu sein. Sie wird wahrscheinlich anders aussehen als der klassische Konservatismus. Dafür fehlt in Deutschland schlicht das Personal.

Es könnte trotzdem laut werden. Davor braucht niemand Angst zu haben.

Möglicherweise hat die Kultur dabei sogar Glück gehabt. Merz hätte den Job des Kulturstaatsministers angesichts der leeren Kassen der kommenden Jahre auch abschaffen können. *Afuera!,* wie man in wirtschaftsliberalen Kreisen gerade so gern sagt, wo man sich vom antistaatlichen Furor des argentinischen Präsidenten Javier Milei inspirieren lässt: Weg damit! Kettensäge an!

Hat er nicht. Merz scheint von der Kultur also etwas zu erwarten.

Tobias Rapp ■

Von Merz linke Politik zu erwarten, wäre weltfremd.

workday.

Zukunfts-Gestalter überlassen die Routine der KI.

Die KI-Plattform für HR und Finanzen von Workday nimmt Ihre Arbeitsweise unter die Lupe und unterstützt Sie dabei, alltägliche Aufgaben in sinnvolle Veränderungen umzuwandeln. **So machen wir Unternehmen fit für die Zukunft.**

© 2025 Workday, Inc. Alle Rechte vorbehalten. WORKDAY und die Workday-Logos sind Marken der Workday, Inc.

Heinrich Hoffmann / Bayerische Staatsbibliothek / bpk

Diktator Hitler mit Wehrmachtssoldaten 1941 in der Ukraine

Das Schweigen durchbrechen

GESELLSCHAFT Viele Deutsche wollen glauben, ihre Vorfahren seien an Kriegsverbrechen, Gewalt und Judenmord unbeteiligt gewesen. Nun aber rütteln Jüngere an den Tabus – das hat auch politische Gründe.

Eva Neidlinger, 34, erzählt in einem Café in Babelsberg ihre Geschichte – eine Geschichte von sich und ihrem Urgroßvater. Sie greift in ihre Handtasche und faltet ein Seidentuch auseinander, in das sie Bilder eingepackt hat, die ihr Urgroßvater vor vielen Jahrzehnten gemacht hat. Sie schiebt ihren Teebecher an die Seite und verteilt die Aufnahmen auf dem Tisch. Frauen mit Kopftuch sind darauf zu sehen und Männer in Tracht. Und ihr Urgroßvater in Uniform – der Uniform der Wehrmacht.

Sie hat lange Zeit nichts über ihren Urgroßvater gewusst, sich auch nicht für ihn interessiert. Warum auch, in ihrer Familie war nie von ihm die Rede. In diesen Tagen beschäftigt sie sich aber fast ausschließlich mit ihm. Dass es so kam, hat mit den Zufällen seines Lebens zu tun und mit den Zufällen ihres Lebens.

Nach ihrem Abitur an einer Schule in Bayern ging sie 2008 in die Schweiz, arbeitete mehrere Sommer bei einer internationalen Nichtregierungsorganisation. Viele junge Leute aus der ganzen Welt kamen dorthin. Sie kann es nicht erklären, aber zu den Ukrainern fühlte sie sich besonders hingezogen, so sagt sie: »Bis heute bin ich mit ihnen befreundet.«

Immer wieder besuchte sie ihre Freunde in deren Heimat, auch später, als sie an der Filmhochschule in Babelsberg Regie studierte. Einer ihrer ersten Dokumentarfilme erzählt die Geschichte eines ukrainischen Lokalpolitikers, der an eine gute Zukunft seines Landes glaubt. Kurz nachdem das Werk fertig war, griff die russische Armee die gesamte Ukraine an. Eva Neidlingers Freundschaften veränderten sich. Eine Schwere kam hinzu, eine Angst um das Leben der Leute, die sie kannte.

Vor gut zwei Jahren, an Weihnachten, traf sie sich mit ihrer Familie in Bayern. In großer Runde unterhielten sie sich darüber, was sie als Familie geprägt hat, wie sie wurden, wer sie sind. Auf einmal kam die Rede auf diesen Urgroßvater. Kaum jemand wusste etwas über ihn, nur dass er wohl im Zweiten Weltkrieg »irgendwo im Osten« als Wehrmachtssoldat gefallen war.

Und dann kramte die Großmutter diese Kiste mit Fotos hervor, die der Urgroßvater

Hermann Bredehorst / DER SPIEGEL

Filmemacherin Neidlinger

hinterlassen hatte. Eva Neidlinger sah darauf Orte in der Ukraine, die sie selbst gut kannte: das Derschprom-Gebäude und den Freiheitsplatz in Charkiw, die typischen Dächer der ländlichen Region um Poltawa, die Küste von Jalta auf der Krim. Der Urgroßvater muss als Wehrmachtssoldat durch die Ukraine gezogen sein.

Er gehörte damit zu den Angreifern in einem völkerrechtswidrigen Krieg. »Ich frage mich – sah er in den Landschaften den ›neuen Lebensraum‹ für Deutsche, wie es damals hieß? Und wie blicke ich selbst als Deutsche heute auf die Ukraine?«, sagt Neidlinger.

Sie holt ein Tagebuch hervor, das ihr Urgroßvater im Krieg verfasst hat. Vor wenigen Monaten hat es ihr eine Großtante anvertraut. Neidlinger ist gerade dabei, das Tagebuch zu entziffern, es ist in Sütterlin geschrieben.

Sie wird die Fotos und das Tagebuch in den nächsten Tagen in die Ukraine mitnehmen. In Kyjiw bereitet sie gemeinsam mit ukrainischen Kuratoren und zwei weiteren Künstlerinnen die Ausstellung »Memory.Interchange« vor, im Nationalen Museum der Geschichte der Ukraine im Zweiten Weltkrieg. Die Schau öffnet am 9. Mai. In der Ukraine, wie auch in Russland, wird am 9., nicht wie hier am 8. Mai, des Endes des Zweiten Weltkriegs in Europa gedacht wird. Die Exponate, darunter Neidlingers Familiendokumente, sollen eine Diskussion anregen über den Krieg damals und auch über den Krieg heute, den Russland in der Ukraine führt.

Neidlinger hofft, dass sie irgendwann herausfinden wird, was der Urgroßvater als Soldat in dem Land gemacht hat. Sie möchte noch genauer verstehen, welche Verantwortung sich für sie als Deutsche aus der Vergangenheit ergibt – Verantwortung auch für die Haltung der Deutschen gegenüber der Ukraine.

Als Täter, Mittäter oder Mitwisser gelten meistens nur diejenigen, die nicht zur eigenen Familie gehörten.

Die Wehrmacht hat das Territorium der Ukraine besetzt; das Land wurde zu einem der Hauptschauplätze des Zweiten Weltkriegs, mit über acht Millionen Toten, darunter geschätzt fünf Millionen Zivilisten. Deutsche Sonderkommandos trieben mit Wissen und teilweise in Zusammenarbeit mit der Wehrmacht Jüdinnen und Juden zusammen und erschossen sie. Etwa 1,5 Millionen Jüdinnen und Juden kamen auf ukrainischem Gebiet bei diesem »Holocaust durch Kugeln« zu Tode. Soldaten versorgten sich auf Kosten der hungernden Bevölkerung. Der Vernichtungskrieg der Deutschen zielte auch darauf, an das Getreide des Landes zu kommen und an die schöne Krim.

Neidlinger spürt einem Vorfahren nach, der zu mehr als 17 Millionen Wehrmachtssoldaten gehörte. Sie waren in der Regel nicht freiwillig Soldaten, an den Untaten der Truppe aber änderte das nichts. Bei der Wehrmacht zu sein, war normal für Männer, die während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland lebten und wehrpflichtig waren. Zu einem normalen Leben während des Nationalsozialismus gehörte auch, an Verbrechen mitzuwirken oder sie durch Wegschauen zumindest hinzunehmen.

Die Belege dafür sind hinlänglich bekannt: 1945 war etwa jeder fünfte erwachsene Deutsche Mitglied der NSDAP – obwohl die Partei nicht jeden nahm und jahrelang eine Aufnahmesperre verhängt hatte. Konzentrationslager wie Buchenwald, Dachau, Neuengamme lagen gut sichtbar in der Nähe von Dörfern und Städten. Es gab im Herrschaftsgebiet des Deutschen Reichs mehr als 20 Konzentrationslager und über 1000 Außenlager. Mehr als 13 Millionen Menschen mussten in Fabriken, auf Baustellen, in Handwerksbetrieben, auf Höfen oder in Haushalten Zwangsarbeit leisten und waren somit Teil des deutschen Alltags. Die Besitztümer der deportierten Jüdinnen und Juden wurden enteignet und in Massen öffentlich versteigert – bis heute wird dieses Raubgut weitervererbt. Und: Unter den fast 29.000 Menschen, die das israelische Museum Yad Vashem als »Gerechte unter den Völkern« aufführt, weil sie Juden beim Überleben halfen, befinden sich nur 659 Deutsche.

Das Wissen um all das aber bleibt oft seltsam abstrakt. Als Täter, Mittäter oder Mitwisser gelten in den Erzählungen meistens nur diejenigen, die nicht zur eigenen Familie gehörten.

2002 erschien die Studie »Opa war kein Nazi«, die ein Team um den Sozialpsychologen Harald Welzer erarbeitet hatte. Die Forschenden beschreiben darin, dass in den Geschichten, die Familien sich über ihre Vorfahren erzählten, aus Antisemiten auf einmal Widerstandskämpfer würden.

2020 erklärten in der groß angelegten »Memo«-Studie 23,2 Prozent der Befragten, dass unter ihren Vorfahren Täter waren, aber 35,8 Prozent behaupteten, sie hätten Opfer in der Familie gehabt. Die Studie erstellte das Institut für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld (IKG) für die Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ).

2020 gab die Wochenzeitung »Die Zeit« eine repräsentative Umfrage in Auftrag: Auf die Frage »Wie stand Ihre Familie seinerzeit zum Nationalsozialismus« antworteten 30 Prozent der Befragten mit »Gegner«, nur jeder Fünfte entschied sich für »Mitläufer«, nur drei Prozent bezeichneten die eigenen Vorfahren als »Befürworter des Nationalsozialismus«. Mehr als ein Drittel wusste keine Antwort.

Am Dienstag stellten das IKG und die EVZ in Berlin ihre neue »Memo«-Studie vor. Auch hier zeigt sich, wie die Befragten zwischen der Allgemeinheit und der eigenen Familie unterscheiden. Die Vorstellung, dass der Wohlstand vieler Familien bis heute auf Verbrechen während der Zeit des Nationalsozialismus basiert, lehnen nur gut 20 Prozent

Vinzenz Engel / bpk

Deutsche Soldaten bei Einmarsch in Kyjiw 1941

»stark ab«. Die Vorstellung hingegen, dass der Wohlstand der eigenen Familie auf solche Verbrechen zurückgeht, lehnen fast 80 Prozent »stark ab«.

Es scheint, als gäbe es eine unausgesprochene Übereinkunft, dass die Beschäftigung mit der NS-Zeit an Gedenkstätten und Museen ausgelagert werden kann und dass sich nur die Familien der ganz krassen Fälle dazu verpflichtet fühlen müssen.

Einige Nachfahren der Hauptkriegsverbrecher haben sich geäußert. Niklas Frank, Sohn des NSDAP-Politikers und Hitler-Anwalts Hans Frank, der als »Schlächter von Polen« galt, schrieb mehrere Bücher über seine Familie. Albert Speer, der Sohn von Hitlers gleichnamigem Architekten und Rüstungsminister, äußerte sich in einem SPIEGEL-Gespräch über seinen Vater. Bettina Göring, die Großnichte von Hermann Göring, einem Nazi der ersten Stunde, veröffentlichte vergangenes Jahr ein Buch über ihren Großonkel. Kai Höss, der Enkel des Auschwitz-Kommandanten Rudolf Höß, sprach ebenfalls im vergangenen Jahr im SPIEGEL, nachdem der Film »The Zone of Interest« in die Kinos gekommen war, in dem seine Großeltern im Mittelpunkt stehen.

Diese Nachgeborenen stellten sich der Schuld ihrer Vorfahren, weil es ihnen ein Anliegen war. Die Schuld dieser Vorfahren aber ist auch zu offensichtlich, als dass man sie leugnen könnte.

Daneben aber gibt es unzählige Familien, in denen es komplizierter ist, die Mitverantwortung von Vorfahren dingfest zu machen – oder auch nur herauszufinden, was diese während der Hitlerzeit genau gemacht haben. Solange aber so viele Kinder, Enkel, Urenkel der durchschnittlichen Deutschen nicht wahrhaben wollen, dass eine Diktatur nur dann zwölf Jahre lang existieren kann, wenn auch die ganz normalen Leute sie mittragen, ergibt sich ein schiefes Bild.

Denn wenn Deutsche zu einem großen Teil ihre eigene Familiengeschichte nicht wahrhaben wollen, können sie dann überhaupt die Ursachen erkennen, an denen auch heute die Demokratie scheitern kann? Verstehen sie, wie der Antisemitismus funktionierte, die Ausgrenzung einer ganzen Bevölkerungsgruppe? Sind sie in der Lage, eine adäquate Haltung zum aktuellen Krieg in der Ukraine zu finden, wenn das Wissen um die nationalsozialistischen Verbrechen in der Ukraine abstrakt bleibt? Oder zum äußerst komplizierten Krieg in Nahost?

Immerhin: Seit einer Weile ist eine Art Gegenbewegung zu beobachten. 80 Jahre nach dem Ende von Krieg und Nationalsozialismus wollen nun auch jüngere Menschen wie Eva Neidlinger wissen, wie das denn nun war mit ihrer Familie und Hitler. Am Beispiel der Ukraine sei ihr klar geworden, was in Familien alles nicht bekannt sei, sagt Neidlinger: »Und das führt zu politischen Konsequenzen.«

Neidlinger hat vor einigen Wochen ein Rechercheseminar besucht, bei dem sie lernte,

Hermann Bredehorst / DER SPIEGEL

Rechercheur Spohr im Lesesaal des Bundesarchivs

Hermann Bredehorst / Laura Straub / DER SPIEGEL

Familiendokumente aus der NS-Zeit

wie man in Archiven arbeitet und historische Dokumente auswertet. Der Historiker Johannes Spohr gibt solche Seminare seit 2011 und stellt ein wachsendes Interesse daran fest. Es komme auch eine neue Generation dazu, sagt der 42-Jährige: Früher seien die Seminare vor allem von den Enkeln der Tätergeneration besucht worden, heute meldeten sich auch Urenkel wie Neidlinger an.

Spohr hat es sich zum Beruf gemacht, Nachfahren bei ihren Recherchen über die Zeit des Nationalsozialismus zu helfen. Er geht für sie in Archive, sichtet Dokumente und bekommt dabei auch mit, warum sie sich auf diesen Weg machen.

Während der Coronapandemie hätten viele Leute Zeit gehabt, ihre Keller und Speicher aufzuräumen; manche seien dabei auf alte Fotos und Dokumente mit Nazi-Abzeichen gestoßen, für die sie keine Erklärung gehabt hätten, sagt er. »Und dann kam 2022 die russische Vollinvasion in der Ukraine, die Menschen hörten Ortsnamen, die sie sonst kaum je gehört hatten, die ihnen aber aus Familienerzählungen bekannt vorkamen.« Wehrmachtssoldaten waren ab 1941 durch Charkiw, Cherson, Donezk, Luhansk gezogen, und von diesen Namen war nun ständig in den Nachrichten die Rede.

Viele seiner Kunden treibe auch die politische Lage in Deutschland um, der Aufstieg der AfD, sagt Spohr: »Sie fragen sich, ob da Zusammenhänge sind zwischen dem unbearbeiteten NS-Erbe und der Gegenwart.«

Vinzenz Engel / bpk

Wehrmachtssoldaten in Kyjiw 1941

Es gibt nicht die eine Zahl, an der sich das wachsende Interesse der Deutschen an der NS-Geschichte ihrer Familien belegen lässt. Im Bundesarchiv, das auch Akten zu Institutionen und Personen der NS-Zeit aufbewahrt, ist die Zahl der Nachfragen konstant hoch, im Schnitt gehen jährlich 75.000 Anfragen ein, mit einem hohen Anteil, der sich auf Personen bezieht. Das Bundesarchiv gehört allerdings auch zu den zentralen Anlaufstellen für Recherchen von Opfernachkommen.

Und doch kommen viele Indizien zusammen, die dafür sprechen, dass sich etwas bewegt. Der »Arbeitskreis für intergenerationelle Folgen des Holocaust«, ein Gesprächsverein für Nachkommen von Tätern und Opfern, konnte die Zahl seiner Mitglieder seit der Pandemie mehr als verdoppeln, auf 160 Mitglieder. Absolut gesehen ist es keine hohe Zahl, aber die Tendenz ist aufschlussreich. Seit der Pandemie bietet der Verein online Veranstaltungen an und wird dadurch auch bei jüngeren Leuten bekannter. Und die Jüngeren kämen, so heißt es im Verein, vor allem aus politischen Gründen, sie seien besorgt wegen des Rechtsrucks in Deutschland.

Ohnehin hat die Digitalisierung die Hürden gesenkt, sich mit der Geschichte der Vorfahren zu befassen. Akten lassen sich inzwischen online bestellen und manchmal auch online einsehen. Im Netz finden sich leicht Adressen, Kontaktpersonen, weiterführende Literatur und Broschüren. Dennoch braucht die Suche meist Spürsinn, Geduld und Wissen um die richtigen Anlaufstellen.

Die Journalistin Melanie Longerich arbeitet im Kölner NS-Dokumentationszentrum und hat immer wieder die Erfahrung gemacht, dass Nachfahren sich zwar für die NS-Vergangenheit ihrer Vorfahren interessieren, aber nicht recht wissen, wie sie Informationen erhalten. Longerich, 52, hat das auch aus Rückmeldungen erfahren, die sie auf ihren Podcast »Gestern ist jetzt« bekommen hat, den sie gemeinsam mit ihrer Kollegin Brigitte Baetz gemacht hat und in dem sie erzählt, wie Menschen ihren Familiengeschichten im Nationalsozialismus nachgehen.

Für die Geschichte ihrer eigenen Familie brauchte sie zumindest anfangs nicht viele Recherchekenntnisse. Als ihre Großmutter Ende der Neunzigerjahre starb, fand sie ein Foto ihres Großvaters in SA-Uniform. Einige Jahre später bekam sie das Tagebuch ihrer Großeltern, das diese für ihre Kinder angelegt hatten. Daraus geht klar hervor, welche Privilegien sie dank der Regimetreue genossen hatten: eine rauschende Hochzeit etwa, gemeinsam mit SA-Kameraden, bei der das Deutschlandlied gesungen wurde.

Hermann Bredehorst / DER SPIEGEL

Tagebuch des Großvaters

Der Großvater, der lange arbeitslos gewesen war, bekam durch seine Verbindungen auch eine Stelle als Beamter. Juden durften laut Gesetz keine Beamten mehr sein, die frei gewordenen Stellen wurden häufig mit Parteigängern besetzt. »In der Familie hieß es immer, dass dieser Großvater ein Arschloch gewesen sei, dass er getrunken und seine Kinder geschlagen habe. Aber wie genau er von der Nazizeit profitiert hat, was er gemacht hat, diese Fragen haben seine Kinder nicht gestellt, obwohl es das Tagebuch gibt, in dem er seinen Werdegang beschreibt. Das aber hatte niemand gelesen«, sagt Longerich.

Longerich begann erst nach dem Tod ihrer Großmutter, Fragen nach der Vergangenheit zu stellen. Das ist typisch – und ein Grund, warum die Aufarbeitung in den Familien erst jetzt spürbar in Gang kommt. Der Autor Stephan Lebert und der Psychologe Louis Lewitan weisen darauf in ihrem Buch »Der blinde Fleck« hin, das vor zwei Wochen erschien. »Der Panzer des Schweigens« über die Schuld von Vorfahren in der NS-Zeit breche auf, so heißt es in der Verlagsankündigung, weil diese Vorfahren nicht mehr lebten: »Da sie keine Konfrontation mit den Großeltern oder Eltern mehr fürchten müssen, recherchieren immer mehr Menschen ihre Familiengeschichte und spüren nach, wie sich diese auf

die eigenen Lebensmuster ausgewirkt hat.« Viele Enkel der NS-Generation räumen zurzeit die Wohnungen und Häuser ihrer pflegebedürftigen oder verstorbenen Eltern aus. Manche finden Familiendokumente aus dem Nationalsozialismus, die die Eltern weggepackt hatten, weil ihnen das, was damit verbunden war, zu naheging. Wegen des zeitlichen und generationalen Abstands haben Enkel weniger Scheu, sich der Vergangenheit zu nähern, gerade dann, wenn die Eltern nicht mehr leben.

Und so brechen oft Familienerzählungen auf, die bis dahin die Wahrheit allzu gnädig zudeckten. Diejenigen, die Verbrechen mitbekommen oder mitzuverantworten hatten, gaben ihren Kindern oft eigene Versionen der Geschichte weiter – manchmal absichtlich, manchmal unabsichtlich. Denn Erinnerungen, das zeigt die Gehirnforschung, verformen sich leicht und folgen eigenen Wünschen.

Kinder wiederum hätten an ihre Eltern eine sehr enge Bindung, sagt der Kölner Arzt und Psychotherapeut Peter Pogany-Wnendt, ein Nachfahre von Holocaustopfern, der sich im Vorstand des »Arbeitskreises für intergenerationelle Folgen des Holocaust» engagiert. Das liege allein schon daran, dass Kinder in den ersten Lebensjahren existenziell abhängig von ihren Eltern seien: »Die enge Bindung bleibt auch dann, wenn sie sich nicht gut verstehen« – die Geschichten der Eltern wurden deswegen oft nicht angezweifelt.

Die nächsten Generationen aber sind weniger verstrickt in die Gefühle der Kriegskinder und deren Eltern. Gerade die Urenkel haben jeweils acht Urgroßeltern, die sie in den seltensten Fällen noch gekannt haben. Eva Neidlinger sagt: »Die Älteren fühlen sich oft noch direkt schuldig oder sind sehr mit der Frage beschäftigt, wie schuldig jemand aus der Familie war«, sagt sie. »Mein Abstand ermöglicht mir, Schuldgefühle anerkennend zur Seite zu stellen. Mir geht es eher um ein Verantwortungsbewusstsein für die Zukunft.«

Ihre Generation sei zudem ganz anders vertraut mit psychologischen Themen als die Älteren, sagt Neidlinger: »Früher war es wohl eher tabuisiert, eine Therapie zu machen, heute ist es endlich zur Normalität geworden.« Auch aus diesen Gründen interessieren sich Urenkel für ihre Vorfahren: Sie wollen wissen, wodurch sie geprägt worden sind.

Auch Norman Bötel und Bastian Klug begeben sich als Urenkel auf die Spuren ihrer Vorfahren. Die beiden 28-Jährigen lernten sich vor Jahren im Internet kennen, bei gemeinsamen Computerspielen. Bötel ist Grafiker, Klug wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fach Philosophie an der Uni Gießen. Schnell merkten sie, dass sie sich für ähnliche Themen interessieren. Sie seien über den Rechtsruck in Deutschland miteinander ins Gespräch gekommen, sagen sie bei einem Onlineinterview, bei dem sich der eine aus Gießen, der andere aus Hamburg zugeschaltet hat.

Klug sagt: »In unserer Generation haben viele Angst vor der Zukunft. Die AfD schafft in den sozialen Medien Angebote für diese Leute, lockt sie mit Themen wie Heimat, Verwurzelung, Identität.«

Norman Bötel

Ausschnitt aus Projekt »Worüber wir nicht reden«

Bötel und Klug wollten eine Art Gegenangebot machen. Sie schufen das multimediale Werk »Worüber wir nicht reden«, einen Film und ein fiktives Tagebuch. Das Tagebuch basiert auf Interviews mit 16- bis 29-Jährigen und ist aus der Sicht einer jungen Person geschrieben, die erfährt, dass der Opa ein Kriegsverbrecher war. Die Person ist entsetzt, dass Familienmitglieder ihn verteidigen, lernt sich selbst aber über die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit besser kennen.

Die eigene Identität, so wollen Bötel und Klug vermitteln, entsteht nicht nur durch Stolz und Identifikation mit vermeintlich Großem, sondern auch durch die Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, so schmerzhaft diese sein mag. Ihr Projekt haben sie für den »Talent Award« des deutschen Art Directors Club eingereicht, sie wissen schon, dass sie einen Preis bekommen werden, aber welchen, das erfahren sie erst bei der Verleihung Ende Mai.

Am 8. Mai werden einige Menschen sich noch aus eigener Erfahrung an die Zeit von Krieg und Nationalsozialismus erinnern können. Man könnte die Chance nutzen, sie zu fragen. Denn vielleicht ist es das letzte runde Jubiläum, an dem das möglich ist. Und auch die politische Lage unterscheidet den 80. Jahrestag des Kriegsendes von vorherigen Jahrestagen: Die teilweise rechtsextreme AfD wird bei der Feierstunde im Bundestag dabei sein, in der Ukraine und im Nahen Osten werden die Kriege weitergehen.

All das wirkt sich auf jene aus, die sich aufmachen, um mehr zu erfahren über die NS-Generation. Sie wollen ihre heutigen politischen Auffassungen mit dem Wissen um die Vergangenheit schärfen.

Doch es bestärkt auch jene, die davon noch nie oder jetzt erst recht nichts wissen wollen.

Der Historiker Oliver von Wrochem, der unter anderem die KZ-Gedenkstätte Neuengamme im Osten von Hamburg leitet und dort Rechercheseminare und Gesprächsseminare zu Vorfahren in der NS-Zeit etabliert hat, sieht das konstant hohe Interesse an diesen Angeboten, glaubt aber, dass es insgesamt eher eine »wachsende Minderheit« sei, die sich hier auf die Suche mache. Zugleich sagt er: »Es gibt leider Gegenkräfte, die stärker an das Leid der deutschen Mehrheitsbevölkerung und an die Folgen der Niederlage für diese Gruppe erinnern wollen und ein Ende des ›Schuldkults‹ fordern.«

So ergibt sich also zum Jahrestag ein gemischtes Bild: Da sind Neugierde, Offenheit, Fragen, aber auch Zurückhaltung, Verleugnung und Abwehr. Werden die Enkel und Urenkel die Chance nutzen und das Schweigen in den Familien brechen? Oder wird die mögliche Verantwortung der eigenen Vorfahren für den Zerfall der Weimarer Republik, der ersten deutschen Demokratie, für den Hass und die Ausgrenzung, für die Verbrechen in Vergessenheit geraten, weil es nicht so wichtig zu sein scheint oder peinlich?

An einem Vormittag in Berlin bricht der Historiker Johannes Spohr zur Arbeit auf. Ein Kunde möchte etwas über einen Vorfahren erfahren. Spohr fährt ins Bundesarchiv im Ortsteil Lichterfelde, meldet sich beim Pförtner, geht ins Hauptgebäude, schließt seine Tasche in einen Spind ein und legt seinen Laptop in einen Korb, auf dem ein Bundesadler zu sehen ist. An der Aktenausgabe bekommt er blaue Kladden ausgehändigt, mit denen er in den Lesesaal geht. Vier andere Männer sitzen dort weit voneinander entfernt über ihren eigenen Akten, blicken nicht einmal auf, als Spohr fotografiert wird.

Eines der Dokumente, die Spohr nun auf seinen Tisch legt, ist verblichen und zerkratzt, in alter Schrift steht darauf geschrieben, worum es geht. Spohr wird von einer Archivarin begleitet, die die Fotoarbeiten überwacht, beide bitten darum, diese Akte weder zu fotografieren noch darüber zu schreiben.

Wie die meisten von Spohrs Auftraggebern will auch dieser zwar die Wahrheit wissen, sich aber auch davor schützen – zumindest vor öffentlichen Reaktionen.

Eva Neidlinger hat ein künstlerisches Bild gefunden, das diese Gemengelage aus Neugierde und Scheu ausdrückt, die so typisch ist für die Deutschen 80 Jahre nach dem Ende von Krieg und Nationalsozialismus. Vor Kurzem machte sie bei dem Kunstprojekt »Enkel:Innen« der Kulturstiftung Schloss Wiepersdorf mit. Hier arbeiteten Nachkommen von Holocaustüberlebenden gemeinsam mit Nachkommen der Tätergeneration an Werken. Neidlinger kam auf die Idee, die menschlichen Skulpturen im Schlosspark zu verhüllen.

Was verhüllt ist, kann sichtbar werden. Es muss sich aber jemand dazu entschließen, es zu enthüllen.

Susanne Beyer ■

Für die eigene Recherche: Die wichtigsten Schritte, um der Familiengeschichte während der NS-Zeit auf die Spur zu kommen, haben wir online zusammengestellt. Sie finden den Text auf SPIEGEL.de unter diesem Link: https://www.spiegel.de/familiengeschichte

Eine Suche und was sie mit mir macht

ESSAY In unserer Familie galt mein Großvater als freundlicher Mann, als Anti-Nazi. Warum ich trotzdem die Frage nach seiner Schuld in der NS-Zeit gestellt habe. *Von Susanne Beyer*

Beyer, 55, ist seit 1996 beim SPIEGEL, unter anderem im Kulturressort und im Hauptstadtbüro. Heute arbeitet sie ressortübergreifend.

Susanne Beyer: »Kornblumenblau. Der geheimnisvolle Tod meines Großvaters 1945 und die Frage, was er mit den Nazis zu tun hatte«. SPIEGEL-Buch bei DVA; 240 Seiten; 22 Euro.

Mein Großvater war nicht bei der Wehrmacht. Ich habe auch keinen Hinweis darauf gefunden, dass er in die NSDAP eingetreten wäre oder gar in die SA oder die SS. Mein Großvater galt als sympathisch, ehrlich, »gleichbleibend freundlich«, so heißt es in einem Dokument, das ich über ihn entdeckt habe, und darin steht auch, er sei ein »eifriger Verfechter der demokratischen Staatsidee« gewesen. Ich habe die Argumente hin- und hergewendet, die dafür oder dagegen sprechen, dass diese Einschätzung glaubwürdig ist. Inzwischen würde ich sagen: eher schon.

Mein Großvater ist in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges erschossen worden. Er wurde 38 Jahre alt. In meiner Familie galten die Leute um ihn herum als verdächtig, irgendetwas mit seinem frühen Tod zu tun zu haben – seine Kollegen. Er sei anders gewesen als sie und habe zu viel gewusst von deren Machenschaften, so hieß es.

Meine Großmutter, seine Witwe, habe ich noch gut kennengelernt. Ich kann sie nicht objektiv beurteilen, weil ich sie sehr geliebt habe, aber ich kann bezeugen, dass sie Adolf Hitler immer ausgeschimpft hat, wenn er in einer Fernsehdokumentation auf Archivbildern zu sehen war. Sie war Musikerin, lebte in der klassischen Musik und mochte fast alle Komponisten, aber Hitlers Lieblingskomponisten Richard Wagner verachtete sie und schüttelte sich, wenn sein Tristan-Akkord auch nur angespielt wurde.

Weil ich diese Eindrücke von meinen Großeltern vor Augen hatte, wurde mir für einen Moment übel, als ich gemeinsam mit meiner Lektorin den Untertitel für mein Buch »Kornblumenblau« festgelegt habe. Das Buch erzählt von der Suche nach meinem Großvater, wie er umkam, was er im Nationalsozialismus getan hat, und was all das mit mir heute macht. Und weil in meiner Familie über meinen Großvater gesagt wurde, er habe sich mit der synthetischen Herstellung des Kornblumenblaus befasst, entschied ich mich schnell für den Haupttitel, der sich auf diese schöne Farbe bezieht. Doch beim Untertitel zögerte ich. So wie er jetzt lautet, stellt er in voller Absicht einen Kontrast zu dem poetischen Haupttitel her und bringt meinen Großvater in Verbindung mit den größten Übeltätern der Geschichte: »Der geheimnisvolle Tod meines Großvaters 1945 und die Frage, was er mit den Nazis zu tun hatte.«

Es ist zwar genau die Frage, um die es mir geht, aber ich zögerte, weil ich fürchtete, dass durch sie die Indizien, die auf positive Weise *für* meinen Großvater sprechen, zunichtegemacht würden. Mir geht es damit nicht anders, als den meisten Deutschen: Wir wollen gute Großväter haben. Umfragen zeigen immer wieder, wie klein der Anteil derjenigen ist, die zugestehen wollen, dass ihre Vorfahren etwas mit Nazis zu tun hatten oder sogar selbst welche gewesen sind.

Warum ich der Frage nach den Verbindungen meines Großvaters zu den Nazis trotzdem nachgegangen bin und meine Suche dann auch noch öffentlich beschreibe? Da kamen unterschiedliche Gründe zusammen.

Über die Hauptkriegsverbrecher des Nationalsozialismus wissen wir das meiste. Sie tragen auch die größte Verantwortung, keine Frage. Doch schon knapp unterhalb der allerersten Riege wird unser Wissen diffuser. Das gilt auch für den Bereich, in dem mein Großvater gearbeitet hat. Er war Chemiker und im Reichsamt für Wirtschaftsausbau angestellt, weil er sich mit Buna, synthetischem Kautschuk, auskannte, der massenweise im Krieg gebraucht wurde. Das Reichsamt hatte die Aufgabe, die Interessen des Chemiekonzerns I. G. Farben bei der NS-Regierung durchzusetzen und umgekehrt.

Noch vor 40 Jahren war besser bekannt, was der oberste Chef meines Großvaters, der Chemiker Carl Krauch, angerichtet hat. Als Präsident des Reichsamts für Wirtschaftsausbau und Aufsichtsratsvorsitzender der I. G. Farben war Krauch für die Belieferung der Wehrmacht mit Stoffen verantwortlich, die die Chemieindustrie produzierte. Krauch ließ gemeinsam mit I. G.-Farben-Direktoren dafür auch ein Buna-Werk in Auschwitz bauen. Nach dem Krieg wurde er wegen »Versklavung« von KZ-Häftlingen, so hieß es in der Begründung, zu sechs Jahren Haft verurteilt. Heute scheint das Wissen um die Rolle der deutschen Chemieindustrie im Holocaust zu wenig vorhanden zu sein. Ich wollte deshalb auf die Verbrechen hochrangiger Chemiker wie Krauch hinweisen.

Vor allem aber auf eine Erkenntnis, die ich nach meinen Archivrecherchen nicht mehr leugnen kann: Auch Untergebene wie mein Großvater, selbst wenn sie womöglich eine innere Distanz zum Regime gehabt haben sollten und als freundliche Menschen in Erinnerung blieben, hatten ihren Anteil daran, dass die Diktatur funktionieren konnte, dass Menschheitsverbrechen möglich wurden.

Ein weiterer Grund: Sosehr ich auch an mir selbst merke, warum viele Deutsche sich mehrheitlich lieber Illusionen machen wollen über ihre Vorfahren, finde ich, dass wir so nicht weitermachen sollten. Wir

können nicht einerseits die Erinnerungskultur als Teil unseres Selbstverständnisses ansehen und gleichzeitig verdrängen, welche Rolle Familienmitglieder damals spielten.

Und außerdem habe ich diesen Beruf, der mir in diesem Fall wie eine Verpflichtung erschien. Ein Klempner kennt sich mit den Funktionsweisen von Rohren aus, eine Journalistin hat das Handwerk des Recherchierens gelernt. Ich weiß, wie man an historische Informationen kommt, habe oft in Archiven mit Originaldokumenten gearbeitet, konnte also Tipps geben, wie auch andere Leute sich auf Spurensuche begeben können.

Natürlich wusste auch ich manches nicht, bevor ich mich intensiv auf meine Suche begeben habe. Ich hatte keine Ahnung, wie man einen Stammbaum erstellt oder welche biologischen Faktoren relevant sind, wenn man sich mit Vorfahren und deren Prägungen beschäftigt. Ich wusste auch nicht, an wen man sich wendet, wenn man Rechercheergebnisse psychisch verarbeiten möchte. Aber ich hatte die Möglichkeit, so etwas in Erfahrung zu bringen, es aufzuschreiben, dieses Wissen also zu teilen.

Es gibt aber auch noch einen entscheidenden Grund, warum ich meinte, keine Wahl zu haben, meinem Vorfahren hinterherzuspüren oder nicht. Immer wieder habe ich im Laufe meines Berufslebens mit Holocaustopfern gesprochen. Für sie ist es in der Regel nicht möglich, das, was gewesen ist, zu verdrängen. Die Opfer und deren Nachkommen leben mit Traumata, viele haben eine Unzahl von Toten im Rücken.

Natürlich: So eine Suche ist belastend. Ich war mir nicht sicher, ob es angemessen ist, hier darauf hinzuweisen, denn diese Belastungen sind in keiner Weise mit denen der Opferfamilien zu vergleichen. Aber es bringt auch nichts, es zu verschweigen, denn es hat ja seine Gründe, warum so viele Deutsche der Frage nach ihren eigenen Vorfahren ausweichen. Ich selbst wollte zwischendurch auch hinschmeißen und nichts damit zu tun haben, wenn es dunkel wurde um meinen Großvater. Ich hatte Phasen, in denen ich wirklich niedergeschlagen war. Außerdem können sich ganze Familien darüber zerstreiten, wenn jemand genauer hinschauen möchte. Ich habe ständig von solchen Fällen gehört, die Gefahr ist real, und die Folgen sind teilweise dramatisch. Ich selbst bin von meiner Familie unterstützt worden, und das ist ein enormer Vorteil, den ich sehr zu schätzen weiß und nutzen wollte.

Bei meiner Suche haben sich viele Begegnungen ergeben – und das gehört zum ganzen Bild dazu –, die ich nicht missen möchte. Letztlich betrifft die Frage nach den NS-Verstrickungen alle Deutschen, deren Vorfahren zu der Zeit hier gelebt haben. Ich habe in den vergangenen Monaten Gespräche geführt, die auf besondere Weise offen und nachdenklich verliefen. Man spricht wirklich anders miteinander, wenn es um die eigenen Leute geht, als wenn von den Görings und Ribbentrops die Rede ist. Häufig geht es dann darum, wie man zu Urteilen kommt, die gleichermaßen gerecht und eindeutig sind. Es vertieft Beziehungen, wenn man sich gegenseitig dabei hilft, die richtigen Maßstäbe dafür zu finden.

Allerdings fällt es mir bis heute schwer, den Begriff »Täter« auf meinen Großvater zu beziehen. Auf einer abstrakten Ebene sehe ich ein, dass es sinnvoll ist, den Täterbegriff nicht nur auf NSDAP-, SA- oder SS-Mitglieder anzuwenden, sondern auch auf Mitwisser und Augenzeugen der Verbrechen, auch auf Befehlsempfänger. Aber intuitiv sträubt sich immer wieder etwas in mir, und dann ärgere ich mich über mich selbst.

Immerhin weiß ich jetzt, wo der Fehler liegt, wenn ich an »Täter« denke, insbesondere an »Täter« des Nationalsozialismus. Ich glaube, bei mir und anderen beruht er auf einem Missverständnis über Täterschaft in der NS-Zeit, einem Missverständnis über das Wesen des Menschen. Ich habe das durch Yehuda Bauer und andere verstanden.

> Die Beschäftigung mit den Vorfahren aus dieser bestimmten Generation führt unweigerlich ins Heute.

Privat

Großvater der Autorin in Berlin 1942

Der israelische Historiker sagte 1998 bei einer Rede im Deutschen Bundestag: »Das Fürchterliche an der Shoah ist eben nicht, dass die Nazis unmenschlich waren; das Fürchterliche ist, dass sie menschlich waren – wie Sie und ich.« Der deutsche Historiker Götz Aly knüpft in seinem Buch »Unser Nationalsozialismus« an diesen Satz an: »Ebendas, die Nähe, erklärt das weitverbreitete Bedürfnis nach maximaler Distanz. Aber die Mordtaten haben keine Außerirdischen verbrochen, genannt ›die SS-Schergen‹, ›die Nationalsozialisten‹, ›die Intensivtäter‹, ›die Rassenideologen‹, sondern normale Menschen aus allen Schichten der deutschen Bevölkerung.«

Wenn wir uns also mit unseren Vorfahren aus der NS-Zeit beschäftigen, werden wir Menschen begegnen, die abgründige Seiten hatten, aber oft auch freundliche. Wir werden Menschen begegnen, die anders geprägt wurden als wir, viele durch den Nationalismus und Rassismus der Kaiserzeit, doch im Prinzip waren sie uns ähnlich. Das bedeutet nicht, ihnen ihre Taten zu verzeihen, ihr Wegschauen und Mitmachen. Das bedeutet nicht, uns um die Frage herumzudrücken, warum es gerade die Deutschen waren, die zu solchen Untaten fähig waren. Es bedeutet aber, dass wir irren können, wenn wir auf unsere Vorfahren herabschauen und glauben, wir selbst und unseresgleichen würden nie tun, was sie getan haben.

Somit lautet die Botschaft unserer Vorfahren an uns, dass auch wir Heutigen gefährdet sind, dass auch wir in unsere Zeit gestellt sind und uns prüfen sollten, wem wir politisch folgen und ob wir uns richtig verhalten. Insofern erübrigt sich auch die Frage, ob wir unsere Kraft nicht lieber darauf verwenden sollten, uns mit heutigen Themen zu beschäftigen. Denn die Beschäftigung mit den Vorfahren aus dieser bestimmten Generation führt unweigerlich ins Heute.

Das aber sind doch wertvolle Botschaften aus der Vergangenheit. Viel wertvoller als jede beschönigende Geschichte über unsere Vorfahren es sein könnte. ■

»Ich vernehme zu oft den Wunsch, wir Juden sollten verzeihen«

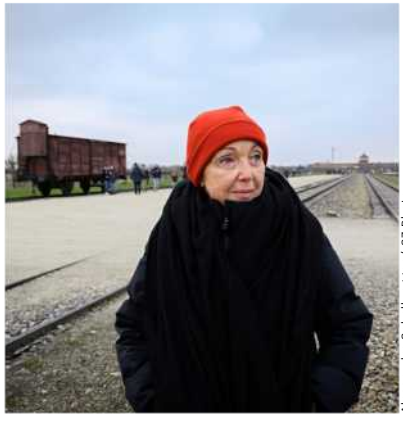
ZEITZEUGEN 80 Jahre nach dem Ende des Holocaust beobachtet die Auschwitz-Überlebende Eva Umlauf bei den Deutschen eine Neigung zur Täter-Opfer-Umkehr.

Umlauf, 82, ist eine der letzten Holocaustüberlebenden in Deutschland. Die Jüdin wurde 1942 in einem Arbeitslager geboren und zwei Jahre später gemeinsam mit ihren Eltern ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Der Transport erreichte das Lager am 3. November 1944. Tage zuvor waren einige Tausend Mütter mit ihren Kindern im Gas ermordet worden. Wegen des Heranrückens der Roten Armee stellte die SS nun aber die systematische Vernichtung ihrer Opfer ein, nur deswegen überlebten Umlauf und ihre im vierten Monat schwangere Mutter. Ihren Vater ermordeten die Nazis. Eva Umlauf studierte in Bratislava Medizin und folgte ihrem Ehemann, einem polnischen Schoa-Überlebenden, 1967 nach München. Hier arbeitete sie zunächst als Kinderärztin, heute betreibt sie eine psychotherapeutische Praxis.

SPIEGEL: Frau Umlauf, Sie arbeiten heute in München als medizinische Psychotherapeutin. Viele Ihrer Patienten sind vermutlich Nachkommen von Tätern im Nationalsozialismus.
Umlauf: Viele? Ich würde sagen: alle.
SPIEGEL: Jedenfalls waren viel mehr Vorfahren Täter, als es die meisten Nachkommen annehmen. Fällt es Ihnen manchmal schwer, sich um die Nachkommen derer zu kümmern, die Ihrer Familie nach dem Leben trachteten – oder die es jedenfalls mittrugen, dass der Holocaust stattfinden konnte?
Umlauf: Wissen Sie, ich lebe seit dem Ende der Sechzigerjahre in Deutschland und bin darauf eingestellt, dass die Nachkommen der Täter Probleme haben. Viele von ihnen haben Schuldgefühle. Es kommt auch häufig vor, dass sie glauben, selbst Juden unter ihren Vorfahren zu haben. Eine Patientin fand heraus, dass sie tatsächlich weit entfernt jüdische Vorfahren hat, und sagte dann immer wieder, sie habe Angst, in Deutschland zu leben.

* Bei Besuch in der KZ-Gedenkstätte Auschwitz 2023.

SPIEGEL: Die Patienten wollen selbst jüdisch sein, um sich von Schuldgefühlen zu entlasten, wollen quasi emotional von der Täter- auf die Opferseite wechseln?
Umlauf: Ja, solche Wünsche stecken wohl dahinter. Bei dieser Patientin nahm es pathologische Züge an.
SPIEGEL: Wie erklären Sie sich, dass sich nur ein kleiner Teil der Deutschen vorstellen kann, dass die eigenen Vorfahren Täter gewesen sind?
Umlauf: Wir dürfen nicht vergessen: Viele sind ihr Leben lang angelogen worden. Mir erzählte eine Frau, ihr sei immer gesagt worden, ihr Großvater habe eine Lungenkrankheit gehabt und sei deswegen nie im Krieg gewesen. Sie fand dann aber heraus, dass er die Aufgabe hatte, in die Zäune von Auschwitz Strom einzuführen, damit die Häftlinge, die fliehen wollten, an den elektrischen Stößen starben. Wie fühlt sich so jemand, der herausfindet, dass er angelogen wurde? Niemand will einen Opa haben, der so etwas gemacht hat. Aber wenn man jemanden anlügt, wird doch nichts besser.
SPIEGEL: Vielleicht hat in diesem Fall schon der Großvater selbst nie erzählt, was genau er gemacht hat.



Alessandra Schellnegger / SZ Photo

Zeitzeugin Umlauf*

Umlauf: Das ist möglich. Die Männer kamen nach dem Ende des Krieges als Verlierer in ihre Familien zurück, hatten einem verbrecherischen Regime gedient und waren im Krieg unterlegen. Der Film »Das Wunder von Bern« fängt das sehr gut ein. Es ist eine Vater-Sohn-Geschichte. Der Vater kommt aus dem Krieg zurück und wird in seiner Familie eigentlich nicht mehr gebraucht. Von seinem Sohn wird er als Fremder, als Eindringling wahrgenommen. Vater und Sohn fahren dann gemeinsam zu diesem Fußballspiel, bei dem die Deutschen Weltmeister wurden …
SPIEGEL: 1954 war das, in Bern.
Umlauf: Ja. Erst als die Deutschen sich wieder als Sieger fühlen konnten, auch wenn nur eine Sportmannschaft ein Spiel gewonnen hat, fanden die Väter in ihre Familien zurück.
SPIEGEL: Der Krieg hatte sich irgendwann gegen die deutschen Angreifer gerichtet. Die Städte waren bombardiert worden, über fünf Millionen Soldaten der Wehrmacht waren gefallen, Deutsche mussten fliehen. Das führte dazu, dass sich manche von ihnen in der Nachkriegszeit selbst als Opfer fühlten.
Umlauf: Ich gehe zu bestimmten Einladungen gar nicht mehr hin, weil ich schon weiß, was da auf mich zukommt. Wie oft habe ich den Satz gehört, Hitler habe dem eigenen Volk so viel angetan.
SPIEGEL: Wenn es um die Kriegserlebnisse der Deutschen geht, ist in der alltäglichen wie auch in der Fachsprache von »Trauma« die Rede – genauso wie bei den Opfern des Holocaust. Was halten Sie davon?
Umlauf: Nun, wenn jemand zum Beispiel die Bombenangriffe auf Dresden im Februar 1945 erlebt hat, dann ist er traumatisiert. So jemand sollte sich trotzdem die Frage stellen, warum Dresden überhaupt bombardiert worden ist. Es ist dieser eine Satz, der mir in Gesprächen oft fehlt: die Einordnung des eigenen Leids in die politischen Ursachen und der Verantwortung der Deutschen für diese Ursachen.
SPIEGEL: Die Alliierten wollten die Deutschen damals zum Aufgeben bewegen.
Umlauf: Ja, und wer nicht dazu sagt, dass es ohne den Nationalsozialismus diese Bomben nicht gegeben hätte, wer nur das eigene Leid im Krieg sieht, der betreibt eine Täter-Opfer-Umkehr.
SPIEGEL: Müssten neue Begriffe gefunden werden, mit denen die Traumata voneinander unterschieden würden?
Umlauf: Wichtig ist vor allem, dass sich die Deutschen klarmachen, dass sich Traumata in den Familien der Opfer und denen der Täter unterschiedlich zeigen.
SPIEGEL: Inwiefern?
Umlauf: Als Opfer des Holocaust leben Sie in amputierten Familien. Wir hatten keine Oma, wir hatten keine Tante und keine Cousine. Wenn mir als Kind ein anderes Mädchen sagte, sie trage einen Pullover, den ihre Oma gestrickt habe, konnte ich mir das gar nicht vorstellen. Oder ein anderes Beispiel: Meine Mutter, meine Schwester und ich haben ja bis

Ende der Sechzigerjahre in der Slowakei gelebt. Meine Mutter hat jedes Wochenende ganze Bleche Hefekuchen gebacken, mit Nüssen und Schokolade, Kakao und Mohn. Ich fragte sie: Wer soll das essen? Sie antwortete: Vielleicht kommt ja jemand.

SPIEGEL: Ihre Mutter wollte die Illusion aufrechterhalten, eine große Familie zu haben?

Umlauf: Vermutlich. Sie kannte es aus ihrer eigenen Kindheit, dass am Wochenende die Familie zusammenkommt. Nun aber waren die meisten tot. In dem Ort, in dem wir nach dem Krieg lebten, wohnten noch fünf übergebliebene jüdische Familien. Die immerhin kamen dann zu uns zu Besuch.

SPIEGEL: Ihre Mutter war in Auschwitz schwanger, Ihre Schwester Nora wurde nach der Befreiung des Lagers dort geboren, hat »Auschwitz« als Geburtsort in ihrem Pass stehen. Ihre Mutter war später oft krank, starb dann an einem dritten Herzinfarkt. Wie deuten Sie als Ärztin das Krankheitsbild Ihrer Mutter?

Umlauf: Sie hatte tatsächlich sowohl physische als auch psychische Probleme, die sicher miteinander zu tun hatten und eine Folge ihres Traumas waren. Sie ist am Ende ihres Lebens schwer depressiv geworden und im Alter von 72 Jahren gestorben.

SPIEGEL: Erhöhen Traumata das Risiko für Herzinfarkte?

Umlauf: Ja, diese Traumata machen körperlich krank.

SPIEGEL: In der Alternsforschung heißt es, dass sich die Folgen von Traumata im Alter oft deutlicher zeigen als in den Jahrzehnten davor. Woran liegt das?

Umlauf: Im Alter fehlt die Kraft, die Trauer zu unterdrücken.

SPIEGEL: Merken Sie das auch bei sich selbst?

Umlauf: Ich bin viel strenger geworden. Ich kann, wie gesagt, diese alten Deutschen, die sich wegen ihrer Kriegserlebnisse ständig selbst bemitleiden, nicht mehr ertragen. Und dazu stehe ich heute.

SPIEGEL: Inwiefern wirkt sich die Tatsache, dass viele Deutsche ihre Familiengeschichte in der NS-Zeit immer noch verdrehen und verdrängen, auf die heutige politische Lage aus?

Umlauf: Sie scheinen mir oft nicht in der Lage zu sein, zu sehen, was kommt. Sie sind so naiv. Schauen Sie, ich war bei der diesjährigen Holocaustgedenkstunde am 29. Januar zu Gast im Bundestag. Am selben Tag – ich war gerade auf der Rückfahrt nach München – lässt der CDU-Vorsitzende Friedrich Merz es zu, dass seine Partei bei einem Migrationsthema gemeinsam mit der AfD abstimmt.

SPIEGEL: Sie haben darüber einen offenen Brief in der »Süddeutschen Zeitung« geschrieben mit der Überschrift: »Tun Sie es nicht, Herr Merz«.

Umlauf: Den habe ich noch in der Nacht meiner Rückkehr aus Berlin geschrieben. Wer so etwas wie Merz tut, kann das doch nur machen, wenn ihm das Gespür für die Geschichte fehlt. Und wenn er die AfD für nicht so gefährlich hält, wie sie es aber in Wirklichkeit ist.

Dieter Mayr / DER SPIEGEL

Ärztin Umlauf in ihrer Münchner Wohnung

SPIEGEL: Haben Sie noch ein anderes Beispiel für das, was Sie politische Naivität der Deutschen nennen?

Umlauf: Wer hat hier nicht noch Anfang 2022 alles gesagt, Russland würde die gesamte Ukraine niemals angreifen. Mir war klar, dass es so kommt, als Russland Monate vorher seine Truppen vor der ukrainischen Grenze für Militärmanöver zusammenzog.

SPIEGEL: Entwicklungen voraussehen zu können, hat etwas mit Erfahrung zu tun.

Umlauf: Ich habe dieses Bauchgefühl, und das liegt wohl an meiner Erfahrung. Ich habe ja auch noch Stalin erlebt und meine jungen Jahre in der Tschechoslowakei verbracht, also im Einflussbereich der Sowjetunion. Ich weiß, wie Diktatoren sich verhalten.

SPIEGEL: Und die Deutschen, die zwei Diktaturen erlebt haben, wissen es nicht?

Umlauf: Jedenfalls ziehen sie oft nicht die richtigen Schlüsse daraus. Die Leute, die in der DDR gelebt haben, wussten ja auch, wozu die Sowjetunion in der Lage war. Aber heute scheinen sie vergessen zu haben, wie viele Mauertote es gab, wie viele Kinder ins Heim mussten, weil ihre Eltern ins Gefängnis kamen. Wenn sie es noch wüssten, würden sie heute nicht die AfD wählen und herumsitzen und jammern, wie schlecht es ihnen geht. Ich meine damit nicht alle. Es gibt viele gescheite Leute. Aber der Großteil benimmt sich, als wäre sein Gehirn ausgeschaltet.

SPIEGEL: Wirkt sich die Neigung von Deutschen zur Geschichtsverdrehung auch auf das Verhältnis zu Jüdinnen und Juden aus?

Umlauf: Die Juden hat man immer gehasst. Aber es war lange nicht mehr so laut, nicht so salonfähig wie heute. Doch das ist nicht nur in Deutschland so. Obwohl die Hamas noch jüdische Geiseln in ihrer Gewalt hat, stellen sich junge Leute an den Universitäten der USA und überall auf der Welt ausschließlich auf die Seite der Palästinenser.

SPIEGEL: Es ist schwierig festzustellen, was hier Antisemitismus ist und was eine berechtigte Kritik an der brutalen Art und Weise, wie Israels Premierminister Benjamin Netanyahu Krieg gegen die Palästinenser führt.

Umlauf: Netanyahu ist ein Unglück für Israel und viel zu oft gewählt worden. Aber es protestieren auch viele Israelis gegen ihn. Das wird ständig übersehen, es wird gleich das Existenzrecht Israels angezweifelt. Die Existenz Israels ist für uns Juden aber wahnsinnig wichtig. Wenn es dieses Land als Zufluchtsort nicht mehr gibt, dann sind wir nirgendwo mehr sicher.

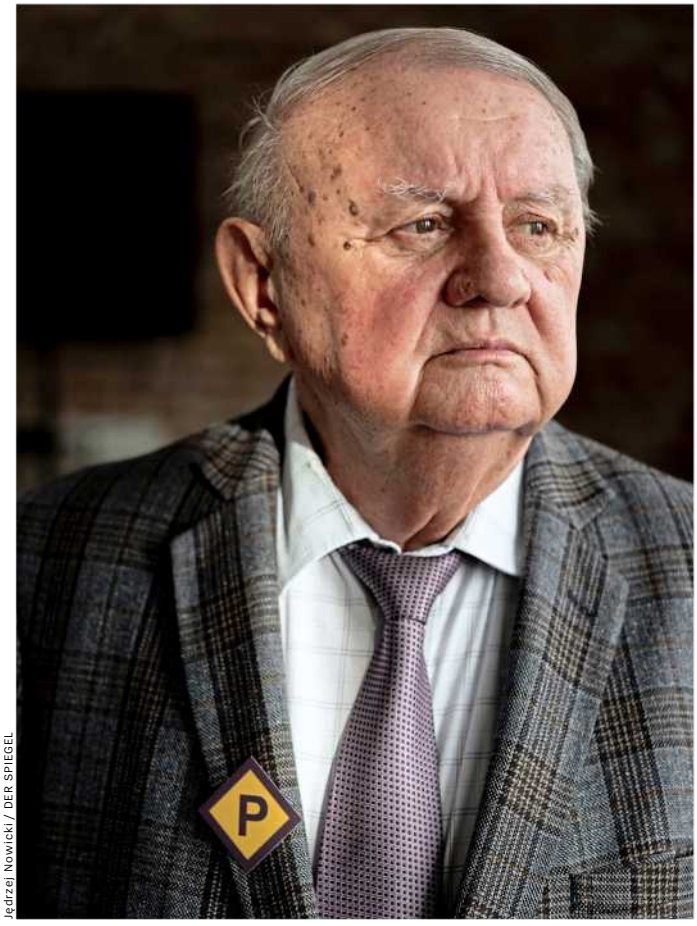
SPIEGEL: Warum sind Sie mit Mitte zwanzig überhaupt nach Deutschland gegangen, ins Land der Täter?

Umlauf: Ich dachte nie, dass ich in Deutschland wohnen werde. Aber ich habe einen polnischen Überlebenden geheiratet. Mein Mann lebte in München, also zog ich zu ihm. Ich hatte am Anfang kaum Kontakt zu Deutschen. Mein Mann ist dann aber mit 44 Jahren bei einem Unfall gestorben, also musste ich arbeiten, um meine Kinder zu ernähren. Ich arbeitete dann, wie vorher schon in der Tschechoslowakei, als Kinderärztin. Über diese Kinder, die lange Zeit nach dem Krieg geboren sind, bekam ich Zugang zu den Deutschen.

SPIEGEL: Welche Art von Verhältnis ist zwischen Ihnen als Holocaustopfer und nicht jüdischen Deutschen heute möglich?

Umlauf: Wir können miteinander reden, aber so schnell können wir keine Freunde werden. Das Wort Versöhnung höre ich zwar nicht so oft, aber ich vernehme zu oft den Wunsch, wir Juden sollten verzeihen. Das kann keiner von mir verlangen. Ich soll den Tod von sechs Millionen Juden verzeihen? Wie könnte ich das?

Interview: Susanne Beyer ■



Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Aktivist Tarasiewicz

Grabmal des unbekannten Soldaten in Warschau

Schmerzen der Vergangenheit

REPARATIONEN Polen hat von Deutschland eine riesige Summe als Entschädigung für den Zweiten Weltkrieg gefordert. Oft wird das als Manöver der rechten PiS-Partei abgetan. Wer mit polnischen Bürgern spricht, merkt schnell: Dahinter steckt mehr. *Von Nadia Pantel*

In Agata Bańkowskas Wohnzimmer steht ein schwerer Holzschrank, den seit gut 100 Jahren niemand verschoben hat. Wenn man ihn öffnet, verwandelt sich die vordere Schranktür in eine Schreibtischplatte, und eine Reihe Schubladen wird sichtbar. Vergangenes Jahr, es war ihr 37. Geburtstag, sagt Bańkowska, klemmte eine der Schubladen. Bańkowska rüttelte am Holz und stellte fest, dass sich ein schmales Brett lösen ließ. Sie nahm es heraus, fand einen Hohlraum und zwei hölzerne Kisten. Bańkowska zog sie hervor, und das Wort Geburtstagsgeschenk ist zu klein für das, was sie fand. Es waren Fotos ihrer Großeltern und Urgroßeltern, von Picknicks und Ausflügen, vom Bau des Hauses, in dem nun der Schrank steht. Bilder und Erinnerungsstücke, die irgendjemand vor mehr als 85 Jahren in Sicherheit bringen wollte.

Stünde der Schrank in einer anderen Stadt als Warschau, wäre er nur alt. Doch hier, wo 1944 beinahe alles zerstört wurde, ist er ein Wunder. Er wurde von den deutschen Besatzern während des Zweiten Weltkriegs ebenso genutzt wie von den Familien, die nach 1945 während des Kommunismus hier lebten. Als Bańkowskas Familie ihr Haus in den Achtzigerjahren zurückkaufte, wartete im Wohnzimmer der Schrank auf sie. Bis er sein Geheimnis preisgab, dauerte es drei Jahrzehnte.

Die Geschichte des Schranks und des Hauses reicht zurück bis in die Zeit nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, 1918. Damals feierte Polen seine wiedergewonnene Unabhängigkeit, Warschau wurde zur Hauptstadt der Zweiten Polnischen Republik. Für Agata Bańkowskas Familie waren die Boomjahre der Stadt auch persönliche Erfolgsjahre – ihr Urgroßonkel war in den Zwanzigerjahren am Wiederaufbau der Poniatowski-Brücke über die Weichsel beteiligt.

Eine große silberne Münze, versteckt und gefunden in der Geheimschublade, erinnert an die Einweihung des Baus. In dieser Zeit entstand im Warschauer Stadtteil Mokotów ein neues Wohngebiet, Villen für die neue Elite der jungen Republik. In eines der Häuser zog Bańkowskas Urgroßonkel, so kam es in den Familienbesitz. An Spuren im Türrahmen der Küche kann man erkennen, dass für Bańkowskas lange verstorbene Verwandte genau dort eine Schaukel angebracht wurde, wo nun ihre Tochter Irena hin und her

Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Nachfahrin Bańkowska

schwingt. Doch dieses Schaukeln ist nicht Ergebnis heiterer Kontinuität, sondern das einer komplizierten Rückkehr.

Als die Deutschen 1939 Polen überfielen, annektierten sie auch das Haus von Bańkowskas Familie. In einem Buch über den Warschauer Aufstand kann man es nachlesen: Im Obergeschoss brachten die Männer der Gestapo ihre Familien unter, eine Etage tiefer wurden Häftlinge gefoltert und verhört. Vielleicht, sagt Bańkowska, auch in dem Zimmer, in dem nun ihre beiden kleinen Töchter schlafen. Sie glaubt nicht an Geister, sagt sie, aber falls es doch welche gibt, dann gehe sie davon aus, dass die Geister ihrer Familie stärker sind als die der Deutschen.

Es war vor knapp drei Jahren, da lachten Bańkowskas Warschauer Freunde: Hast du gehört, die Spinner von der PiS fordern Reparationen von Berlin! Bańkowska bewegt sich als Kunstexpertin in einem liberalen, weltläufigen Milieu, in dem der Übervater der PiS-Partei, Jarosław Kaczyński, und die Seinen gar nicht erst versuchen, auf Wählerfang zu gehen. Doch Bańkowska erinnert sich, wie ihre Freunde sich über die Reparationsdebatte lustig machten und wie sie sagte: An den Forderungen ist schon was dran.

Am 1. September 2022, auf den Tag genau 83 Jahre nachdem Adolf Hitler Polen angreifen ließ, hatte die polnische Regierung den Deutschen eine Rechnung vorgelegt. Eine Expertenkommission hatte jahrelang ausgewertet, welcher Schaden den Polen durch dieses Verbrechen entstanden war, und präsentierte nun die Summe: 6.220.000.000.000 Złoty, umgerechnet 1,316 Billionen Euro. Ein so astronomisch hoher Betrag, dass auch in Warschau niemand damit zu rechnen schien, dass Berlin ihn tatsächlich zahlen würde.

In der deutschen Berichterstattung wurden die Reparationsforderungen als politisches Manöver der PiS interpretiert. Es hieß, die rechtspopulistische Regierung in Warschau instrumentalisiere antideutsche Ressentiments, um von innenpolitischen Problemen abzulenken. Und überhaupt: Für Deutschland ist die Reparationsfrage geklärt. Nach dem Krieg erhielt die Sowjetunion das Recht auf Reparationsleistungen aus ihrer eigenen Besatzungszone (der späteren DDR), die sie auch an Polen weiterreichen sollte. 1953 hat Polen in einem Abkommen mit der DDR auf weitere Entschädigungen verzichtet.

Wäre die Sache so einfach, dann müsste es inzwischen still um die Reparationsfrage sein. Schließlich hat der EU-freundliche Donald Tusk 2023 die Nationalisten um Jarosław Kaczyński an der Macht abgelöst. Doch die Debatte hat nicht nur eine juristische und eine politische Dimension, sondern auch eine emotionale. Seit Jahren sagt die Mehrheit der Polen, dass Deutschland bei ihrem Land in der Schuld stehe, so zuletzt auch in einer Umfrage aus dem August 2024. Soll Deutschland Reparationen zahlen? 58 Prozent der Befragten antworteten: Ja.

Hinter diesem Ja steht nicht der Wunsch nach Vergeltung oder Rache. Dafür ist das Deutschlandbild der Polen, das regelmäßig im »Deutsch-Polnischen Barometer« ermittelt wird, zu positiv und zukunftsgewandt. Es geht viel eher um ein tief empfundenes Gefühl der Ungerechtigkeit. Zwei Drittel der Polen assoziieren Deutschland mit »Modernität« und »guter Wirtschaftsentwicklung«, und 59 Prozent der Befragten sagen, es gebe »gute Beziehungen« zwischen Polen und Deutschland.

Letzteres sehen 57 Prozent der befragten Deutschen genauso. Bei einer spezifischen Frage klaffen die Wahrnehmungen jedoch weit auseinander. Was verschlechtert die Beziehungen? 60 Prozent der Polen finden: »Die unzureichende Aufarbeitung der deutschen Kriegsverbrechen in Polen und die fehlende Wiedergutmachung durch Deutschland mit Blick auf die Verluste Polens im Zweiten Weltkrieg.« Dieser Aussage stimmen nur 31 Prozent der Deutschen zu.

2024 sagten 20 Prozent der Polen, sie assoziierten mit Deutschland die Begriffe »Besatzer und Aggressor«, also die Zeit des Zweiten Weltkriegs. In Deutschland hingegen

verbinden nur 5 Prozent der Befragten Polen mit der Vergangenheit. Die Deutschen haben offenbar weitgehend vergessen, was sie ihrem Nachbarland im Zweiten Weltkrieg angetan haben. Die Polen nicht.

Agata Bańkowska sitzt in ihrem Warschauer Wohnzimmer mit Blick auf den Schaukeltürrahmen. Über ihr hängt ein Gemälde, das zwei Männer vor einer Windmühle zeigt, wie Don Quijote und Sancho Panza. Ein Freund des Großvaters hat das Bild gemalt, es sagt: Verkämpfe dich nicht, schau nach vorn. Und Bańkowska ist einverstanden, ihr Blick geht in die Zukunft.

Nur lassen sich die Schmerzen der Vergangenheit nicht immer zur Seite schieben. Wie auch, wenn die Entdeckung einer Geheimschublade nicht nur schwarz-weiße Sommerfotos in die Gegenwart holt, sondern unvermeidbar auch Erinnerungen an Vertreibung, Enteignung, Mord.

Bańkowskas Urgroßeltern besaßen in der polnischen Stadt Strzelno ein Gestüt und einen landwirtschaftlichen Betrieb. Als die Wehrmacht 1939 den Ort erreichte, erklärte sie nicht nur die wertvollen Pferde und die Ländereien samt Wodkafabrik zu deutschem Besitz, sie nahm auch Bańkowskas Urgroßeltern fest. Die Nationalsozialisten töteten und verhafteten gezielt die polnische Elite und nannten dieses Verbrechen »Intelligenzaktion«. Angestellte wurden erschossen, die Urgroßeltern wurden nach Dachau deportiert, Bańkowskas Urgroßvater konnte nach Ende des Krieges nach Warschau zurückkehren, die Urgroßmutter starb in dem deutschen Konzentrationslager. Auch ihre Tochter, Bańkowskas Großmutter, war in einem Zug, der nach Dachau fuhr, doch sie war als damals 20-Jährige klein und schmal genug, um sich durch ein Fenster in die Freiheit zu retten. Während des Warschauer Aufstands 1944 arbeitete sie als Spionin und Krankenschwester für die polnische Heimatarmee.

Im heutigen Warschau zeigt Agata Bańkowska ein Foto ihrer Großmutter, die strahlend einen jungen Hund auf dem Arm hält. Bańkowska schaut sich diese glückliche Frau an, lächelt und erzählt dann eine Geschichte aus dem Jahr 1944. Wie ihre Großmutter von einem Wehrmachtsoffizier umworben wurde, wie dieser ihr einen Welpen schenkte, eine Französische Bulldogge, und wie er, als er verstand, dass die Großmutter ihn für den polnischen Widerstand aushorchte, den Welpen in ihren Arm legte, zielte und das Tier erschoss.

Sie ist mit diesen Geschichten groß geworden, sagt Bańkowska. Mit diesem Gefühl, dass immer jemand kommen kann, der einem alles nimmt. »Mich hat das widerstandsfähiger gemacht«, sagt sie, »ich weiß, was meine Vorfahren erlebt haben, mich haut so schnell nichts um. Aber ich spüre auch, dass sie mir ein Trauma vererbt haben, ich frage mich ständig, wohin ich fliehen soll, wenn wieder ein Krieg kommt.« Polin zu sein, bedeutet für sie, Angst vor den Nachbarn zu haben. Sie nennt nur Russland, nicht Deutschland, und doch verwendet sie den Plural: beide Nachbarn, nicht ein Nachbar.

> »Ich spüre, dass meine Vorfahren mir ein Trauma vererbt haben.«
>
> **Agata Bańkowska**

Die Frage, ob Deutschland Reparationen zahlen sollte, beschäftigt Bańkowska noch einmal intensiver, seit Russland die Ukraine angegriffen hat. Als die PiS an der Macht war, fand Bańkowska es wichtiger, sich gegen deren Angriffe auf Frauenrechte zu wehren, als sich mit deutscher Wiedergutmachung auseinanderzusetzen. Aber sie hat das Gefühl, dass die Berliner Abwehrhaltung gegenüber Reparationsforderungen ein falsches Signal sendet. Sie hat keine konkreten Zahlen im Kopf, keinen Geldbetrag, den sie für angemessen hält, sie findet nur: »Alle sollten wissen, dass man für Aggressionen und Angriffe zur Rechenschaft gezogen werden kann.«

Verlässt man ihr Haus und läuft ein paar Minuten durch die Straßen des Stadtviertels Mokotów, wirkt es auf einmal nicht mehr, als läge die Zeit der Besatzung lange zurück. An einer Straßenecke wurde eine schützende Glasplatte über einem Graffito angebracht, schwarze Farbe auf grauem Putz, hingemalt im Jahr 1942. Man sieht einen Galgen, an dem ein Hakenkreuz hängt. Nazis haut ab – eine Erinnerung an den polnischen Widerstand gegen die deutschen Besatzer.

Völlig egal, wer gerade Polen oder Warschau regiert, ob Rechte oder Liberale – niemand käme auf die Idee, dieses Symbol zu übermalen. Weil es für den Kern der Warschauer Identität steht, für den Kampf gegen die Brutalität und Entmenschlichung durch die Wehrmacht, für den Widerstand der Juden und Jüdinnen im Warschauer Ghetto ebenso wie jenen im Warschauer Aufstand. Dass so wenige dieser Graffiti übrig geblieben sind, liegt nicht an ihrer ursprünglichen Zahl, sondern daran, dass Deutschland die polnische Hauptstadt 1944 Straßenzug um Straßenzug in Schutt und Asche legte.

Jędrzej Nowicki / DER SPIEGEL

Bańkowska-Familienfotos

Als zu PiS-Zeiten eine Kommission um den Abgeordneten Arkadiusz Mularczyk die Höhe der Reparationsforderungen errechnete, kam sie womöglich deshalb auf so eine irrwitzig hohe Summe, weil jede kleinere Summe sich falsch angefühlt hätte. Mularczyk und seinem Team ging es darum, das Unfassbare in Zahlen zu übersetzen, und die konnten nur eines sein: unfassbar hoch. Während der deutschen Besatzung wurden in Polen von 1939 bis 1945 fast sechs Millionen Menschen ermordet, ein Sechstel der Gesamtbevölkerung.

Die Nationalsozialisten planten nicht nur die Vernichtung jüdischen Lebens, sie waren auch von antislawischem Rassismus getrieben. »Die deutsche Besatzungspolitik zielte darauf ab, die polnischen Eliten zu vernichten, Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Professoren, Geistliche, Unternehmer und Politiker. Das war ein Verlust, der selbst über viele Generationen nicht wieder aufzuholen ist«, sagte Mularczyk 2018 in einem Gespräch mit dem SPIEGEL. Und: »Bei Ihnen gibt es doch den Spruch: Fahr nach Polen, dein Auto ist schon da. Wir könnten sagen: Fahr nach Deutschland, deine Wertsachen sind schon da.«

Mularczyk formuliert es polemisch, doch viele Polen teilen Mularczyks Empörung. Da überfällt ein Land das andere, startet einen Vernichtungsfeldzug gegen die Bevölkerung, und nur eine Generation später macht sich das Land der Täter über die Armut im Land der Opfer lustig, als hätten die eigenen Verbrechen nichts damit zu tun.

Die Tusk-Regierung hat die Reparationsforderungen der PiS nicht erneuert. Anders als ihre Vorgängerin sucht sie nicht den offenen Streit mit Berlin, sondern eine gute nachbarschaftliche Zusammenarbeit. Und doch kann jeder Beobachter feststellen, dass auch unter Tusk die deutsch-polnischen Beziehungen nicht recht an Wärme gewinnen wollen. Im Juli 2024 fanden die ersten deutsch-polnischen Regierungskonsultationen seit November 2018 in Warschau statt, und über dem Treffen lag ein Schatten.

Bundeskanzler Olaf Scholz sagte, er wolle sich »um Maßnahmen zur Unterstützung der noch lebenden Opfer des deutschen Angriffs und der Besatzung in den Jahren 1939 bis 1945 bemühen«. Konkrete Zusagen machte er nicht, nannte keine Zahlen und keinen Plan. In Polen war die Irritation groß. 80 Jahre sind vergangen, und die Deutschen wollen sich »bemühen«? Die so unterschiedliche Wahrnehmung der Vergangenheit wird zum politischen Problem der Gegenwart, vor dem auch die neue deutsche Bundesregierung von Friedrich Merz stehen wird.

Der Krieg, den Deutschland gegen Polen führte, war nicht nur ein militärischer Feldzug, er war ein Angriff auf Kultur und Identität des Landes. Was das bedeutet, kann man noch heute sehen. Zum Beispiel, weil Gemälde, die früher in polnischen Museen und Häusern hingen, verschwunden sind – oder nach dem

Krieg an deutschen Wänden wieder auftauchten. So wie Leonardo da Vincis »Dame mit dem Hermelin«, die heute wieder im Czartoryski-Museum in Krakau zu sehen ist, nachdem sie 1939 von den deutschen Besatzern gestohlen und nach Berlin gebracht wurde.

Welche Folgen diese Plünderungen hatten, wurde in Polen im vergangenen Winter diskutiert. 2023 fand der polnische Historiker Paweł Figurski Fragmente eines mittelalterlichen Dokuments aus der Weichselstadt Płock in der Staatsbibliothek zu Berlin. Figurski arbeitet am Institut der Künste an der Polnischen Akademie der Wissenschaften, und diesen Ort schlägt er auch für ein Interview vor. Auf seinem Computer hat er Fotos des gefundenen Fragments dabei. »Es ist in keinem guten Zustand«, sagt Figurski und zeigt auf das beschädigte Pergament.

Es handelt sich um die möglicherweise älteste Niederschrift des Liedes »Gaude Mater Polonia« (»Freue dich, Mutter Polen«) aus dem 14. Jahrhundert. »Gaude Mater Polonia« ist eine Hymne zu Ehren des heiligen Stanislaus aus dem 13. Jahrhundert, die in der Neuzeit zum patriotischen Lied der polnisch-litauischen Adelsrepublik wurde. Aus Historikersicht seien die Fragmente nicht bahnbrechend, schließlich sei der Text der Hymne bereits bekannt gewesen, sagt Figurski. Doch politisch haben sie Gewicht. Ein Dokument, das zum Kern des polnischen Kulturguts gehört, wurde im Krieg verschleppt, lag in Berlin unbemerkt in einer Box und geriet in Vergessenheit. Deshalb wurde das kleine Fragment 2024 in Polen zum öffentlichen Thema.

Figurski kommt aus der Nähe von Płock, jener Stadt, aus der das gefundene Fragment stammt. In einer Ecke des Pergaments sieht man einen blauen Stempel: »Płock«. Es ist das Zeichen der Bibliothek des örtlichen Priesterseminars. Die deutschen Besatzer plünderten 1940 die Bibliothek und brachten ihren Inhalt nach Königsberg. »Die Deutschen haben nicht offen dazu gestanden, dass sie Dokumente und Bücher gestohlen haben, in ihrer Propaganda haben sie den Diebstahl als zivilisatorischen Akt inszeniert«, sagt Figurski. So könne man es in den Archiven der deutschsprachigen Zeitung von Płock nachlesen. Den Bischof von Płock, Antoni Julian Nowowiejski, der sein Leben unter anderem der Pflege der Bibliothek verschrieben hatte, deportierten die Nationalsozialisten in das Konzentrationslager Soldau, wo er 1941 starb.

Noch gibt es keine konkreten Rückgabepläne für das in Berlin aufgetauchte Fragment der »Gaude Mater Polonia«. Figurski hofft, dass es bald in Płock, in seiner Heimatstadt, ausgestellt werden können.

Wie sehr den Wissenschaftler die Zerstörung der historischen Dokumente berührt, spürt man, als er zum Ende des Gesprächs noch einen kurzen Spaziergang zum Palais Krasiński vorschlägt. Diese Barockresidenz im Zentrum Warschaus wurde 1944 von der Wehrmacht zerstört, nur ein Teil der Fassade

akg-images

Brennendes Warschau 1939

blieb stehen. Seit 2024 kann man das wiederaufgebaute Gebäude besichtigen.

Figurski führt eine breite weiße Treppe hinauf, über glänzendes Parkett, und stellt sich vor einen kleinen Raum, in dem ein Feuer an die Wand projiziert wird. In der Mitte des Raums steht eine gläserne Urne. Hier lagert die Asche von Büchern, die nach der Niederschlagung des Warschauer Aufstands durch deutsche »Brandkommandos« zerstört wurden. Zehntausende Drucke, aus dem 18. Jahrhundert ebenso wie aus dem Mittelalter, Zeichnungen, Partituren, Theaterstücke und Karten wurden vernichtet. Außerdem Hunderttausende Bücher in verschiedenen Bibliotheken, in denen gezielt Feuer gelegt wurde. In Warschau sprechen heute manche von einem »Bookicide« – einem Massenmord an Wissen und Bildung.

Kunstwerke, die niemand mehr betrachten kann, Bücher, die niemand mehr lesen kann, Familien, die ausgelöscht wurden. All das Leid kann man nicht nur zu einer Summe von 1,3 Billionen Euro addieren, man kann es auch in der Stimme von Jerzy Tarasiewicz hören. Tarasiewicz wurde am 7. Mai 1942 als Kind polnischer Eltern in einem deutschen Arbeitslager in der Nähe von Magdeburg geboren. Sein Vater wurde gefangen genommen, weil er versucht hatte, die Stadt Kutno gegen die Wehrmacht zu verteidigen. Seine Mutter wurde während einer »łapanka« festgenommen, so nennt man in Polen die Razzien, bei denen SS-Leute und Gestapo wahllos Zivilisten auf der Straße festnahmen.

Heute lebt Jerzy Tarasiewicz in Danzig und ist Vorsitzender der örtlichen »Vereinigung für Polen, die im Dritten Reich unterdrückt wurden«. Die noch lebenden Mitglieder wurden in den Dreißiger- und Vierzigerjahren geboren, sie unterstützen einander im Alltag und bei Behördengängen. Tarasiewicz sitzt in Anzug und Krawatte vor seinen Notizen, er will die Anliegen des Vereins so klar und nüchtern wie möglich vortragen.

Doch als er von seiner Kindheit erzählt, bricht ihm die Stimme. Die ersten Erinnerungen seines Lebens sind die an Hunger und an die deutsche Sprache. Seine Eltern müssen den ganzen Tag arbeiten, die Kinder der Inhaftierten werden von deutschen Frauen bewacht, niemand darf Polnisch reden. »Das Schlimmste war, dass sie uns germanisieren wollten«, sagt Tarasiewicz und muss eine kurze Pause machen. Als seine Familie nach Ende des Krieges zurück nach Hause konnte, sprach ihr Sohn kein Polnisch mehr.

Als Olaf Scholz im vergangenen Sommer gemeinsam mit Donald Tusk eine Pressekonferenz gab, verfolgte Tarasiewicz die Nachrichten genau. Er gehörte zu denen, die hofften, dass Scholz eine konkrete Summe nennen würde, die von Deutschland an die noch lebenden polnischen Opfer der NS-Zeit ausgezahlt werden soll. Doch nichts passierte. Er wolle sich nicht politisch äußern, sagt Tarasiewicz, er könne nur berichten, dass er beinahe wöchentlich Beileidskarten an die Hinterbliebenen von verstorbenen Vereinsmitgliedern schreibe. Noch sind sie hier in Danzig und Umgebung 900, doch sie werden schnell weniger.

Seine Eltern, sagt Tarasiewicz, hätten nie eine Entschädigungszahlung bekommen. Er selbst und seine Brüder hätten in den frühen Nullerjahren etwa 3000 D-Mark erhalten von der Stiftung Polnisch-Deutsche Aussöhnung. »Wir haben das Geld genutzt, um unsere Familie zu einem großen Picknick einzuladen«, erinnert sich Tarasiewicz. Sie besorgten ein Schwein, das sie über einem offenen Feuer drehten. So habe das Geld allen eine Freude gemacht. »Aber«, sagt Tarasiewicz, »wir haben auf dem Fest auch erzählt, wie uns unsere Kindheit gestohlen wurde.«

Im Mai 2024 wurde Tarasiewicz gemeinsam mit anderen Überlebenden nach Weimar eingeladen zur Eröffnung des Museums »Zwangsarbeit im Nationalsozialismus«. Unter den Ehrengästen war auch die deutsche Kulturstaatsministerin Claudia Roth. Tarasiewicz erinnert sich, wie sie ihn gefragt habe, was er denn da für ein »P« an der Jacke trage. Es war ein lila Buchstabe auf gelbem Grund, ein Kennzeichen, das polnische Zwangsarbeiter in Deutschland tragen mussten, das sogenannte Polenabzeichen.

Tarasiewicz trägt es als Anstecker aus Metall und Plastik auch während des Interviews. »Ich habe mein P also abgenommen, um es der Ministerin zu zeigen«, sagt Tarasiewicz und macht vor, wie er sich die Sicherheitsnadel aus dem Jackett zog. »Aber dann bin ich leider zu nah an die Ministerin rangeraten« – Tarasiewicz sticht sich selbst mit der Nadel seines Ansteckers in den Daumen, um zu zeigen, was mit dem Finger der Politikerin passierte. Er habe sich bei Roth entschuldigt, sagt Tarasiewicz und lacht so sehr, dass seine Krawatte in Bewegung gerät. Vielleicht, sagt er, könne zumindest sie sich in Zukunft besser merken, was gemeint ist, wenn jemand vom »Polenabzeichen« spricht.

Mitarbeit: Dariusz Kalan ■

Mehr zum Thema lesen Sie in der aktuellen Ausgabe von **SPIEGEL GESCHICHTE: 80 Jahre nach Hitler. Warum der deutsche Vernichtungskrieg die Welt bis heute nicht loslässt.** Erhältlich im Zeitschriftenhandel und unter amazon.de/spiegel.

Sebastian Widmann / Getty Images

Männer, die an Riemen zerren: Teilnehmer der 64. Deutschen Meisterschaft im Fingerhakeln messen am Sonntag im bayerischen Rosenheim ihre Kräfte und versuchen, sich mithilfe eines ledernen Rings gegenseitig über den »Haklertisch« zu ziehen. Dieser hat dem Reglement zufolge 109 mal 74 Zentimeter groß zu sein und soll kantenseitig gepolstert sein. Laut Statuten des Landesverbands bayerischer Fingerhakler sollen die Kontrahenten zudem über guten Leumund und festen Charakter verfügen.

Deutsches Geld für syrische Camps?

TERRORISMUS Nach dem US-Rückzug muss sich die EU um die Bewachung internierter IS-Kämpfer kümmern.

Die EU will die Sicherung der umstrittenen Gefangenenlager im Norden Syriens finanzieren, in denen Zehntausende Kämpfer der Terrororganisation »Islamischer Staat« (IS) mit ihren Familien einsitzen. Bei einer Krisensitzung am Mittwoch in Brüssel warnte der Europäische Auswärtige Dienst, dass die Bewachung der Camps durch den schrittweisen Rückzug des US-Militärs aus der Region und den Einschnitten bei US-Hilfszahlungen akut gefährdet sei. Der Antiterrorbeauftragte Bartjan Wegter mahnte, ein Kollaps der riesigen Gefangenenlager müsse unbedingt verhindert werden. Bisher werden die Camps von den Syrian Democratic Forces bewacht, einer kurdisch geführten Rebellentruppe, die massiv von den USA unterstützt wurde. Wegter warnte, dass ein Entkommen der Insassen nicht nur für die Region, sondern auch für Europa ein gravierendes Sicherheitsrisiko darstelle. In Gesprächen vor Ort wurde die Summe von 150 Millionen US-Dollar pro Jahr für die Sicherung der Lager genannt. Deutschland fördert die Idee, die Bewachung finanziell zu unterstützen. In den Megalagern al-Haul und al-Roj werden seit dem militärischen Sieg über die Terrorgruppe IS mehrere Zehntausend Menschen unter harschen Bedingungen interniert, unter ihnen auch mutmaßliche IS-Kämpfer aus Europa. Die Menschenrechtssituation gilt als katastrophal. Die Bundesregierung hat in den vergangenen Jahren deshalb wiederholt deutsche Staatsangehörige, meist die Frauen von Terrorverdächtigen und deren kleine Kinder, aus den Lagern geholt und nach Deutschland gebracht. Im Lager al-Roj sollen derzeit noch 13 deutsche Frauen einsitzen. MGB

Friedländer erhält höchsten Orden

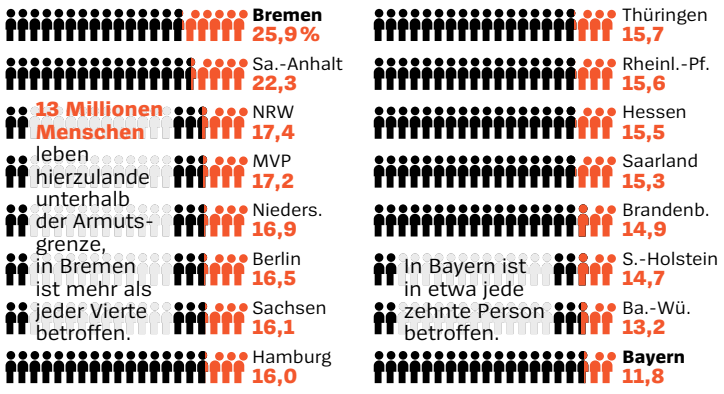
ZEITZEUGEN Die Holocaustüberlebende Margot Friedländer wird mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet. Es ist die höchste Ehrung, die ihr Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier als deutsches Staatsoberhaupt verleihen kann. Steinmeier würdigt mit der Auszeichnung Friedländers »beeindruckendes Lebenswerk mit ihrem unermüdlichen Engagement als Zeitzeugin der Verbrechen des Nationalsozialismus«. Friedländer ist 103 Jahre alt. Die gebürtige Berlinerin verlor ihre komplette Familie während des Holocaust, sie selbst überlebte das Konzentrationslager Theresienstadt. Friedländer wanderte mit ihrem späteren Mann, der den Naziterror gegen Juden ebenso im Konzentrationslager Theresienstadt überlebt hatte, in die USA aus. 2010 zog Friedländer von dort nach Berlin zurück. 2023 gründete sie die Margot Friedländer Stiftung zur Fortführung der Zeitzeugenarbeit und zur Verleihung eines nach ihr benannten Preises. Bundespräsident Steinmeier zeigt sich tief beeindruckt von Friedländer: »Ihr Schicksal, ihre Bereitschaft zur Versöhnung und ihr steter Appell für Humanität und Menschenwürde haben sie zu einer moralischen Instanz gemacht.« FLO

Spur zu kriminellem Neonazi

VERBRECHEN 55 Jahre nach dem ungeklärten Brandanschlag auf das Gemeindezentrum der Israelitischen Kultusgemeinde in München, bei dem im Februar 1970 sieben Jüdinnen und Juden getötet wurden, verfolgen Ermittler eine neue Spur. Nach SPIEGEL-Informationen führt sie zu einem inzwischen verstorbenen Deutschen aus dem kriminellen Milieu Münchens. Der Mann, der in den Siebzigerjahren mehrfach durch Straftaten aufgefallen war, soll offensiv antisemitische und rechtsextreme Ansichten vertreten haben. Inwieweit er auch mit der organisierten Neonaziszene in Kontakt stand, ist ebenfalls Gegenstand der Ermittlungen. Ausgelöst wurden sie durch einen Hinweis an den Antisemitismusbeauftragten der Bayerischen Justiz bei der Generalstaatsanwaltschaft München. Demnach habe der Münchner Kriminelle zu Lebzeiten selbst Angaben zu dem Anschlag gemacht. Ob er tatsächlich der Brandstifter war, müssen nun die Ermittler klären – genau wie die Frage, ob es noch lebende Mittäter oder Zeugen gibt. Die Münchner Generalstaatsanwaltschaft bestätigte, dass ein neues Verfahren wegen siebenfachen Mordes eingeleitet wurde. Zu Details will sich die Behörde aus ermittlungstaktischen Gründen derzeit nicht äußern. SRÖ

Nachgezählt

Armutsquoten* in den Bundesländern 2024, in Prozent



* Personen, die in Haushalten mit einem Einkommen geringer als 60 Prozent des mittleren Einkommens aller Haushalte leben

S • Quelle: Paritätischer Armutsbericht

IM ZWEIFEL FÜR DEN ZWEIFEL

Russland und wir

Von Susanne Beyer

Wir steuern auf diplomatisch heikle Tage zu. Wir merken ja schon seit Wochen, was sich da zusammenbraut. Am 8. Mai ist der 80. Jahrestag der Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus. Russland feiert einen Tag später, und zwar im Selbstverständnis, dass es vor allem die Sowjetunion gewesen sei, die mit hohem Blutzoll den Krieg gegen die Nazis gewann, und im Selbstverständnis des russischen Präsidenten Wladimir Putin, dass seinem Land dieser Ruhm gebühre.

Da Putin nun Krieg gegen die Ukraine führt, stellt sich die Frage: Wie umgehen mit Russland in diesen Tagen? An Gedenkorten wie den Seelower Höhen am Oderbruch kam es neulich schon zum Eklat, als sich ein Repräsentant Putins selbst einlud.

Ich fange diesen Text jetzt noch einmal anders an, weil mir bei dem Thema etwas an mir selbst auffällt, was vielleicht typisch ist.

Ich war eine westdeutsche Jugendliche, die ihre Verwandten in der DDR sehr mochte und gern besuchte. Ich war 20 Jahre alt, als die Mauer fiel, und da hatte sich bei mir längst ein Bild der Sowjetunion festgesetzt. Ich gab den Kremlherrschern die Hauptverantwortung dafür, dass meine Verwandten in einem zugemauerten Staat leben mussten, in dem es gefährlich war, Meinungen zu äußern, und der die eigenen Leute erschießen ließ, wenn sie versuchten, die Grenze zu überwinden. Ja, dass die Sowjetunion einen hohen Preis dafür gezahlt hat, Europa von den Nazis zu befreien, war mir klar. Aber ich sah nicht ein, warum daraus folgen musste, halb Europa in eine Art Gefängnis zu verwandeln. Kurzum: Ich hege einen lebenslangen Groll gegen die Sowjetherrscher und habe auch dem ehemaligen KGB-Mann Putin nie getraut.

Einige Leute aber schauen anders auf ihn. Sie meinen wahrzunehmen, dass er in seinen frühen Jahren als Politiker auf den Westen zugegangen wäre – und sie sagen, dass dies nicht genug gewürdigt werde. Ich selbst bin da skeptisch, weil Putin auch in seinen Anfängen als Herrscher schon zu Unterwerfungstaten (Tschetschenien, Georgien) fähig war und seine Tricks, dem Westen die Schuld zu geben, früh zu erkennen waren.

Unsere Urteile sind immer auch von persönlichen Erfahrungen beeinflusst.

Ich habe mich jetzt durch das Dickicht meiner Urteile begeben und bin zu einem Ergebnis gekommen: Ich bleibe bei meinen strengen Ansichten über die Sowjetherrschaft, über Putin und seinen schrecklichen Krieg gegen die Ukraine. Ich glaube aber, dass das alles meinen Blick auf die Rote Armee im Zweiten Weltkrieg (zu der natürlich nicht ausschließlich Russen zählten) eingetrübt hat und ich bisher zu wenig anerkannt habe, welche Opfer Millionen Rotarmisten brachten. Letzteres möchte ich ändern.

Was ich sagen will: Unsere Urteile sind immer von persönlichen Erfahrungen beeinflusst, sie müssen dadurch nicht falsch sein, können es aber. Der 8. Mai wäre ein Anlass, unser Verhältnis zu Russland zu überprüfen. Bei den Gedenkfeiern hätten doppelte Botschaften Platz. Eine Verurteilung Putins und ein Lob der Roten Armee von 1945.

An dieser Stelle schreiben im Wechsel Susanne Beyer, Anna Clauß, Markus Feldenkirchen und Alexander Neubacher.

Immer mehr Crack

NRW Crack breitet sich im Westen Deutschlands immer weiter aus. Das Kokainderivat ist inzwischen in den offenen Drogenszenen der vier nordrhein-westfälischen Städte Düsseldorf, Köln, Münster und Essen die am häufigsten konsumierte Droge – noch vor Heroin. Das ist das Ergebnis einer umfangreichen Befragung unter 525 Drogenabhängigen im vergangenen Herbst. In der Studie »Offene Drogenszenen in NRW 2024« der Technischen Hochschule Nürnberg und der Hochschule Düsseldorf gaben mehr als die Hälfte der Befragten im Alter von 17 bis 78 Jahren an, in den vergangenen 24 Stunden Crack geraucht zu haben. Heroin hatte rund ein Viertel von ihnen geraucht. Rund 30 Prozent der Drogenkonsumenten hatten eine ausländische Staatsbürgerschaft, mehrheitlich aus EU-Ländern. Menschen, die häufig Crack nehmen, sind laut der Studie häufiger obdachlos, werden schneller kriminell und verelenden deutlich schneller. 80 Prozent aller Befragten waren schon im Gefängnis, im Schnitt knapp sechs Jahre lang. Zwei Drittel der Befragten hatten keine eigene Wohnung mehr, ein Drittel war obdachlos. Die Autoren der Studie empfehlen unter anderem einen besseren Zugang zu Wohnraum für die Betroffenen, die Entkriminalisierung der Konsumenten sowie Regelangebote auch für EU-Bürger. Die Suchthilfe müsse »niedrigschwelliger« ausgebaut werden. TGK

Schweigen im Steuerparadies

FISKUS Adelsspross Gregor von Bismarck will offenbar keine detaillierte Auskunft über die Verwendung der Gewerbesteuereinnahmen geben, die ihm aus seinem Forstgutsbezirk Sachsenwald zufließen. Mehrere Schreiben des Kreises Herzogtum Lauenburg mit Terminsetzung blieben unbeantwortet. Es geht um mehr als 2,8 Millionen Euro brutto aus den Jahren 2017 bis 2024. Bismarck sagt bislang nur, er habe das Geld zum »Zweck der Pflege und der Instandhaltung des Waldes und der Wege verwendet«. Auch eine SPIEGEL-Anfrage blieb ohne Reaktion. Der Sachsenwald bei Hamburg ist gemeindefreies Gebiet. Über die Höhe der dortigen Gewerbesteuer dürfen die Bismarcks aufgrund eines alten Privilegs mitbestimmen: Der Steuersatz ist seit Jahrzehnten auffallend niedrig. 2024 berichtete unter anderem das »ZDF Magazin Royale«, dass in dem Waldgebiet mehr als 20 Firmen gemeldet waren – womöglich aus Steuergründen. Die Kieler Abgeordneten Beate Raudies (SPD) und Annabell Krämer (FDP) verlangten daraufhin Auskunft über die Verwendung der Steuereinnahmen. Der Kreis hofft derweil auf eine »freiwillige Mitwirkung« Bismarcks. Um selbst Einsicht in die Unterlagen zu nehmen und die Kosten aufzustellen, fehle Personal. Die nächste Frist läuft am 9. Mai ab. KLW

Versprechen gebrochen?

BUNDESWEHR In Pakistan und Afghanistan warten derzeit 32 ehemalige Ortskräfte der Bundeswehr darauf, dass sie wie zugesagt nach Deutschland kommen können. Das geht aus der Antwort der Bundesregierung auf eine Schriftliche Frage des CDU-Außenpolitikers Roderich Kiesewetter hervor. Demnach befinden sich 15 Personen in Pakistan, 17 noch in Afghanistan. Dazu kommen 178 Familienangehörige dieser 32 Menschen. Die Union hat angekündigt, die freiwillige Aufnahme von Menschen aus Afghanistan zu stoppen. CDU-Chef Friedrich Merz hatte das im Wahlkampf explizit auch für ehemalige Ortskräfte angekündigt. Dagegen sagt Kiesewetter: »Der fast 20-jährige Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan war nur mithilfe lokaler Ortskräfte möglich, die darauf vertrauen, dass Deutschland seine Zusagen einhält und sie und ihre Familien schützt.« Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer habe damals den »Ortskräften der Bundeswehr den Schutz durch Deutschland zugesagt, dieses Versprechen sollten wir einhalten und die verbliebenen Ortskräfte nicht im Stich lassen«, so Kiesewetter. JOS

Schutt statt Promenade

HAUPTSTADT Auf der Berliner Museumsinsel wird wohl bis 2037 statt einer Fußgängerzone eine Route für Bauverkehr eingerichtet. Das zeigen Unterlagen des Bundesamts für Bauwesen und Raumordnung, die dem SPIEGEL vorliegen. Die Bodestraße, die über die Museumsinsel führt, soll seit Jahrzehnten eine Fußgängerzone werden, um sie für Touristinnen und Touristen attraktiver zu machen. Dies hätte jedoch die Sanierung des Pergamonmuseums um bis zu zehn Monate verzögern und um 4,5 Millionen Euro verteuern können. Baufahrzeuge benötigten die Straße: Sie sei »unverzichtbarer wesentlicher Bestandteil der unterbrechungsfreien und jederzeitigen Erschließung der Baustelle mit schweren Fahrzeugen«, heißt es in den Unterlagen. Die Verantwortlichen machten daher Druck beim Berliner Bezirk Mitte und der Berliner Senatsverwaltung für Umwelt. Diese entschied, die Fußgängerzone erst nach der Sanierung des Museums einzurichten, die frühestens 2037 abgeschlossen werden soll. Ursprünglich war geplant, das Pergamonmuseum bis 2010 zu sanieren. Die Bauarbeiten begannen jedoch erst 2013. HAS

»Keine schießwütige Truppe«

Die niedersächsische SPD-Innenministerin Daniela Behrens, 56, über die tödlichen Schüsse von Oldenburg und Rassismus in den Reihen der Polizei

SPIEGEL: Frau Behrens, in Oldenburg starb der 21-jährige Schwarze Lorenz A. durch drei Schüsse eines Beamten, die ihn von hinten trafen. Hat die Polizei ein Rassismusproblem?
Behrens: Die niedersächsische Polizei ist weder eine schießwütige Truppe, noch ist sie strukturell rassistisch. Was in der Nacht zu Ostersonntag in der Oldenburger Innenstadt geschehen ist, ist ein tragischer Fall, der einen jungen Mann das Leben gekostet hat. Jetzt ermittelt die Staatsanwaltschaft, sodass wir hoffentlich bald ein präzises Gesamtbild der Abläufe haben. Da bitte ich um Geduld.
SPIEGEL: Eine Videoaufnahme zeigt, wie sich Lorenz A. auf den Beamten zubewegte, ihn offenbar mit Reizgas besprühte und sich dann abwandte. In diesem Moment hat der Polizist fünfmal geschossen. Hatte er Panik?
Behrens: Ich habe keine Videoaufnahmen des Vorfalls gesehen und werde mich nicht an Spekulationen beteiligen. Der Hergang der Ereignisse muss im Rahmen des Ermittlungsverfahrens lückenlos rekonstruiert werden. Im Sinne der Angehörigen, der Öffentlichkeit und auch der Polizei.
SPIEGEL: Die Ermittlungen führt die Polizei in Delmenhorst, in deren Gewahrsam 2021 der 19-jährige Qosay K. starb.
Behrens: Die Polizei arbeitet unparteiisch und professionell, die Ermittlungen werden unter Sachleitung der Staatsanwaltschaft Oldenburg geführt. Auch im tragischen Fall von Qosay K., der in einer Zelle kollabierte und dann im Krankenhaus starb, wurde seinerzeit intensiv ermittelt. Den Polizeibeamten war kein Fehlverhalten vorzuwerfen, das wurde später gerichtlich bestätigt.
SPIEGEL: 2024 starben in Deutschland 22 Menschen durch Schüsse von Polizeibeamten. Dieses Jahr gab es in den ersten vier Monaten bereits elf Todesfälle. Wie erklären Sie sich diese Zunahme?
Behrens: In Niedersachsen gab es in den vergangenen 20 Jahren keine Zunahme von tödlichen Zwischenfällen im Zusammenhang mit dem polizeilichen Schusswaffengebrauch. Die Zahlen sind gemessen an den Einsätzen der Polizei ausgesprochen gering.
SPIEGEL: Warum sind Ihre Streifenbeamten nicht mit elektrischen Tasern ausgestattet?
Behrens: Die wichtigste Waffe der Polizei ist das Wort. Die Beamten sind darin geübt, deeskalierend zu wirken. Wenn es um den Einsatz von körperlicher Gewalt geht, haben sie bereits eine Reihe von Einsatzmitteln zur Verfügung: das Reizstoffsprühgerät, den Schlagstock und die Dienstwaffe. Ich habe Zweifel, ob der Einsatz weiterer Geräte, wie Taser, wirklich sinnvoll ist. Gerade in Hochstresssituationen könnte die Auswahl des geeigneten Einsatzmittels zu einer erheblichen Erhöhung der Komplexität im Einsatz führen. Darum haben wir bisher nur unsere Spezialeinsatzkräfte damit ausgestattet. Unsere Fachleute setzen sich mit diesem Thema aber kontinuierlich auseinander und informieren sich über die Erfahrungen, die andere Bundesländer mit dem Taser machen.
SPIEGEL: Die Bodycam des Schützen war in Oldenburg ausgeschaltet. Polizeigewerkschafter fordern nun eine automatisierte Aktivierung, sobald eine Dienstwaffe aus dem Holster gezogen wird. Klingt sinnvoll.
Behrens: Es wird derzeit vieles diskutiert und gefordert. Zunächst müssen wir uns aber genau ansehen, was in dieser Nacht in Oldenburg im Detail vorgefallen ist. Sollte sich auf Grundlage der Ermittlungsergebnisse Handlungsbedarf beim Thema Bodycam ergeben, werden wir prüfen, was technisch machbar und sinnvoll umzusetzen ist. GUD

Behrens

Lars Penning / picture alliance

Maria Irl / DER SPIEGEL

»Der Saal ist zu groß«

DIE AUGENZEUGIN Constanze Holzner, 18, Schülerin am Gymnasium Waldkraiburg, gehört zu den wenigen, die dieses Jahr in Bayern Abitur machen.

»Am Dienstag hatten wir die erste Abiklausur. Die Deutschprüfung fand nicht wie üblich in der Dreifachturnhalle statt, sondern in der kleinen Sporthalle. Wir sind an meiner Schule diesmal nur 42 Abiturientinnen und Abiturienten, sonst sind es an die 100. Weil Bayern von G8, dem achtjährigen Gymnasium, wieder auf neun Jahre umstellt, ist unser Jahrgang ganz klein.

Es schreiben vor allem Schülerinnen und Schüler Abi, die wie ich nach der Mittleren Reife von der Realschule in eine sogenannte Einführungsklasse aufs Gymnasium gewechselt sind. Dazu kommen ein paar, die vergangenes Jahr durchgefallen sind. Und einige Schüler sind von anderen Schulen zu uns gewechselt, weil es bei ihnen dieses Jahr kein Abi gibt. Mein Gymnasium ist Auffangnetzschule für den ganzen oberbayerischen Landkreis Mühldorf am Inn. Weite Wege haben wir sowieso fast alle, viele kommen wie ich mit dem Auto. Das will man eh, wenn man gerade das Fahren anfangen darf.

Beim Abi selbst ist nichts anders, das wird nicht einfacher oder schwieriger, nur weil wir weniger sind. Eine kleine Gruppe eignet sich vielleicht besser für die Lernatmosphäre. Aber normalerweise bilden sich auch in den großen Jahrgängen kleinere Gruppen raus.

Der Arbeitsmarkt ist dieses Jahr natürlich sehr gut für uns, wir bekommen bestimmt alle einen Ausbildungs- oder Studienplatz. Bei den Sponsoren für die Abizeitung merken wir richtig, wie die um uns werben. Ich habe die Firmen vor Ort angeschrieben, ob sie uns mit einer Anzeige unterstützen. Und die stempeln auf ihre Werbung quasi alle noch einen ›Wir bilden auch aus‹-Button drauf.

Was ich gerade alles mache neben dem Lernen, ist gigantisch. Wir müssen mit viel weniger Leuten alles organisieren, von Abizeitung über Abistreich bis zum Abschlussball. Der Saal, in dem der Ball sonst stattfindet, ist für uns zu groß. Jetzt machen wir es in einer Wirtschaft und müssen uns deshalb nicht um Security kümmern, das ist schon praktischer. Und die Abschlussfeier kann diesmal in der Aula stattfinden statt in der Turnhalle, das ist feierlicher.

Jetzt stehen aber erst mal die weiteren Prüfungen an. Weil ich die Phase schon vom Mittleren Schulabschluss kenne, bin ich aber ziemlich entspannt.«

Aufgezeichnet von Swantje Unterberg

Fraktionsvize Spahn im Februar in Berlin

Felix Zahn / photothek / picture alliance

Der Unersetzliche

CDU Jens Spahn soll in seiner Partei zum mächtigsten Mann nach dem Kanzler aufsteigen. In der Union halten das viele für einen Fehler von Friedrich Merz. Wie loyal ist Spahn?

Der Abriss geht immer schnell. Ratsch, und die blaue Folie, auf der »Linnemann« steht, landet im Müll. Dann ist »Merz« an der Reihe. Ratsch macht es, als ein Bühnentechniker die Folie vom Namensschild am Vorstandstisch reißt. Er knüllt sie zusammen und stopft sie in einen Plastiksack.

Keine zwei Stunden ist es her, da standen an diesem Montagnachmittag hier vorn auf der Bühne im Berliner Estrel Hotel noch der designierte Kanzler Friedrich Merz, CDU-Generalsekretär Carsten Linnemann und die Männer und Frauen, die für die CDU in der nächsten Woche in die Regierung einziehen sollen.

Aus den Lautsprechern dröhnte die Nationalhymne. Der Saal hatte sich erhoben. Die etwa 150 Delegierten des Kleinen Parteitags der CDU, die Gäste, die Personenschützer, die Kameraleute, die Journalisten. Vorn auf der Bühne standen die Glücklichen, die Auserwählten, die Männer und Frauen, die es geschafft hatten.

Und im Saal standen ihnen die vielen gegenüber, die es nicht geschafft hatten. Die vergebens auf den Anruf von Merz gewartet hatten, die Enttäuschten, die Frustrierten, die Verärgerten. Alle zusammen sangen sie nun das Lied der Deutschen, manche von ihnen mit der Hand auf dem Herzen. Dann war dieser eher saft- und kraftlose Kleine Parteitag auch schon vorbei, weit vor dem geplanten Ende.

Nun ist es abends um sechs. Die Reihen haben sich längst geleert. Vorn auf der Bühne lärmen die Techniker mit ihren Akkuschraubern, hinten in den TV-Studios spult Linnemann Interviews im Akkord ab. Alle anderen aber sind schon lange weg.

Nur einer will nicht gehen. Er sitzt in der Mitte des leeren Saals, lehnt sich mit dem Arm auf die Rücklehne seines Stuhls und redet auf einen Mann ein, der eine Reihe hinter ihm sitzt. Es ist Jens Spahn. Man kann ihn nun von Weitem bei der Arbeit beobachten. Spahn gilt als großer Netzwerker. An diesem Abend ist es der CDU-Außenpolitiker Norbert Röttgen, der von ihm in ein langes Gespräch verwickelt wird. Er redet, er gestikuliert, er scheint für Röttgen alle Zeit der Welt zu haben.

Vorhin, als die Nationalhymne gesungen wurde, stand auch Spahn vorn auf der Bühne, am Rand, ganz rechts. Es schien so, als wollte er sich nicht in den Mittelpunkt stellen, um den neuen Kabinettsmitgliedern nicht die Show zu stehlen.

Dabei ist es Spahn, der den Großen Preis gezogen hat. Auf Vorschlag von Merz und CSU-Chef Markus Söder soll er am Montag zum neuen Fraktionschef der Union gewählt werden. Es ist das Amt, das er seit Langem haben wollte. Denn damit steigt er in der CDU zum mächtigsten Mann nach dem Kanzler auf.

In der Union gibt es viele, die Merz vor diesem Schritt gewarnt haben. Sie halten es für einen schweren machtpolitischen Fehler, Spahn zum Fraktionschef zu machen. Der hat aus seinen Ambitionen schließlich nie einen Hehl gemacht. Schon 2018 wollte er Parteichef werden, gegen Merz und gegen Annegret Kramp-Karrenbauer, die das Rennen am Ende für sich entschied.

Zwei Jahre später, als der Parteivorsitz nach Kramp-Karrenbauers Rückzug wieder offen war, ging er vorsichtiger vor. Er wollte sich nicht verbrennen. Dieses Mal trat Spahn nicht selbst an, sondern unterstützte den späteren Sieger Armin Laschet. Und wieder hieß der Gegenkandidat Friedrich Merz. Als der ein drittes Mal nach dem Parteivorsitz griff, hielt sich Spahn zurück.

Ausgerechnet diesen Mann, der sich selbst als zukünftigen Kanzler sieht, befördert Merz nun zum Fraktionsvorsitzenden. Einen 44-Jährigen, der ihn mit seinen bald 70 Jahren vermutlich nur als Übergangskanzler

Florian Gaertner / IMAGO

Vertraute Merz, Linnemann: Keine Zweifel an der Loyalität

Jens Gyarmaty / laif

Medienstar Spahn: Großer Selbstdarsteller

sehen wird. Es gibt wenige in der Union, die Spahn übertriebene Loyalität bescheinigen. Seine Ideologie, so beschreibt es ein CDU-Mann, lasse sich am besten in fünf Buchstaben zusammenfassen: Macht.

Als Kanzler ist Merz auf Spahns Unterstützung angewiesen. Er braucht seine Hilfe, doch Spahn unterliegt in seinem neuen Amt nicht der Kabinettsdisziplin und verfügt mit der Fraktion über eine eigene Machtbasis, unabhängig vom Kanzleramt. Kann das gut gehen?

Es ist eine Frage, die in der Union viele umtreibt. Warum besetzt Merz eine so wichtige Machtposition mit einem Mann wie Spahn? Was ist da passiert? Und was ist mit den vielen Enttäuschten und Übergangenen, die nicht zum Zuge gekommen sind? Die sich nun mit ihrem Frust und ihrem Ärger in der Spahn-Fraktion ballen. Geben sie Ruhe? Oder werden sie sich irgendwann mit Spahn gegen Merz verbünden?

Als der vor drei Jahren Fraktionschef wurde, so schildern es seine Leute, sei sein Misstrauen gegenüber Spahn groß gewesen. Und auch Spahn habe in Gesprächen signalisiert, dass er nicht wisse, ob er Merz vertrauen könne.

Regelmäßig trifft sich in Berlin der geschäftsführende Fraktionsvorstand der Union. Da werden Ideen gesammelt, Strategien besprochen, das politische Vorgehen geplant. Man darf sich das nicht als eine Runde voller Anregungen und spritziger Intellektualität vorstellen. Wie häufig in solchen Gremien verlaufen die Diskussionen meist zäh.

Das war Spahns Chance, und er nutzte sie. Er ist sein Leben lang Berufspolitiker, unter Wolfgang Schäuble war er Parlamentarischer Staatssekretär im Finanzministerium, Angela Merkel machte ihn zu ihrem Gesundheitsminister, in den vergangenen Jahren kümmerte er sich als Fraktionsvize um Wirtschaft, Klima, Energie, Mittelstand und Tourismus. Es gibt wenige Abgeordnete, die in so vielen Bereichen themensicher sind wie Spahn. Und ein großer Selbstdarsteller ist er auch.

Spahn meldete sich also immer wieder zu Wort, kommentierte dieses, kritisierte jenes, hatte Ideen, lieferte strategische Einschätzungen und machte sich nach und nach unentbehrlich. Es ist die Spahn-Methode. Immer ansprechbar zu sein. So viel Wahlkampfauftritte wie kaum ein anderer in der Union zu absolvieren. Zu jedem Abgeordneten, der ihn einlud, in den Wahlkreis zu reisen und dort dann mit seiner Prominenz dafür zu sorgen, dass die Halle voll war.

Bei Nominierungsparteitagen den aufgestellten Kandidaten Glückwünsche zu simsen, die Kontakte zur CSU in Bayern zu pflegen, beim Deutschlandtag der Jungen Union aufzutreten, sich in möglichst vielen Landes- und Kreisverbänden der Union zu vernetzen, bis irgendwann niemand mehr an ihm vorbeikommt.

Und so kam auch Merz irgendwann nicht mehr an ihm vorbei. Vor etwa einem Jahr scharte der CDU-Chef einen engen Beraterkreis um sich: Generalsekretär Linnemann, Fraktionsmanager Thorsten Frei, CSU-Landesgruppenchef Alexander Dobrindt. Mit diesen drei Männern, so sagen es seine Vertrauten, habe Merz in Zukunft alle wichtigen Dinge besprechen wollen.

Doch schnell sei klar gewesen, heißt es, dass Spahn diese Viererrunde mit seinen strategischen Einschätzungen und Gedanken gut ergänzen würde. Und so gehörte er zum Erstaunen von vielen in der Fraktion und der Partei bald auch zu diesem engsten Beraterkreis von Merz. Der Mann, an dessen Loyalität schon Angela Merkel gezweifelt hatte.

Und so ging es weiter. Bei den neun Unionsverhandlern für die Sondierungsgespräche mit den Sozialdemokraten musste Merz den Ämter- und Geschlechterproporz bedienen. Die wichtigsten CDU-Leute sollten dabei sein, mit Michael Kretschmer einer der Ministerpräsidenten und dann – natürlich – noch eine Frau. So gehörte Karin Prien zum Verhandlungsteam, Spahn aber nicht.

Wer ihn kennt, konnte ahnen, dass dieser für ihn unbefriedigende Zustand nicht lange anhalten würde. Die Gelegenheit ergab sich schnell. Als die SPD am Anfang der Gespräche den amtierenden SPD-Finanzminister Jörg Kukies dazuzog, um den Sondierern das ganze Elend der Finanzlage zu erklären, war für die Union plötzlich auch Spahn dabei, denn der hatte schließlich mal im Finanzministerium gearbeitet.

Kukies ging wieder, Spahn blieb. Die SPD duldete das, weil sie ja ohnehin bisher als kleiner Partner zu ihrer eigenen Überraschung mit genauso vielen Verhandlern in den Gesprächen vertreten sein durfte wie die deutlich stärkere Union. Und Spahn machte nun das, was er gut kann. Er wurde auch in den folgenden Koalitionsverhandlungen unersetzlich.

Im Gegensatz zu den meisten der neun anderen Unionsvertreter hatte er im Bund schon Koalitionen mitverhandelt, und so waren es häufig er und der ebenfalls sehr erfahrene CSU-Mann Dobrindt, die für Merz die schwierigsten Probleme lösten. Für den designierten Kanzler wurde es nun immer schwerer, Spahn den begehrten Posten zu verweigern.

Seinen Fraktionsmanager Frei drängte es auch zum Fraktionsvorsitz, doch Merz wollte den loyalen Baden-Württemberger unbedingt zum Chef des Kanzleramts machen und damit zu seinem engsten Mitarbeiter in der Regierung. Blieben also noch Linnemann und Spahn für die Fraktion.

An Linnemanns Loyalität konnte Merz keinen Zweifel haben, doch hatte der Generalsekretär auch die nötige Erfahrung und Härte, um die Fraktion zu führen? Linnemann wäre gern Arbeits- und Sozialminister geworden, aber weil dieses Amt der SPD zufiel, blieb er Generalsekretär. Damit war der Weg frei für Spahn. Er hatte sich wieder einmal so unersetzlich gemacht, dass am Ende für Merz kein Weg an ihm vorbeiführte.

Und nun? Spahn ist in der Union überraschend unbeliebt. »Erstaunlich«, spottet ein führender CDU-Mann, »wie er mit einem so irren Aufwand seine Kontaktpflege betreibt und trotzdem so wenig Sympathie erzeugt.« Spahn muss am Montag also erst einmal mit einem ordentlichen Ergebnis gewählt werden und seine Macht dann konsolidieren.

Natürlich werde Spahn den Teufel tun und gleich zu Beginn alle Klischees erfüllen, sagt ein anderer Christdemokrat. Für ein paar Monate werde er loyal und still die Arbeit machen. Bis alle geschrieben haben, dass man sich doch in Spahn getäuscht habe. Danach? Keine Garantie.

Andere gehen davon aus, dass er zumindest die ersten zwei Jahre loyal sein wird. Um dann zu sehen, ob es an der Zeit ist, sich von Merz abzusetzen und sich selbst im Nachfolgerennen zu positionieren.

Für Merz könnte es also ungemütlich werden. Er kann sich nicht sicher sein, ob Spahn nicht bald sein eigenes Spiel spielt. Und seine Stellung auch dafür nutzen wird, die CDU nach rechts auszurichten und womöglich für eine Zusammenarbeit mit der AfD zu öffnen, wie es seine parteiinternen Gegner befürchten.

Spahn ist auch nicht der Einzige, der in der Fraktion künftig mitreden wird. Hinter ihm drängen gleich mehrere gut vernetzte Männer in die Fraktionsführung, ausgestattet mit Einfluss, Selbstbewusstsein und eigenen Truppen.

Merz hat die Chefs der größten und wichtigsten Landesgruppen bei seiner Kabinettsbildung übergangen. Günter Krings, Andreas Jung und Mathias Middelberg koordinieren die Abgeordneten aus Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Niedersachsen. Sepp Müller aus Sachsen-Anhalt macht dasselbe für die ostdeutschen Abgeordneten. Sie alle wären auch für Höheres infrage gekommen.

Krings, der schon mal mehrere Jahre Parlamentarischer Staatssekretär im Innenministerium war, wäre wohl gern Bundestagspräsident geworden. Auf diesen Posten hievte Merz aber die ihm treu ergebene Julia Klöckner. Müller wurde als wichtigster Vertreter Ostdeutschlands in der Fraktionsspitze als Staatsminister gehandelt, ging aber ganz leer aus. Für den Haushaltspolitiker Middelberg und den Klimapolitiker Jung gab es kein passendes Ministerium. Merz bot schließlich beiden einen Staatsministerposten im Auswärtigen Amt an, heißt es in der Partei. Beide lehnten ab.

Die Männer sind keine eingeschworene Gemeinschaft, keine Seilschaft. Sie sind verschieden im Temperament und auch ideologisch alles andere als einig. Aber sie alle wissen, wie man Politik macht, wann man sich zu Wort melden muss und wann man strategisch schweigt.

Sollte der Kanzler also in Schwierigkeiten stecken – und das dürfte eher früher als später der Fall sein –, eilen sie ihm dann zu Hilfe? Oder schlagen sie sich in die Büsche? Was in der CDU einem Aufstand gleichkäme.

Merz wird es bald erfahren.

Konstantin von Hammerstein, Paul-Anton Krüger, Jonas Schaible ■

amazon

Unsere Verpackungen sind jetzt leichter.

Für mehr Nachhaltigkeit haben wir das Gewicht unserer Verpackungen um mehr als 40 % reduziert*.

*Durchschnittliche Gewichtsreduzierung pro Lieferung seit 2015.

Merz' wichtigster Mann

Sozialdemokrat Pistorius

Friedrich Bungert / SZ Photo

SPD Boris Pistorius soll Deutschland in kurzer Zeit wehrfähig machen. Vom Verteidigungsminister hängt der Erfolg der nächsten Bundesregierung ab.

Boris Pistorius lehnt an diesem Montag an einem Stehtisch im Nato-Hauptquartier in Brüssel, als sich ein hochrangiger EU-Diplomat dazustellt. Friedrich Merz, sagt der Diplomat, könnte ein gewichtiger EU-Regierungschef werden, das müsse man abwarten. Er aber, Pistorius, sei schon jetzt der wichtigste europäische Verteidigungsminister.

Pistorius schaut den Mann leicht ungläubig an, der redet weiter. Auf ihn, den Sozialdemokraten, komme es an, sagt er. Pistorius könne dafür sorgen, dass Deutschland und damit auch Europa deutlich mehr Geld für Verteidigung ausgeben. Der Kontinent müsse ein klares Zeichen in Richtung USA senden, ehe die Nato Ende Juni zu ihrem Gipfeltreffen in Den Haag zusammenkommt. Pistorius nickt, sagt nichts. Ihm dürfte gerade noch einmal klar werden, wie gewaltig die Aufgabe ist, die vor ihm liegt.

Deutschland durchlebt die Zeitenwende nach der Zeitenwende. Russlands Überfall auf die Ukraine vor rund drei Jahren war ein Schock, Regierung und Militärs machten sich sogleich daran, die Bundeswehr wiederaufzurichten. Sie müsse »kriegstüchtig« werden, so formulierte es Pistorius später, um aufzurütteln, um Tempo zu machen bei der Aufrüstung. Seine Generäle warnten, dass Russland schon 2029 zu einem Angriff auf Nato-Gebiet imstande sein könnte.

Jetzt zeigt sich: Es muss alles noch viel schneller gehen.

Die USA sind kein Garant mehr für die Sicherheit Europas. Präsident Donald Trump sät Zweifel daran, dass seine Armee im Ernstfall einem angegriffenen Nato-Partner zu Hilfe käme. Womöglich stellt Trump schon bald die Hilfen für die Ukraine ein und zieht US-Truppen aus Europa ab. Die Europäer müssen lernen, auch ohne die USA für ihre eigene Sicherheit zu sorgen. Als Land mit der größten Wirtschaftsleistung und Bevölkerung in der EU wird Deutschland vorangehen müssen.

Von Friedrich Merz heißt es, er wolle ein außenpolitischer Kanzler sein. Der CDU-Chef sehe es als seine Aufgabe an, die Europäer zu einen, sie so aufzustellen, dass sie sich gegen ein imperiales Russland und ein aggressives China behaupten können, notfalls ohne die Amerikaner. So ist es aus Merz' Umfeld zu hören. Er holt sich viel sicherheitspolitische Kompetenz ins Kanzleramt, richtet dort einen »Nationalen Sicherheitsrat« ein und besetzt das Auswärtige Amt mit einem CDU-Mann, erstmals seit fast sechs Jahrzehnten.

Doch Merz kann die sicherheitspolitische Wende nicht allein vollziehen. Der Erfolg seiner Kanzlerschaft hängt von seinem Verteidigungsminister ab. Davon, dass Pistorius die Bundeswehr rasch zu einer schlagkräftigen Armee formt, zu einer tragenden Säule der Nato. Pistorius, der Sozialdemokrat, ist Merz' wichtigster Mann. Auf ihm liegen große Erwartungen. Die Frage ist: Kann er sie erfüllen?

Pistorius, 65, galt im Kabinett Merz als gesetzt, noch bevor eine andere Personalie feststand, vom Kanzler abgesehen. Der frühere Innenminister Niedersachsens spricht klar und verständlich, wirkt zupackend, auch deshalb ist er seit Langem der beliebteste Politiker im Land. Seine Popularität ist sein Kapital, seine Machtbasis: Weder in seiner Partei, der SPD, noch in der Union hatten sie ernsthaft daran gedacht, ihm das Amt des Verteidigungsministers wegzunehmen.

In seiner ersten Amtszeit stieß Pistorius vieles an: Er gab den Kauf von neuen Panzern, Kampfjets und Drohnen in Auftrag, warb für eine neue Form der Wehrpflicht, beschloss, eine Kampfbrigade nach Litauen zu entsenden. Viele Ergebnisse hat er noch nicht vorgelegt, intern nennen ihn einige

einen »Ankündigungsminister«. In seiner zweiten Amtszeit wird er seine Versprechen umsetzen müssen.

Sollte etwas nicht klappen, kann sich Pistorius nicht mehr damit herausreden, dass es am Geld fehlt. Verteidigungsausgaben sind fortan von der Schuldenbremse ausgenommen, Pistorius' finanzielle Möglichkeiten sind nahezu unbegrenzt. Ein Genosse formuliert es so: »Für Boris schlägt jetzt die Stunde der Wahrheit.« Er wundere sich, sagt der Abgeordnete, dass Pistorius freiwillig weitermache. Die Aufgaben seien so gewaltig, der Druck so groß, eigentlich könne er nur scheitern.

Stimmt das?

Seit einiger Zeit schicken Pistorius' Militärs aus der Brüsseler Nato-Zentrale beunruhigende Nachrichten nach Berlin. In den vertraulichen Berichten geht es oft um Matthew Whitaker, den von Trump eingesetzten Nato-Botschafter. Der fordere in jeder Runde: Die Nato-Partner müssten sich endlich darauf einigen, künftig nicht mehr nur zwei, sondern fünf Prozent ihrer Wirtschaftsleistung für Verteidigung auszugeben. Fünf Prozent – das wären für Deutschland rund 215 Milliarden Euro.

Erst glaubten die Deutschen, dass die Amerikaner die fünf Prozent nicht ganz so ernst meinten, dass es bloß eine Verhandlungstaktik sei. Inzwischen nehmen sie Whitaker beim Wort. Auch dann, wenn er damit droht, dass Trump dem Gipfel im Juni fernbleiben werde, wenn sich die anderen Nato-Staaten bis dahin beim Geld nicht bewegten.

Kürzlich konnte sich Pistorius einen persönlichen Eindruck von der druckvollen Art der Amerikaner machen. US-Verteidigungsminister Pete Hegseth belehrte ihn in einem Telefonat, dass Europa militärisch selbst für sich sorgen müsse, die USA hätten andere Prioritäten. Zwar sei es gut, dass Deutschland die Schuldenbremse für Investitionen in seine Sicherheit gelockert habe, sagte Hegseth. Aber sogleich drängte er Pistorius, schnell die Verteidigungsausgaben des Landes zu erhöhen und mehr eigene militärische Fähigkeiten aufzubauen.

Das geht aus einer offiziellen Mitteilung über das Telefonat hervor, die das Pentagon veröffentlicht hat. Eigentlich sind solche Veröffentlichungen gespickt mit diplomatischen Floskeln, aber offenbar will die Trump-Regierung, dass alle Welt weiß, wie harsch sie selbst mit Verbündeten umgeht.

Der Druck aus den USA hat bei den Planern im Wehrressort Hektik ausgelöst. Pistorius möchte schnell einen Haushaltsplan für die kommenden zwei Jahre vorlegen. Bisher hatte er vor, mit dem regulären Wehretat in Höhe von rund 50 Milliarden Euro und Teilen des vor drei Jahren aufgelegten 100-Milliarden-Sondervermögens für die Bundeswehr die Zwei-Prozent-Marke der Nato knapp einzuhalten. Doch jetzt möchte er noch vor dem Nato-Gipfel einen Haushaltsplan präsentieren, der Verteidigungsausgaben in Höhe von ungefähr drei Prozent der Wirtschaftsleistung vorsieht, vielleicht noch etwas mehr. Das wären rund 130 Milliarden jährlich.

Die Drei-Prozent-Idee ist Teil eines Pakets, mit dem der Minister noch vor der Sommerpause zeigen will, dass er anpackt, dass er es ernst meint mit der »Kriegstüchtigkeit«. Intern ist von einem »Auftaktprogramm« die Rede, der Subtext: Da kommt noch mehr. Es geht darum, den USA zu signalisieren, dass mit Deutschland zu rechnen ist. Es geht aber auch um Imagepflege. Pistorius hält sich etwas auf seinen Ruf als Macher zugute, möchte dem gerecht werden.

In seinen ersten zwei Jahren im Amt des Verteidigungsministers hat Pistorius Lust daran gefunden, markige Worte in Mikrofone zu sprechen. Er achtet dann genau darauf, was das für Schlagzeilen ergibt. Seine Kritiker sagen, es sei ihm mitunter wichtiger, nach außen zu wirken, medial präsent zu sein, als in seinem Haus dafür zu sorgen, dass komplexe Projekte vorankommen. Am Dienstag, bei einem Truppenbesuch in Kalkar, gab der Minister mal wieder den Antreiber. Jetzt komme es darauf an, »dass wir die PS auf die Straße bringen«, sagte er. Alle Partner in Europa schauten nun »sehr genau darauf, was macht Deutschland«.

Deutschland? Pistorius dürfte auch sich selbst gemeint haben. Er weiß, dass es auf ihn ankommt, das gefällt ihm.

Im vergangenen November sah es ein paar Tage lang so aus, als traute er sich die Kanzlerschaft zu. In der SPD wollten einige nicht erneut mit Olaf Scholz in den Bundestagswahlkampf ziehen, riefen stattdessen nach Pistorius. Der ließ, sichtlich geschmeichelt, die Debatte laufen, bis klar war, dass Scholz nicht nachgeben würde und sich die Parteiführung um SPD-Chef Lars Klingbeil hinter den Kanzler stellte.

Scholz wurde abgewählt, Klingbeil, künftiger Vizekanzler und Finanzminister, ist der neue starke Mann der SPD. Aber die Herzen der Parteibasis fliegen nicht ihm zu, sondern Pistorius.

Am Mittwoch nach Ostern veranstaltete die SPD-Parteizentrale eine Videokonferenz mit dem Verteidigungsminister. Zu diesem Zeitpunkt lief noch die Abstimmung der Basis über den Koalitionsvertrag. Mitglieder nahmen an der Konferenz teil, stellten Fragen zum Vertrag, aber auch zu Krieg und Frieden. Es ging um Aufrüstung, um den geplanten freiwilligen Wehrdienst, darum, ob Deutschland der Ukraine den Taurus-Marschflugkörper liefern soll.

Die Amerikaner drängen Pistorius, schnell mehr Geld für Rüstung auszugeben.

Heikle Themen, bei denen viele in der SPD anderer Meinung sind als ihr Verteidigungsminister. Trotzdem sind sie an der Basis begeistert von dem Mann aus Osnabrück.

»Boris for Kanzler«, forderten mehrere SPD-Mitglieder im Konferenzchat. »Insgesamt gehörst du nach meiner Einschätzung zu einem Kreis von Menschen, die in der Lage sind, unser Land wieder auf Kurs zu bringen«, schrieb einer an Pistorius. Und ein anderer: »Boris Pistorius ist der Winston Churchill von Deutschland. Wir werden ihm noch dankbar sein.«

Pistorius ist die Projektionsfigur der SPD. Einer, dem die Mitglieder vieles zutrauen: Deutschland verteidigungsfähig zu machen, Trump die Stirn zu bieten, vielleicht sogar die Sozialdemokraten vor dem Untergang zu bewahren. Klingbeil dürfte es schwer haben, sich neben Pistorius für die Kanzlerkandidatur 2029 warmzulaufen. Jedenfalls so lange Pistorius den Eindruck erweckt, dass er seinen Job gut macht.

Ob Pistorius Erfolg hat, wird auch an einer Zahl ablesbar sein: an der Truppenstärke. Deutschland muss nach den neuen Nato-Verteidigungsplänen militärische Fähigkeiten aufbauen, etwa zusätzliche Kampf- und Hubschrauberverbände. Das wirkt sich auf den Personalbedarf aus: In Brüssel heißt es, die Bundeswehr müsse allein für die Allianz bis zu Beginn des nächsten Jahrzehnts statt der bisher vorgesehenen 120.000 rund 180.000 einsatzbereite und voll ausgerüstete Soldatinnen und Soldaten bereithalten, für den Fall eines Angriffs.

Die gesamte Truppenstärke müsste demnach auf mindestens 240.000 anwachsen. Seit Jahren aber stagniert sie bei gut 180.000.

»Schwerpunkt muss der personelle Aufwuchs werden«, sagt André Wüstner, Chef des Bundeswehrverbands. »Da braucht es dringend eine Kehrtwende, denn angesichts immer weiter zunehmender Aufträge können wir es uns nicht leisten, zu schrumpfen oder zu überaltern.«

Pistorius hat seinem Haus Tempo verordnet. Noch vor der Sommerpause möchte er sein Gesetz für den neuen Wehrdienst durch den Bundestag bringen, alle jungen Männer sollen künftig einen Fragebogen ausfüllen müssen. Pistorius hofft, dass sich so deutlich mehr Rekruten als bisher freiwillig melden und bei der Truppe bleiben. Erreicht er nicht die nötigen Zahlen, müsste die Regierung laut Gesetzentwurf über die Rückkehr zu einer echten Wehrpflicht beraten.

Außerdem plant Pistorius ein Gesetz, um rasch mehr Geld für Rüstungsgüter ausgeben zu können. Material soll schneller und unbürokratischer eingekauft werden können, auch dieses Gesetz soll noch vor der Sommerpause durchs Kabinett gehen. Und das Wehrressort will den Bau von Kasernen vereinfachen.

Pistorius hat viele Pläne. Und viele Möglichkeiten zu scheitern.

Sophie Garbe, Matthias Gebauer, Marina Kormbaki ■

»Die Umfragewerte der AfD lassen uns nicht kalt«

BUNDESREGIERUNG Der künftige Kanzleramtschef Thorsten Frei ist ein Vertrauter von CDU-Chef Friedrich Merz. Er erklärt, wie er die Koalition mit der SPD zusammenhalten und die extremen Rechten kleinkriegen will.

Freis Terminkalender ist eng getaktet. Den SPIEGEL *empfängt er noch in seinem Bundestagsbüro mit Blick auf die Spree. Von hier aus hat der 51-Jährige als Erster Parlamentarischer Geschäftsführer in den vergangenen Jahren für Friedrich Merz die Unionsfraktion organisiert. Kommende Woche soll Frei Chef des Bundeskanzleramts werden. Er ist für seine bedingungslose Loyalität gegenüber Merz bekannt, auch für sein freundliches Auftreten. Und für seine Hardlinerpositionen beim Thema Migration.*

SPIEGEL: Herr Frei, wären Sie eigentlich lieber Fraktionschef geworden als Kanzleramtsminister?
Frei: Ich bin sehr glücklich mit der Aufgabe, die Friedrich Merz mir übertragen hat.
SPIEGEL: Sie geben häufig Interviews, sind öffentlich sehr präsent. Als Kanzleramtschef müssen sie aber vor allem nach innen wirken und die Koalition zusammenhalten. Wird Ihnen die öffentliche Aufmerksamkeit fehlen?
Frei: Auch als Erster Parlamentarischer Geschäftsführer habe ich nach innen gewirkt. Das Amt des Kanzleramtsministers wird am Ende daran gemessen, wie erfolgreich die Regierung als Ganzes zusammenarbeitet. Nichtsdestotrotz geht es darum, Politik zu erklären.
SPIEGEL: Also werden Sie weiter in den Talkshows den loyalen Merz-Erklärer geben?
Frei: Das Kerngeschäft ist das Funktionieren der Koalition. Aber wenn die Zeit es zulässt, werde ich sicherlich auch Möglichkeiten nutzen, bestimmte Entscheidungen öffentlich zu begründen.
SPIEGEL: Ihr Vorgänger Wolfgang Schmidt betätigte sich zwar als Spindoktor von Olaf Scholz und erklärte Journalisten dessen Politik. Die Probleme innerhalb der Ampel aber bekam er nicht gelöst. Was wollen Sie anders machen?
Frei: Mit Union und SPD koalieren zwei Parteien miteinander, die bis zum 23. Februar noch Wahlkampf gegeneinander geführt haben. Uns muss nun klar sein, dass wir nur gemeinsam erfolgreich sein können. Das heißt: Sich gegeneinander zu profilieren, wird nicht funktionieren. Ich sehe meine Aufgabe darin, Probleme frühzeitig zu erkennen und zu lösen, bevor sie sich zu etwas Größerem auftürmen.
SPIEGEL: Die Strategen in der CDU haben sich in den vergangenen Jahren Gedanken darüber gemacht, wie gutes Regieren gehen kann, wie man weniger streitet als die Ampel. Was ist dabei herausgekommen?
Frei: Eine Dreierkonstellation, wie sie die Ampel war, ist sicher komplizierter als die Konstellation aus Union und SPD. CDU und CSU sind Schwestern und betreiben eine praktisch deckungsgleiche Politik auf einer gemeinsamen Wertegrundlage. Wir haben unter anderem im Koalitionsvertrag mit der SPD vereinbart, dass wir uns regelmäßig im Koalitionsausschuss treffen wollen, unabhängig davon, ob gerade große Probleme zur Lösung anstehen. Das trägt zu guten zwischenmenschlichen Beziehungen bei. Dann braucht es – anders als bei der Ampel – auch keine 30-stündigen Marathonsitzungen, um den Problemberg wieder abzutragen.
SPIEGEL: Einen guten Vorsatz hat die CDU schon mal über Bord geworfen: Der schwarz-rote Koalitionsvertrag ist nicht, wie angekündigt, knackig und kurz, sondern mit 144 Seiten ähnlich lang wie jener der Ampel. Ist das ein Ausdruck des Misstrauens?
Frei: Es kann sinnvoll sein, bestimmte Fragen, bei denen man in einer Koalition unterschiedliche politische Positionen hat, besonders konkret zu beschreiben. Andere Punkte sind so selbstverständlich zwischen Union und SPD, dass man darüber keine Worte verlieren muss. Aber die Länge des Koalitionsvertrags ist nicht entscheidend. Der schwarz-rote Koalitionsvertrag in Hessen hat mehr als 200 Seiten. Und die Koalition dort arbeitet exzellent zusammen.
SPIEGEL: Bei Schwarz-Rot im Bund scheinen Konflikte dagegen programmiert zu sein. Alle Vorhaben stehen unter Finanzierungsvorbehalt. Das heißt, wofür Geld da ist und wofür nicht, müssen Union und SPD immer wieder neu ausfechten.
Frei: Es ist doch richtig, dass man nur das Geld ausgeben darf, das zur Verfügung steht. Aber wenn Sie den Koalitionsvertrag genau lesen, finden Sie schon Hinweise darauf, was auf jeden Fall kommt und wo wir womöglich Abstriche machen müssen. Wenn wir schreiben »Wir werden«, dann meinen wir das auch so. Zum Beispiel, dass wir bereits ab diesem Jahr die Turboabschreibungen auf Ausrüstungsgüter in Höhe von 30 Prozent einführen.
SPIEGEL: Unternehmen können dann im ersten Jahr nach dem Kauf einer neuen Maschine 30 Prozent der Kosten als Betriebsausgabe ansetzen und müssen entsprechend weniger Steuern zahlen.
Frei: Genau. Das kommt sicher. Andere Vorhaben im Koalitionsvertrag fangen an mit der Formulierung »Wir wollen«. Die kommen nur, wenn wir an anderer Stelle etwas einsparen können oder durch ein schnelleres Wirtschaftswachstum mehr Steuereinnahmen haben. Es gibt aber auch viele Dinge, die gar nichts kosten und der Wirtschaft trotzdem helfen. Zum Beispiel die geplante Abschaffung des Lieferkettengesetzes, das einen enormen bürokratischen Aufwand bedeutet.
SPIEGEL: Trotzdem haben Union und SPD Konflikte in die Zukunft verlagert.
Frei: Konflikte darf man nicht überdramatisieren. Unterschiedliche Parteien haben unterschiedliche Meinungen. Gemeinsam haben wir, dass wir einen Mehrwert für unser Land erreichen wollen. Darum geht es. Diese Koalition muss mehr sein als der kleinste gemeinsame Nenner von Union und SPD.
SPIEGEL: Friedrich Merz hat die Reform der Sozialsysteme – Gesundheit, Rente, Pflege – die »größte gesellschaftspolitische Herausforderung« der Regierung genannt. War es fahrlässig, diesen Bereich im Koalitionsvertrag quasi nicht zu regeln?
Frei: Wir haben in der Koalition ein gemeinsames Verständnis davon, dass wir unter dem enormen Druck des demografischen Wandels unserer Gesellschaft stehen. Das lässt sich nicht wegdiskutieren. Die Wurzeln für das Problem liegen 30, 40 Jahre zurück. Die Kinder, die damals nicht geboren wurden, werden heute keine Eltern werden können. Das können wir nicht kurzfristig beeinflussen. Hier

Felix Adler / DER SPIEGEL

Abschiebeflug nach Afghanistan

Jens Gyarmaty / DER SPIEGEL

CDU-Politiker Frei: »Wir werden die Grenzkontrollen intensivieren«

müssen wir eine Lösung finden, die alle Generationen miteinbezieht. Und das werden wir tun – ohne den Zeitdruck der Koalitionsverhandlungen.

SPIEGEL: Der Erfolg der Regierung unter Merz wird auch daran gemessen werden, ob sie die Fluchtmigration spürbar begrenzen kann. Hat die Union durch ihren kompromisslosen Kurs im Wahlkampf unrealistische Erwartungen geschürt?

Frei: Nein. Wir haben uns im Wahlkampf an der Realität orientiert. Allein zwischen 2022 und 2024 ist die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländer um mehr als 2,2 Millionen Menschen gestiegen. Dazu gehören viele Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine. Ob es gelingt, diese Menschen zu integrieren, hängt auch von der Kraft unserer Gesellschaft ab, sie aufzunehmen. Diese ist in den vergangenen Jahren überschritten worden. Deswegen gibt es die klare Erwartung in der Bevölkerung, dass wir Migration nicht nur ordnen und steuern, sondern auch begrenzen. Damit sind wir im Wahlkampf angetreten, das steht im Koalitionsvertrag, und das wird die neue Regierung umsetzen.

SPIEGEL: Friedrich Merz hat ein faktisches Einreiseverbot für irreguläre Migranten ab Tag eins angekündigt. Heißt das, es stehen vom 6. Mai an etliche zusätzliche Bundespolizisten an den Grenzen?

Frei: Ja, das ist ein wesentlicher Punkt. Er wirkt kurzfristig. Wir werden die Grenzkontrollen intensivieren und diejenigen zurückweisen, die kein Recht auf Einreise nach Deutschland haben. Im Koalitionsvertrag haben wir ein ganzes Bündel an Maßnahmen vereinbart, das klare Signale sendet: Wir beenden freiwillige Aufnahmeprogramme, setzen den Familiennachzug für subsidiär Schutzberechtigte aus und wirken auf EU-Ebene darauf hin, dass das sogenannte Verbindungselement gestrichen wird.

SPIEGEL: Sie meinen den Grundsatz, dass Migranten nur in einen Drittstaat zurückgebracht werden können, zu dem sie eine Verbindung haben.

Frei: Das macht es möglich, dass wir gemeinsam mit unseren europäischen Partnern Asylverfahren auch außerhalb der EU abwickeln können, etwa in Staaten in Afrika, die als sichere Drittländer eingestuft sind. Mittelfristig kommt es darauf an, dass wir in Europa noch einmal einen neuen Anlauf nehmen. Wir müssen Migration für den Kontinent insgesamt so regeln, dass wir einerseits unserer humanitären Verantwortung gerecht werden und andererseits die Überforderung unserer Gesellschaften verhindern.

SPIEGEL: Das heißt, Sie wollen die mühsam erzielte Einigung über die Reform des Gemeinsamen europäischen Asylsystems noch einmal aufschnüren?

Frei: Dieser Kompromiss aus dem vergangenen Jahr enthält eine Evaluationsklausel. 17 Staaten haben die EU-Kommission aufgefordert, genau unter diesem Aspekt die Reform weiterzuentwickeln. Also etwa Möglichkeiten für eine leichtere Rückführung auch in Drittstaaten außerhalb der EU zu schaffen. Ich finde, die Bundesregierung sollte sich dieser Aufforderung anschließen.

»Sich gegeneinander zu profilieren, wird nicht funktionieren.«

SPIEGEL: Schwarz-Rot will die freiwilligen Aufnahmeprogramme der Bundesrepublik beenden. Derzeit warten in Pakistan 2600 Menschen aus Afghanistan auf die Einreise nach Deutschland. Sie haben gültige Aufnahmezusagen. Werden sie nach Deutschland kommen dürfen, oder wird die neue Bundesregierung diese Menschen ihrem Schicksal überlassen?

Frei: Wir halten uns an alle rechtsstaatlichen Vorgaben. Das ist selbstverständlich für eine Rechtsstaatspartei. Auf der anderen Seite haben wir als Union von Anfang an deutlich gemacht, dass wir nur das Ortskräfteprogramm für frühere Mitarbeiter der Bundeswehr in Afghanistan politisch unterstützen. Alle darüber hinausgehenden Aufnahmeprogramme lehnen wir ab. Wir halten nichts davon, dass Menschen, die überhaupt keinen Bezug zu Deutschland haben, von Nichtregierungsorganisationen für eine Einreise ausgewählt werden. Deswegen werden wir das tun, was rechtsstaatlich möglich und geboten ist, aber nichts darüber hinaus.

SPIEGEL: Das heißt aber, es könnte weiter Charterflüge von Islamabad nach Deutschland geben, weil diese Menschen rechtsgültige Aufnahmezusagen haben?

Frei: Wir werden das prüfen. Bestimmte Zusagen können nach unserer Rechtsordnung auch widerrufen werden, wenn die Voraussetzungen vorliegen. Deswegen werden wir uns alle Einzelfälle anschauen müssen, um sie beurteilen zu können.

SPIEGEL: Mit Blick auf die geplanten Zurückweisungen von Asylbewerbern an der deutschen Grenze hat der österreichische Innenminister Gerhard Karner von einer sehr theoretischen Diskussion gesprochen. Die Zahlen seien ohnehin schon sehr stark zurückgegangen. Sind die Zurückweisungen eine PR-Maßnahme?

Frei: Es stimmt, dass die Zahlen zurückgehen. Aber von einem extrem hohen Ausgangsniveau, das wir in den Jahren 2022 und 2023 hatten. Deshalb brauchen wir eine weitere Reduktion. Wir sind dazu auch im Gespräch mit den Nachbarländern. Und der österreichische Bundeskanzler hat sich sehr lobend dazu geäußert, dass Deutschland seine Migrationspolitik ändern wird.

SPIEGEL: Befürchten Sie, dass die AfD dauerhaft an der Union vorbeizieht, wenn die neue Bundesregierung nicht liefert? In manchen Umfragen stehen die extremen Rechten jetzt schon auf Platz eins.

Frei: Die Umfragewerte der AfD lassen uns nicht kalt. Ich bin überzeugt, dass wir liefern müssen. Anders als in der Opposition können wir uns jetzt mit Taten beweisen. Unsere Politik muss Konsequenzen haben, auch wenn es darum geht, die Wirtschaft wieder auf einen Wachstumspfad zurückzubringen. Nur dann wird sich die politische Stimmung im Land drehen.

Interview: Maria Fiedler, Paul-Anton Krüger ■

Nachteil Kompetenz

ANALYSE Friedrich Merz gilt als Mann mit Wirtschaftsexpertise. Ist das gut für seine Kanzlerschaft? Ein Blick in die Geschichte hält Überraschendes bereit.

Mit Friedrich Merz zieht wieder jemand ins Kanzleramt ein, der sich einiges darauf zugutehält, etwas von Wirtschaft zu verstehen. In den Neunzigerjahren, damals noch in Bonn, machte sich der CDU-Mann einen Namen als Finanzpolitiker. Er tat sich als scharfzüngiger Kritiker des ebenso irrlichternden wie kurzzeitigen SPD-Finanzministers Oskar Lafontaine hervor.

Nach seinem Ausscheiden aus der Politik 2009 verdingte sich der gelernte Jurist als Aufsichtsratschef der amerikanischen Vermögensverwaltung Blackrock in Deutschland. Immer wieder meldete Merz sich in Büchern zu Wort. Darin forderte er mehr Reformeifer und wetterte gegen Veränderungsträgheit.

Seine Werke trugen Titel wie »Mehr Kapitalismus wagen«, »Nur wer sich ändert, wird bestehen« oder »Mut zur Zukunft«. Ohne Anspruch auf allzu große Originalität recycelte Merz darin in routinierter Politikerprosa die gängigen Argumente der jeweils aktuellen Debatte.

Was bedeutet das für die Kanzlerschaft von Merz? Wird er dank seiner Erfahrungen und Kenntnisse die fällige Wirtschaftswende einleiten können? Erlebt das Land unter seiner Führung einen Aufschwung?

Die Geschichte lehrt, dass es dem Land erstaunlicherweise wirtschaftlich immer dann besonders gut ging, wenn Kanzler regierten, die nichts von Wirtschaft verstanden, sich wenig dafür interessierten und sich kaum in die Wirtschaftspolitik einmischten. Das gilt, kein gutes Omen für Merz, vor allem für solche aus der CDU.

Zum Beispiel Helmut Kohl und Angela Merkel: Kurz nach deren Amtsübernahme setzte jeweils ein Aufschwung ein, der noch dazu lange anhielt. Beide überließen das Ökonomische gern ihren Ministern für Wirtschaft oder Finanzen. Als günstig erwies sich, dass sie bei ihrer Personalauswahl für die Posten meist nicht komplett danebenlagen.

J. H. Darchinger / Friedrich Ebert-Stiftung

CDU-Wahlplakate 1957

Das galt besonders für Konrad Adenauer, den ersten Kanzler der Republik und so etwas wie der Ahnherr von Kohl und Merkel in Sachen wirtschaftspolitischer Abstinenz und Glück beim Delegieren. Er verließ sich auf Ludwig Erhard, einen Ökonomieprofessor. Der hatte schon vor Gründung der Republik die Währungsreform mit auf den Weg gebracht und stellte danach als Bundeswirtschaftsminister die Weichen Richtung Wirtschaftswunder.

Erhard gilt zugleich als Beispiel dafür, dass ökonomische Kompetenz Erfolg im Kanzleramt nicht garantiert. Als Nachfolger Adenauers führte er das Land 1966 in die erste Rezession – aber nicht heraus. Wenig später entzog ihm seine Partei das Vertrauen.

Entgegen der noch immer weitverbreiteten Auffassung war auch die Ära des häufig als »Weltökonomen« titulierten Kanzlers Helmut Schmidt nicht von großen wirtschaftlichen Erfolgen geprägt. Der Sozialdemokrat neigte dazu, nicht nur der deutschen Öffentlichkeit, sondern auch Regierungschefs aus anderen Ländern, zu deren chronischem Verdruss, die ökonomischen Weltläufte zu erklären.

Fünf Prozent Inflation seien leichter zu ertragen als fünf Prozent Arbeitslosigkeit, lautete eine seiner Weisheiten. Wenig später hatte er mit beidem gleichzeitig zu kämpfen. Neben den Preisen und der Arbeitslosigkeit liefen unter Schmidts Ägide die Staatsschulden aus dem Ruder; eine toxische Kombination, die ihn schließlich das Amt kostete.

Auch die Zeit des »Weltökonomen« Helmut Schmidt war nicht von Erfolgen geprägt.

Für die Unternehmer des Landes unterschied sich Schmidt dennoch wohltuend von seinem Vorgänger und Parteivorsitzenden Willy Brandt. Um teure Sozialprogramme finanzieren zu können, hatte seine Partei zu Beginn seiner Kanzlerschaft angekündigt, die Belastbarkeit der deutschen Wirtschaft austesten zu wollen – was nachhaltig gelang.

Gerhard Schröder schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Er kann, zumindest in ökonomischer Hinsicht, als der erfolgreichste Genosse im Kanzleramt durchgehen. Zwar verwechselte er konsequent die Nähe zur Autobranche im Allgemeinen, einem bestimmten Unternehmen aus seiner Heimat im Speziellen, mit Wirtschaftskompetenz. Dennoch brachte der »Volkswagenkanzler« entscheidende Reformen auf den Weg. Er legte ein Sparpaket auf, um die Bundesfinanzen zu sanieren, setzte eine weitreichende Steuerreform in Kraft, erhebliche Entlastungen inklusive, und flexibilisierte den Arbeitsmarkt.

Der Lohn war ein lang anhaltender Aufschwung, bei dem die Staatskassen zwischenzeitlich überquollen und Arbeitslosigkeit kein Thema mehr war. Fatal für Schröder erwies sich, dass Reformen Zeit brauchen, bis sie Früchte tragen. Die durfte der Genosse der Bosse, wie er vielfach genannt wurde, nicht mehr ernten, er wurde vorher abgewählt.

Was kann Merz von seinen Vorgängern lernen? Er darf nicht darauf hoffen, dass der Aufschwung wie unter Adenauer nach dem Krieg zum Selbstläufer wird, noch kann er sich wie Merkel darauf verlassen, dass es Reformen der Vorgänger schon richten werden. Stattdessen muss er eigene Antworten geben auf die Fragen der Gegenwart, angefangen bei der notwendigen Aufrüstung der Bundeswehr, der Modernisierung des Standorts bis zum Klimawandel. Orientieren kann er sich an all jenen Kanzlern, die auf die Dynamik von Märkten und Unternehmen setzten. Die einen handlungsfähigen Staat anstrebten, ihm aber zugleich Grenzen setzten und immer darauf achteten, dass Unternehmen und Beschäftigte gleichermaßen an den Erfolgen der Wirtschaft teilhatten.

Die meisten Kanzler kümmerten sich kaum um die Wirtschaft, die anderen trauten sich viel zu, waren aber selten erfolgreich. Ob Merz in die zweite Kategorie fällt, werden die Deutschen in ein paar Jahren beurteilen können.

Christian Reiermann ■

Bündnis gegen Wagenknecht

PARTEIEN Sahra Wagenknecht verliert an Rückhalt. Der Kampf gegen ihre Widersacherin Katja Wolf gefährdet die Zukunft des BSW.

Christian Leye übt sich in Realitätsverleugnung. Der BSW-Generalsekretär steht am Samstag vergangener Woche im Foyer des Kultur- und Kongresszentrums von Gera und versucht, seine Vertraute Sahra Wagenknecht zu verteidigen. Mit mäßigem Erfolg.

Leye hat gerade eine schwere Niederlage erlebt. Die BSW-Mitglieder auf dem Landesparteitag haben Wagenknechts parteiinterne Widersacherin, Thüringens Finanzministerin Katja Wolf, mit deutlicher Mehrheit wieder zur Landesvorsitzenden gewählt. Obwohl Leye und Wagenknecht mit aller Macht versucht hatten, das zu verhindern. Mit harter Kritik an Wolf und Unterstützung ihrer Gegenkandidatin.

Trotzdem gewann Wolf. Und nun?

Tut Leye, als hätte es nie ein Problem gegeben. Ein Machtkampf, ein Rachefeldzug Wagenknechts gegen Wolf? Ziemlich aufgebauscht durch die Medien, findet er. Der Bundesvorstand und die Partei in Thüringen würden »weiter gut miteinander zusammenarbeiten«.

Dabei ist der öffentlich ausgetragene Streit tief in die Partei gesickert, das Miteinander ist vergiftet. In einer internen BSW-Chatgruppe attackiert am Tag nach dem Landesparteitag ein Mitglied aus Thüringen den dortigen BSW-Minister Steffen Schütz. Er bezeichnet Schütz, der überlegt, für den Bundesvorstand zu kandidieren, als »Virus«. Als jemanden, der die Bundespartei infiziere, das BSW zu einer zweiten CDU mache. »Dann sind wir selber Merz«, so steht es in dem Eintrag.

Friedrich Merz. CDU. So weit sind einige jetzt beim BSW. Aber worum geht es eigentlich?

Der Konflikt zwischen Wagenknecht und Wolf dreht sich im Kern darum, ob die neue Partei auf Länderebene mitregieren und dafür Kompromisse machen sollte, ausgerechnet mit der politischen Hauptgegnerin, der CDU. So wie in Thüringen, wo das BSW in einer Koalition mit den Christdemokraten und der SPD sitzt.

Und es geht darum, wer Schuld daran ist, dass Wagenknechts BSW knapp den Einzug in den Bundestag verpasste. Die BSW-Minister in Thüringen, weil sie in der Koalition mit CDU und SPD das Parteiprofil verwässert haben? So sieht es Wagenknecht. Oder einfach die Zeitläufte, weil im Wahlkampf kaum noch über Wagenknechts Kernthema diskutiert wurde, Krieg und Frieden in der Ukraine?

Seit Monaten schwelt der Streit. Nun hat sich Wolf durchgesetzt. Wagenknecht droht die Partei zu entgleiten.

Sie, die das BSW ganz auf sich zugeschnitten hat, kann offenbar keine Mehrheiten mehr organisieren, zumindest nicht im mächtigen Landesverband Thüringen. Plötzlich gibt es in der Wagenknecht-Partei einen Flügel, der sich von Wagenknecht abwendet.

Wagenknecht hat selbst einmal gesagt, dass sie Menschen nicht gut einschätzen könne. Aber ihr fehlen noch andere Dinge, die man braucht, um eine Partei zu führen: Fähigkeit und Wille zum Ausgleich. Als sie noch in der Linken war, entfachte sie mit ihren Positionen Streit und Unfrieden fast bis hin zur Zerstörung. Im BSW wiederholt sich das gerade.

Generalsekretär Leye, 44, studierter Ökonom aus dem Ruhrgebiet, galt in Thüringen als Vollstrecker von Wagenknechts Willen. Schon im Herbst, während der Verhandlungen mit CDU und SPD, schickte Wagenknecht ihn nach Erfurt, um dort auf Wolf und deren Mitstreiter einzuwirken. Einer aus dem BSW sagt, Leyes Auftreten erinnere ihn manchmal an die DDR-Diktatur.

ari / IMAGO

Kontrahentinnen Wolf, Wagenknecht (vorn)

Leye, wie Wagenknecht ein ehemaliger Linken-Bundestagsabgeordneter, setzt im aktuellen Machtkampf auf Eskalation mit dem Wolf-Lager. Zuerst verkündete er öffentlich, dass er im Kampf um den Landesvorsitz nicht Wolf, sondern deren Gegenkandidatin unterstütze. Dann wandte sich Wagenknecht selbst einen Tag vor dem Parteitag in einem Brief an die Mitglieder und rief zur Wahl der weithin unbekannten Anke Wirsing auf. Wagenknecht und Leye setzten alles auf eine Karte. Und verloren in Gera auf offener Bühne.

Nach den üblichen Gesetzmäßigkeiten der Politik müssten sie sich zurückziehen. Das wollen sie nicht. Wie aber wollen sie wieder in die Offensive kommen?

Leye sagt, man habe ja lediglich eine Situation überwinden wollen, »in der der Landesvorstand der verlängerte Arm der Regierung ist«. Und: »Wenn wir weiterregieren wie bisher, hat die AfD nach der nächsten Landtagswahl gute Chancen auf eine absolute Mehrheit der Sitze im Thüringer Landtag.«

Härter geht es eigentlich nicht. Da unterstellt jemand den eigenen Parteifreunden, die AfD zu stärken.

Aber in Thüringen formiert sich Widerstand. »Sahra Wagenknecht hat einen Fehler gemacht«, sagt Stefan Wogawa, Landtagsabgeordneter in Thüringen. Die Massivität und Wucht von Wagenknechts Einmischung hätten ihn überrascht, sagt er. Er habe etwas mehr Weitsicht, mehr Professionalität von seiner Bundesvorsitzenden erwartet.

Wogawa berichtet von Mitgliedern, die ihn nach dem Geraer Parteitag kontaktiert hätten, die austreten wollten, weil sie den Machtkampf nicht mehr ertrügen. Von Unterstützern, die keine Mitglieder mehr werden wollten, weil die Auseinandersetzung sie befremde. »Wagenknecht hat der Partei geschadet«, sagt er.

In der Zentrale, in Berlin, verweist man darauf, dass man zuletzt viele neue Mitglieder aufgenommen habe. Bis sich das BSW etabliert habe, wolle sie Vorsitzende bleiben, sagt Wagenknecht.

Aber was heißt etabliert? Besonders wichtig dafür sind die Landtagswahlen im kommenden Jahr, etwa in Mecklenburg-Vorpommern. Aber auch dort erodieren Strukturen des BSW. In Rostock, der größten Stadt, wechselte die Fraktionsspitze in dieser Woche frustriert zur Linken, das BSW verlor dadurch in der Bürgerschaft seinen Fraktionsstatus.

Auch Wagenknechts treue Anhänger machen sich Sorgen. Einer sagt: »Eine Partei, die sich streitet, wählt man nicht.«

Anna Reimann, Linda Tutmann ■

»Der Typ scheint nett, aber you don’t know that!«

STRAFJUSTIZ Eine junge Frau geht nachts betrunken mit einem Fremden nach Hause. Am nächsten Tag liegt sie fast tot in seiner Wohnung. Erst drei Jahre später steht Marvin S. nun vor Gericht.

Die Rettungskräfte haben den Anblick der leblosen jungen Frau nicht vergessen. Vor Gericht erinnern sie sich noch drei Jahre später an die völlig chaotische Wohnung, in der sie gelegen habe. An das Sexspielzeug neben der Matratze, an ein angekokeltes Stück Alufolie mit Resten einer Substanz, die nach Heroin oder Crack ausgesehen habe. Sie erinnern sich an Wachs auf dem nackten Körper der jungen Frau, an Schmierereien auf ihrer Haut: »Slut« und »Whore« habe dort gestanden, »Schlampe« und »Hure«.

Die junge Frau soll in diesem Text Sarah R. heißen. Als die Rettungskräfte sie am 22. April 2022 gegen 13.15 Uhr fanden, atmete sie nicht mehr. Ihr Herz stand still.

Erst nach zwölf Minuten gelang es, sie wiederzubeleben. Mit akutem Nieren- und Leberversagen und noch immer bewusstlos kam Sarah R. ins Krankenhaus. Sie war damals 20 Jahre alt, eine Schülerin kurz vor dem Fachabitur.

Seitdem sind drei Jahre vergangen. Drei Jahre, in denen anfangs nichts, später wenig geschah. Außer den Worten auf dem Körper von Sarah R. gebe es keine Hinweise auf Fremdeinwirkung, hieß es aus der Klinik. Die Polizei sah keinen Anfangsverdacht für eine Straftat. Man ging von einer Art Drogenunfall aus, tragisch, aber ansonsten nicht weiter relevant. Nicht relevant genug für Ermittlungen jedenfalls.

Erst Wochen später änderte sich die Sicht der Ermittler. Es dauerte weitere Monate, bis die Staatsanwaltschaft Anklage erhob. Und zwei weitere Jahre, bis ein Prozess begann.

Seit dem 25. März muss sich der Mann, in dessen Wohnung Sarah R. am 22. April 2022 halb tot gefunden wurde, vor der 12. Großen Strafkammer des Landgerichts Berlin verantworten: Die Staatsanwaltschaft wirft Marvin S. vor, Sarah R. mit einem Gemisch aus Heroin, Kokain und möglicherweise weiteren Drogen betäubt, sie misshandelt und vergewaltigt zu haben. Womöglich wird es nicht der einzige Prozess gegen ihn bleiben. Denn mittlerweile gibt es den Verdacht, dass er sich an weiteren Frauen vergangen haben könnte.

Sarah R. selbst kann sich an nichts erinnern, so sagt sie es vor Gericht. Doch es gibt Videos aus jener Nacht. Und es gibt Sprachnachrichten, die Sarah R. an ihre beste Freundin schickte und die dokumentieren, wie sie Marvin S. begegnete und ihm in seine Wohnung folgte.

Den Abend des 21. April 2022 verbringt Sarah R. bei einer anderen Freundin, in die sie zu dem Zeitpunkt verliebt ist; die beiden sind zum Schachspielen verabredet. Dass bei dem Treffen noch ein Freund dabei sein würde, damit hat Sarah R. nicht gerechnet. Als sie im Laufe des Abends erfährt, dass die Freundin und der Freund miteinander geschlafen haben, steigt sie von Wein auf Wodka um. So lässt es sich aus den Aufnahmen rekonstruieren, die der Vorsitzende Richter im Gerichtssaal abspielt.

Auch die Freundin merkt, wie enttäuscht Sarah R. ist. So sagt sie es später als Zeugin vor Gericht. Weil Sarah R. irgendwann ziemlich betrunken gewesen sei, habe sie ihr angeboten, bei ihr zu übernachten. Doch Sarah R. habe nach Hause gewollt.

Die Freundin wohnt im Berliner Südwesten, in Steglitz. Mittlerweile ist es Freitag, der 22. April 2022, etwa 1.30 Uhr. Um nach Hause zu kommen, muss Sarah R. den Bus nehmen, die nächste Haltestelle ist am Walther-Schreiber-Platz. Weil ihr das Warten auf den Bus zu lange dauert, entscheidet sich Sarah R., zu Fuß zu gehen, die Schloßstraße entlang, von einer Haltestelle zur nächsten. So geht es aus ihrer ersten Sprachnachricht an ihre beste Freundin hervor.

»Ich bin so heartbroken«, sagt Sarah R., während sie die mehr als einen Kilometer lange Einkaufsstraße entlangläuft. Sie zählt die Namen der Geschäfte auf, an denen sie vorbeigeht: ein Buchladen, ein Brillengeschäft, ein Imbiss, ein Schuhladen. Sie sei total betrunken, sagt sie. Zu Hause werde sie viel Wasser trinken und gleich ins Bett gehen, ausnahmsweise ohne Zähneputzen, oder sie koche sich noch Spaghetti. »Ich steh jetzt grad an ’ner Litfasssäule und umarm die gleich, ich taumel mega.«

Dann spricht sie wieder von der Frau, die ihr das Herz gebrochen hat. »Ich hab mein Schachbrett mit, und wir haben einfach nicht Schach gespielt, was’n Scheiß.«

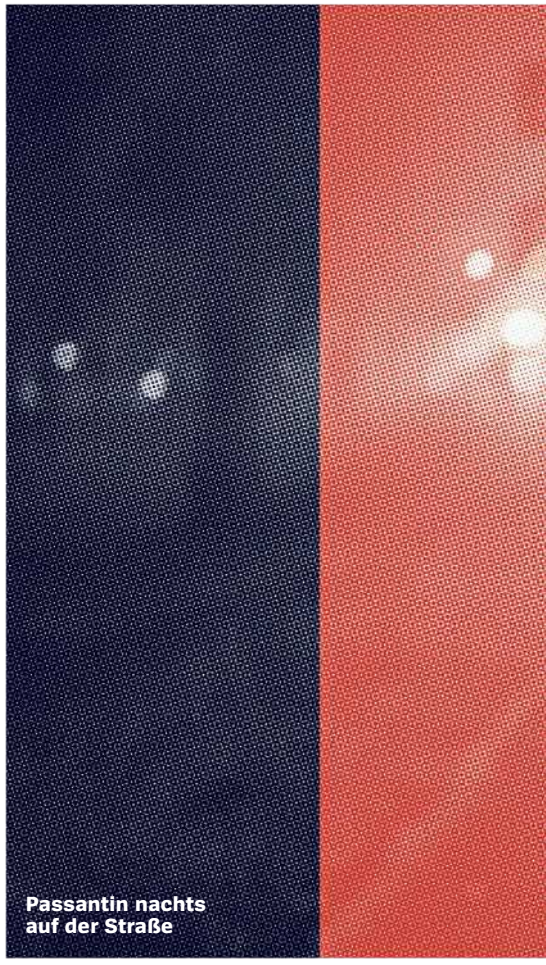
Sarah R. redet und redet, die erste Sprachnachricht ist fast 20 Minuten lang. In ihren Redeschwall mischt sich immer wieder die Sorge, was ihr als Frau nachts allein auf der Straße alles passieren könnte. Sarah R. sagt, dass es ihr unangenehm sei, so betrunken durch die Stadt zu torkeln, und dass sie fürchte, für leichte Beute gehalten zu werden. »Falls ich morgen nicht mehr leben sollte, weißt du, wo ich war.« Zwischendurch scheint sie fast hinzufallen.

Am Rathaus Steglitz nennt Sarah R. die Buslinien, die von dort abfahren. Dann bemerkt sie einen Mann. »Okay, jetzt ist hier einer an der Bushaltestelle, ich weiß nicht, ob der ein guter Typ ist oder nicht«, sagt sie. »Ich hab gerade ’nen bisschen Schiss.«

Im Hintergrund ist eine männliche Stimme zu hören: »Entschuldigung?«

Die Sprachnachricht endet. Es ist 1.53 Uhr.

In der nächsten Nachricht lacht Sarah R., sie wirkt aufgekratzt. »Ich hab jetzt Marvin



Passantin nachts auf der Straße

kennengelernt.« Auch seine Stimme ist zu hören, er spricht ruhig. »Sie hat ein Schachbrett dabei, wir spielen jetzt Schach«, sagt Marvin S., damals 35 Jahre alt. Er sagt auch, dass Sarah R. der Freundin ihren Standort schicken werde, wenn sie in seiner Wohnung seien.

»Wenn ich dir in 'ner Stunde nicht Bescheid sage, wo ich bin, bin ich tot«, sagt Sarah R. »Ich hoffe, du bist noch wach und hörst dir das an. Wenn nicht, hörst du es morgen«, sagt sie noch. Marvin S. fragt: »Morgen früh? Dann ist es zu spät.«

»Dann ist es zu spät?«, fragt Sarah R.

»Dann ist es zu spät«, wiederholt Marvin S. Es klingt wie ein Scherz.

Sie laufen zu Fuß zu seiner Wohnung. Als sie dort ankommen, nimmt Sarah R. wieder eine Sprachnachricht an ihre beste Freundin auf. Während der Aufnahme bemerkt sie, dass die Freundin ihr geschrieben hat, sie liest die Nachricht laut vor: »Der Typ scheint nett, aber you don't know that!« Sarah R. wirkt hin- und hergerissen, ob sie bleiben soll oder nicht.

Zu Marvin S. sagt sie: »Wenn ich jetzt von dir vergewaltigt werde oder so'n Scheiß, dann weiß sie zumindest, wer mich vergewaltigt hat und wo ich bin.« Um 2.34 Uhr schickt sie die Sprachnachricht ab. Es ist ihre letzte.

Vor Gericht beschreiben drei Rettungskräfte, wie sie einige Stunden später in der Wohnung um das Leben von Sarah R. kämpften. Das Verhalten von Marvin S. habe sie irritiert: »Dass wir die ganze Zeit am Reanimieren waren«, sagt ein Rettungsassistent, »ging ihm – Entschuldigung – am Arsch vorbei.«

»Hätte ihre Familie nicht vehement auf einer Strafverfolgung bestanden, wäre gar nichts geschehen.«

Christina Clemm, Anwältin von Sarah R.

Auf ihre Fragen habe Marvin S. nur ausweichend geantwortet, sagt die Notärztin. Wie genau war die Situation, als Sarah R. das Bewusstsein verlor? Wieso war ihr Körper beschriftet? Welche Drogen wurden konsumiert? »Es gab immer so Ausflüchte«, sagt sie, »das war auffällig.« Weil ihr die ganze Situation sehr merkwürdig vorgekommen sei, habe sie die Polizei rufen lassen.

Marvin S. ist heute 38 Jahre alt, ein Mann von hagerer Gestalt, Geschäftsführer einer Handelsfirma. Sein Mandant bestreite die Anklagevorwürfe und werde vor Gericht von seinem Recht zu schweigen Gebrauch machen, teilt einer seiner beiden Verteidiger gleich zu Prozessbeginn mit.

Doch Marvin S. hat zu den Geschehnissen nicht immer geschwiegen. Am 22. April 2022 sagte er der Polizei, dass er Sarah R. erst wenige Stunden zuvor am Rathaus Steglitz kennengelernt habe. So berichtet es die Streifenpolizistin, mit der er damals sprach. Er sei mit Sarah R. in seine Wohnung gegangen, dort hätten sie gemeinsam Drogen konsumiert und einvernehmlich Sex gehabt. Als sie geschlafen habe, habe er ihr die Worte »Slut« und »Whore« mit Filzstift auf den Körper geschrieben. Als »Überraschung«, wenn sie aufwache, habe er gesagt. Als er später bemerkt habe, dass Sarah R. »blau angelaufen« sei, habe er den Notruf gewählt und mit der Reanimation begonnen.

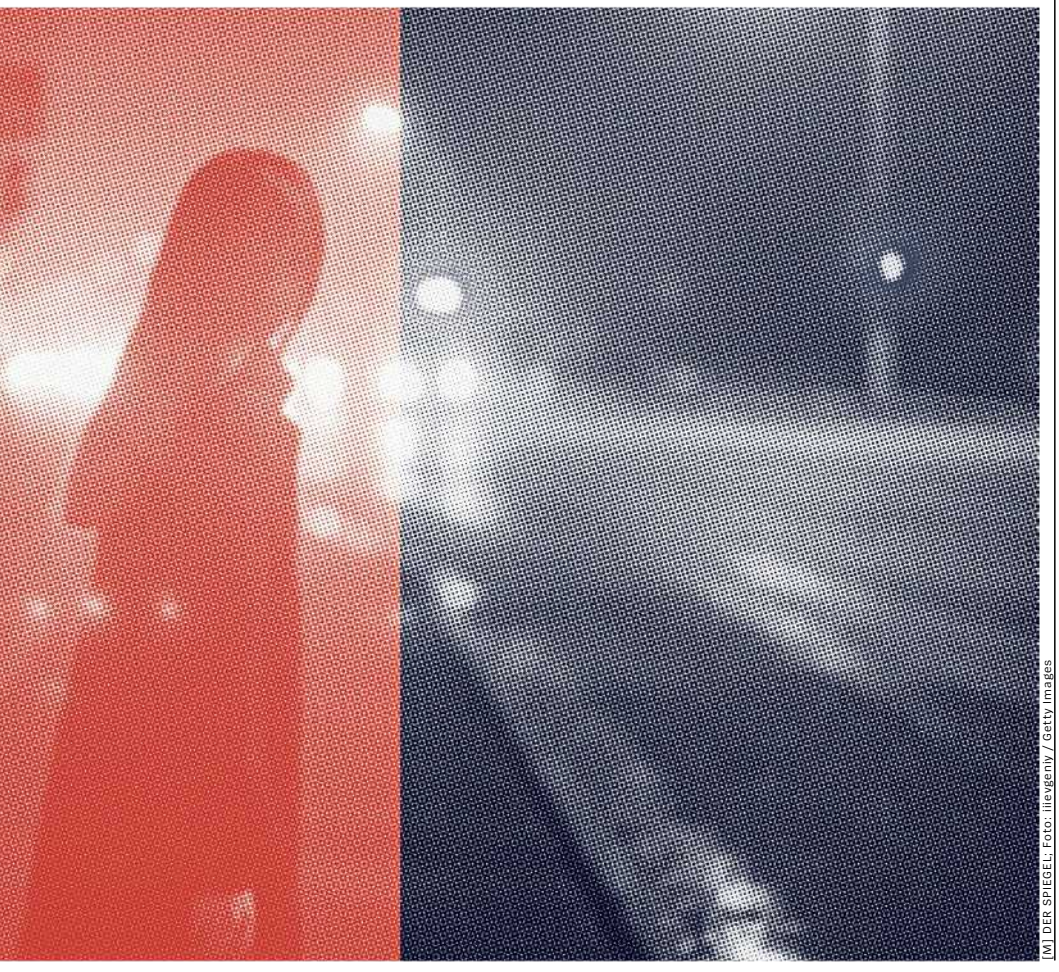
Die Sache mit den Beleidigungen auf dem Körper sei ihr »komisch« vorgekommen, sagt die Polizistin vor Gericht, sie ist kaum älter als Sarah R. Doch Zweifel an den Angaben von Marvin S. kamen ihr offenbar nicht.

Christina Clemm, die Anwältin von Sarah R., versteht das bis heute nicht. Ihr sei unbegreiflich, warum die Polizei damals nicht ermittelt habe, sagt sie dem SPIEGEL. »Wenn eine junge Frau mit Herzstillstand bei einem sehr viel älteren Mann nackt in der Wohnung liegend aufgefunden wird und ihr Körper mit frauenhassenden, erniedrigenden Schriftzügen beschmiert ist, müsste man doch erwarten können, dass umgehend weitreichende Ermittlungsmaßnahmen eingeleitet werden.«

Doch es gab zunächst keine Ermittlungen, keine Wohnungsdurchsuchung. Sarah R. wurde auch nicht rechtsmedizinisch untersucht, es gab keine forensische Analyse, welche Betäubungsmittel in welcher Dosis zu welcher Zeit und auf welche Weise in ihren Körper gelangt waren. Die Ärztinnen und Ärzte taten alles, um das Leben von Sarah R. zu retten. Aber die Spuren an und in ihrem Körper ließen sie nicht gerichtsfest dokumentieren. Ein Versäumnis, das dem Gericht die Wahrheitssuche heute erschwert.

Die Staatsanwaltschaft wirft Marvin S. vor, dass er erkannt habe, wie betrunken Sarah R. gewesen sei, als er sie mit in seine Wohnung nahm. Um sie ohne Gegenwehr vergewaltigen zu können, soll er ihr »ein Kokain-Heroin-Gemisch« und möglicherweise weitere Drogen verabreicht haben, heißt es in der Anklage. Dass sie unter dem Einfluss der starken Betäubungsmittel immer wieder das Bewusstsein verloren habe und ihm schutzlos ausgeliefert gewesen sei, soll er bemerkt und ausgenutzt haben.

Marvin S. schüttelt immer wieder den Kopf, während der Staatsanwalt die Anklage zu Prozessbeginn verliest. Seine beiden Anwälte bezweifeln schon, dass ihr Mandant hätte erkennen müssen, wie stark alkoholisiert Sarah R. gewesen sein soll. Sogar ihre engste Freundin habe doch trotz der Sprachnachrichten scheinbar keinen Anlass



[M] DER SPIEGEL; Foto: iuliyagenly / Getty Images

gesehen, ihr helfen zu müssen. Wie hätte dann ein Fremder diesen Eindruck bekommen sollen?

Weil Sarah R. im Krankenhaus nicht forensisch untersucht wurde, kann der Toxikologe, den das Gericht hört, nicht mit Gewissheit sagen, unter dem Einfluss welcher und wie vieler Drogen sie in der Nacht stand. Auch zur Alkoholkonzentration in ihrem Blut kann er keine sicheren Angaben machen. Seiner Berechnung zufolge könnte Sarah R. knapp 2,5 Promille gehabt haben, als sie auf Marvin S. traf. In ihren Sprachnachrichten findet er ebenfalls deutliche Hinweise darauf, dass sie stark betrunken gewesen sei.

Für den Sachverständigen spricht vieles dafür, dass Sarah R. aufgrund ihres Alkoholpegels die Risiken eines Drogenkonsums nicht mehr realistisch habe einschätzen können. Er ist der Ansicht, dass ihre »Kritikfähigkeit«, wie er es nennt, erheblich eingeschränkt gewesen sei. Wer Böses mit ihr im Schilde führte, so klingt es, könnte leichtes Spiel gehabt haben.

Fünf Tage lang lag Sarah R. im Koma. Noch heute werde sie von Albträumen geplagt, erzählt sie vor Gericht. Sie leide an chronischen Schmerzen, Konzentrationsschwierigkeiten, habe Ängste entwickelt. Sarah R. sei schwer traumatisiert, stellt ein psychiatrischer Gutachter im Prozess fest. Der Herzstillstand habe zudem dazu geführt, dass auch die Blutversorgung des Gehirns minutenlang unterbrochen gewesen sei. Ihre fehlende Erinnerung sei charakteristisch für eine Hirnschädigung. Der Psychiater spricht von einer retrograden Amnesie.

Sarah R. ist Nebenklägerin im Prozess gegen Marvin S. Ihr ist anzusehen, wie sehr das Verfahren sie belastet. Still und aufrecht sitzt sie auf ihrem Stuhl im Gerichtssaal. Zu jedem der bisher sechs Verhandlungstage ist sie ganz in Schwarz gekleidet erschienen. Ihr langes, dunkelbraunes Haar ist von einzelnen grauen Strähnen durchzogen. Niemand zwingt sie, die Verhandlung zu verfolgen. Aber sie will dabei sein, jeden Prozesstag mitbekommen. Denn sie will wissen, was am 22. April 2022 mit ihr passiert ist.

Dass es überhaupt zum Prozess gekommen ist, habe Sarah R. ihrer Mutter und ihren Schwestern zu verdanken, so sagt es Anwältin Clemm: »Hätte ihre Familie nicht vehement auf einer Strafverfolgung bestanden, wäre gar nichts geschehen.«

Als Sarah R. mit Marvin S. nach Hause ging, als sie halb tot in seiner

[M] DER SPIEGEL; Foto: Gavin Watson / Avalon / IMAGO

Die Wohnung ist kaum möbliert, der Boden übersät mit Kleidung, Sexspielzeug und Drogenutensilien.

Wohnung gefunden und ins Krankenhaus gebracht wurde, war ihre Familie im Osterurlaub an der Nordsee. Die Streifenpolizistin berichtet vor Gericht, dass sie mit einem Kollegen zur Wohnung der Familie in Berlin gefahren sei, aber niemanden angetroffen habe. Dass Sarah R. im Koma lag, fand ihre Mutter am Morgen des Folgetages selbst heraus, so berichtet sie es im Prozess. Aus einem unguten Gefühl heraus habe sie das Handy ihrer Tochter per App geortet und festgestellt, dass sie in der Klinik war. Die Familie sei sofort nach Berlin zurückgekehrt.

Zu Hause an der Wohnungstür hing ein Zettel von Marvin S. »Es geht um Ihre Tochter«, stand darauf. Auch seinen Vornamen, seine Handynummer und den Namen der Klinik hatte er notiert. Das Gericht zeigt den Zettel auf einem großen Bildschirm im Saal.

Sarah R.s älteste Schwester rief den fremden Mann an. Vor Gericht sagt die heute 32-Jährige, Marvin S. habe ihr gesagt, dass er Sarah R. am Rathaus Steglitz kennengelernt habe, sie sei betrunken gewesen. Dann seien sie in seine Wohnung gegangen, um Schach zu spielen. Dort hätten sie gemeinsam »Diamorphin« geraucht.

Diamorphin? »Eine elegante Umschreibung für Heroin«, habe Marvin S. ihr erklärt. »Und ab dem Zeitpunkt war mir klar, dass hier etwas ganz gehörig nicht stimmt«, sagt die Schwester.

Sie habe gewusst, dass Sarah R. hin und wieder kiffte. Aber Heroin? Die Schwester bat Marvin S., ihr alle Drogen zu nennen, die Sarah R. in der Nacht konsumiert habe. Sie habe gedacht, dass die Ärzte das wissen müssten.

Per Handynachricht habe Marvin S. eine ganze Liste geschickt: Diamorphin, Kokain, Cannabis und das Benzodiazepin Alprazolam, ein sedierendes Medikament mit angstlösender Wirkung. In der Rechtsmedizin ist bekannt, dass Alprazolam als K.-o.-Mittel eingesetzt wird, um Opfer willenlos und wehrlos zu machen und ihr Erinnerungsvermögen auszuschalten.

Während Sarah R. im Koma lag und niemand sicher wusste, ob sie überlebt, schickte Marvin S. ihrer Schwester weitere Text- und Sprachnachrichten. Auch sie werden im Gerichtssaal vorgelesen und abgespielt. Marvin S. klingt darin beunruhigt. Aus Sorge um das Leben von Sarah R.? Weil er Angst vor falscher Verdächtigung hat? Oder aus Angst, als Straftäter überführt zu werden?

Er bedrängt die Schwester, ihn, den fremden Mann, zu Sarah R. auf die Intensivstation zu lassen. Vielleicht werde sie aus dem Koma erwachen, wenn sie nur seine Stimme höre. Er habe Sarah R. zu nichts gezwungen, beteuert er. »Sie wurde nicht genötigt, vergewaltigt oder in irgendeiner Weise missbraucht.«

Marvin S. beschwert sich in den Nachrichten auch, dass er von Sarah R.s Familie keine Informationen über ihren Zustand erhalte, und bietet an, im Gegenzug weitere Details, auch Videoaufnahmen aus jener Nacht zu liefern. »Wir haben tolle Videos gemacht«, sagt er.

Marvin S. hat der Familie die Videos nie geschickt. Eines entdeckte die Schwester auf dem Handy von Sarah R., zwei weitere fand die Polizei später auf einer Festplatte in seiner Wohnung. Marvin S. hat sie am 22. April 2022 zwischen vier und sieben Uhr aufgenommen. Die Öffentlichkeit wird ausgeschlossen, als die Aufnahmen im Gerichtssaal gezeigt werden.

Laut Anklage ist darauf zu sehen, dass Sarah R. kaum noch bei Bewusstsein ist, als sie getreten, geschlagen und vergewaltigt wird. »Sie wirkt komplett unter Drogen«, so sagt es eine Beamtin des Landeskriminalamts (LKA) im Prozess. Auf einem Video soll Sarah R. bewusstlos sein, als Marvin S. sich an ihr vergehe.

Kurz nachdem die Schwester die Aufnahme entdeckt hatte, suchte die Familie Hilfe bei Anwältin Clemm. Am 23. Mai 2022 erstattete sie Strafanzeige – und das LKA begann zu ermitteln.

Weitere Wochen vergingen. Erst am 15. Juni 2022 wurde die Wohnung

von Marvin S. durchsucht. Das Gericht zeigt Fotos, die bei der Durchsuchung gemacht wurden. Die Wohnung ist kaum möbliert, der Boden übersät mit Kleidung, Sexspielzeug und Drogenutensilien. Die Wände sind bekritzelt: »Ja. Nein. Stopp« und »Fuck Friends« ist auf den Fotos zu lesen. An einer Wand hängen schwarze Gurte, eine Peitsche. Auf dem Boden liegt eine Matratze. In der Küche stehen weiße Plastikflaschen mit Chemikalien, Einwegspritzen liegen herum.

Die Ermittler stellten Laptops, Handys und andere Datenträger sicher. Auf der Festplatte fanden sie nicht nur die Aufnahmen, die Sarah R. zeigen. Nach Angaben der LKA-Beamtin ist auf weiteren Videos zu sehen, wie Marvin S. durch fremde Hausflure schleicht, an Schuhen riecht, dabei masturbiert und an Türklinken ejakuliert. Ein Video soll zeigen, wie er Kinder anspricht und sie fragt, ob er an ihren Füßen riechen darf. Auch Darstellungen des sexuellen Missbrauchs von Kindern entdeckten die Ermittler, 150 Bild- und 224 Videodateien.

Am 9. Dezember 2022 wurde Marvin S. in Untersuchungshaft genommen. Auf Beschwerde der Verteidigung kam er nach knapp drei Monaten wieder frei. Das Gericht sah nur einen hinreichenden, keinen dringenden Tatverdacht. Am 23. Februar 2023 erhob die Staatsanwaltschaft Anklage.

Erst zwei Jahre später hat nun der Prozess begonnen. Und erst jetzt sind die Handys des Angeklagten vollständig ausgewertet. Die Ermittler stießen auf noch mehr Videos, die zeigen sollen, wie Marvin S. sich augenscheinlich an weiteren betäubten Frauen vergeht. Auch der Körper einer dieser Frauen sei beschriftet, berichtet ein LKA-Beamter im Prozess. »Fuck me« stehe auf ihrer Haut.

Christina Clemm, die Anwältin von Sarah R., kritisiert das zögerliche Handeln im Fall Marvin S.: »Für Opfer solcher Straftaten ist es kaum fassbar, wie mit ihrem Leid umgegangen und mit welcher Laxheit die Gefährdung weiterer Frauen hingenommen wird.«

Auf einem Video soll zu sehen sein, wie Marvin S. einer Frau die Augenlider hochschiebt, sie zeigt keinerlei Reaktion. Dann soll er der offenbar betäubten Frau seinen Penis in den Mund stoßen. So beschreibt es der LKA-Beamte vor Gericht. Die mutmaßliche Tat soll sich bereits im Februar 2020 ereignet haben. Die Ermittler haben die Frau inzwischen ausfindig gemacht und vernommen. Mit dem Ergebnis, dass Marvin S. seit dem 4. April wieder in Untersuchungshaft ist. Sollte die Staatsanwaltschaft auch in diesem Fall Anklage erheben, droht ihm ein weiterer Prozess. Die Verteidigung will sich zu den neuen Vorwürfen nicht äußern.

Noch ist es den Ermittlern nicht gelungen, alle Frauen auf den Aufnahmen zu identifizieren. Das LKA ermittelt weiter. Mit einem Urteil im Fall von Sarah R. ist voraussichtlich Ende Mai zu rechnen.

Wiebke Ramm ■

SPIEGEL TV Programm

SPIEGEL TV

Teppichweberinnen

RE:

DONNERSTAG, 8.5., 19.40 – 20.15 UHR, ARTE

Türkische Teppichkultur am Ende?

Die Türkei ist für ihre Teppichkunst berühmt – doch die jahrhundertealte Tradition ist in Gefahr. Maschinell gefertigte Massenware ist billiger als Handarbeit und verdrängt nach und nach die kunstvoll gewebten Unikate. Damla Saydam stellt sich dem Abwärtstrend entgegen und versucht, die einzigartige Teppichkultur ihrer Heimat zu bewahren. Die junge Unternehmerin hat im Westen der Türkei ein kleines Geschäft für handgewebte Teppiche eröffnet und baut sich ein Netzwerk auf: von den Weberinnen in der Umgebung bis zu den Kunden, die bereit sind, für Naturprodukte und Handwerkskunst einen entsprechenden Preis zu zahlen.

NITRO

SAMSTAG, 3.5., 17.30 – 18.25 UHR, NITRO

Die Rettungsflieger

Der Helikopter »Christoph 47« aus Greifswald ist auf dem Weg zu einem schweren Verkehrsunfall: Ein Fahrradfahrer wurde von einem Auto in voller Fahrt erfasst und mehrere Meter durch die Luft geschleudert. Der junge Mann hat schwerste innere Verletzungen. Und die Freiburger Retter werden in den Schwarzwald gerufen: Eine Frau ist eine lange Treppe hinuntergestürzt und war kurzzeitig bewusstlos.

DIE GRÖSSTEN GEHEIMNISSE DER WELT

SONNTAG, 4.5., 20.15 – 22.20 UHR, KABEL EINS

Von den Alpen zum Amazonas

Mit welchem skandalträchtigen Erbe erregt der österreichische Komponist Wolfgang Amadeus Mozart bis heute Aufsehen? Was steckt hinter einem mysteriösen Labyrinth unterirdischer Gänge im brasilianischen Regenwald? Und welches Geheimnis verbirgt die weltberühmte New Yorker Freiheitsstatue? Die neue Show »Die größten Geheimnisse der Welt« präsentiert zehn atemberaubende Mythen, Rätsel und Rekorde. Zahlreiche Promis rätseln mit, um die Geheimnisse zu lüften, und erleben einige Überraschungen. Mit dabei sind die Schauspieler Hardy Krüger Jr. und Uwe Ochsenknecht sowie Moderatorin Anastasia Zampounidis.

SPIEGEL TV

Helikopterlandung im Gelände

Kabel Eins

Schauspieler Krüger Jr. in Rätselshow

Frau der klaren Ansagen

Verfahrensbeiständin Degenhardt

Anna Aicher / DER SPIEGEL

FAMILIENRECHT Katja Degenhardt vertritt die Interessen von Kindern, wenn Eltern um sie kämpfen. Sie erlebt, wie der Streit immer gnadenloser wird.

Einen Fehler, sagt Katja Degenhardt, machen Eltern nach einer Trennung immer wieder. Nachdem sie sich mit Anwälten beraten, Anträge gestellt und Ladungen erhalten haben, machen sie sich auf zum Familiengericht und hoffen, sie könnten dort gewinnen. Degenhardt sagt: »Die merken nicht: Wer hierherkommt, hat schon verloren.«

Amtsgericht München, ein Montagvormittag, 8.20 Uhr. Degenhardt läuft auf den Sitzungssaal B 108 zu. Neben der Tür hängt ein Zettel. »8.30 Uhr, Elterliche Sorge«. Davor steht ein Mann mit seiner Anwältin, sie blättern in Unterlagen. Einige Meter entfernt wiederholt sich das Bild; dort steht eine Frau mit ihrer Anwältin. Stimmen hallen gedämpft über den Flur. Die Gruppen würdigen sich keines Blickes. Katja Degenhardt grüßt beide kurz. Dann wartet sie zwischen ihnen.

Der Mann und die Frau waren verheiratet. Sie tragen noch den gleichen Nachnamen, haben zwei Söhne. Ihre Beziehung scheiterte, vor Jahren schon. Die Kinder leben bei der Mutter, der Vater sieht sie alle paar Tage. Sie streiten oft, noch immer. Jetzt soll das Familiengericht für Ruhe sorgen.

Fünf Anträge hat der Vater gestellt. Er möchte mehr mitreden, etwa bei Arztbesuchen oder den Finanzen der Kinder. Die Mutter stellte einen Gegenantrag, elf Seiten. Sie möchte das alleinige Sorgerecht.

Katja Degenhardts Schützlinge sind an diesem Tag nicht erschienen. Weil ein Gerichtssaal nicht der passende Ort für sie ist; weil es sie überfordern würde und wahrscheinlich auch verstören. Sie sind zehn und zwölf Jahre alt: die Kinder, um die an diesem Morgen gekämpft wird. »Verfahrensbeiständin«, so heißt Degenhardts Beruf. Sie selbst nennt sich auch: »Anwältin des Kindes«.

In den Wochen zuvor hat Katja Degenhardt versucht, Antworten zu finden. Wie geht es den Kindern? Was wollen sie? Wie stellen sie sich ihr Leben mit ihren Eltern vor? Was ist das Beste für die beiden Jungs?

Es sind Fragen, deren Antworten eigentlich die Eltern kennen sollten. Doch eine Trennung schmeißt das Leben vieler Menschen mit solch einer Wucht um, dass sie vieles aus dem Blick verlieren, manchmal auch das Wohl ihrer Kinder. »Da wissen manche gerade einmal noch, wie sie heißen«, sagt Degenhardt.

Sie hat im Vorfeld mit den Eltern gesprochen, hat zusammen mit einem Richter in seinem Amtszimmer gesessen und mit den Kindern geredet. Dann hat sie eine Stellungnahme an das Gericht geschickt, zwei Seiten.

Die Tür zum Gerichtssaal öffnet sich. Der Richter ruft die Namen auf. Wie fast jede Verhandlung am Familiengericht ist auch diese Sitzung nicht öffentlich. Gut drei Stunden wird sie dauern. Die Eltern rechts und links vom Richter. Am Ende des Raums, in der Mitte, sitzt Katja Degenhardt.

Landet vor einem Familiengericht ein Fall, in dem um ein Kind gestritten wird, bekommt dieses oft vom Gericht einen Verfahrensbeistand an die Seite. So sieht es das »Gesetz über das Verfahren in Familiensachen und in den Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit« vor, Paragraf 158. Es gibt auch andere Situationen, in denen Menschen wie Katja Degenhardt gerufen werden. Etwa, wenn ein Kind bei seinen Eltern mutmaßlich in Gefahr ist und es in Obhut genommen werden soll. Oder wenn im Raum steht, ein Kind in einer geschlossenen Einrichtung unterzubringen.

Bundesweit gibt es schätzungsweise 3000 bis 4000 Verfahrensbeistände und Verfahrensbeiständinnen, offizielle Statistiken fehlen. Von ihrem Eindruck hängt mit ab, ob ein Kind bei seinem Vater oder seiner Mutter aufwächst. Im Jahr 2023 haben Verfahrensbeistände in mehr als 125.000 Fällen vor einem Familiengericht mindestens ein Kind vertreten. An jedem hängt ein Schicksal.

Katja Degenhardts Kontaktdaten sind beim Amtsgericht München eingespeichert. Wie die meisten ihrer Kolleginnen und Kollegen ist sie selbstständig, sie arbeitet zusätzlich als Trennungsberaterin und Mediatorin. Sie ist 57 Jahre alt und macht den Job seit 19 Jahren. Die Interessen von Hunderten Kindern hat sie vertreten. Die Gerichtsverfahren füllen in ihrer Wohnung und dem Keller mehrere Schränke. Fast jede Woche kommen neue dazu. Alle paar Jahre lässt sie alte Akten schreddern.

Manches kann sie nicht vergessen. Etwa den Säugling, dessen Hals und Brust so stark verbrüht waren, dass Haut vom Oberschenkel transplantiert werden musste. Seine Mutter hatte ihm nach einer Partynacht fast kochend heiße Milch geben wollen. Sie floss ihm den Hals herunter.

Oder die Kinder, die aus der Wohnung der Eltern geholt werden mussten. Auf dem Sofa lag ein Drogentoter.

Ein Trennungsvater wollte einmal, dass sein Sohn zu ihm zieht. Der war gerade sechs Monate alt. Der Vater fand, die Mutter habe ausreichend Zeit gehabt, jetzt sei er dran.

»Wollen wir kurz vor die Tür gehen und schauen, was auf dem Schild steht? Amtsgericht München oder Kindergarten Tralala?«

Katja Degenhardt zu Eltern, die unerbittlich vor Gericht streiten

Degenhardts Beruf sieht mitunter vor, im Streit zwischen Eltern zu vermitteln. An einer »einvernehmlichen Regelung über den Verfahrensgegenstand mitzuwirken«, heißt das im Gesetz. Sie erinnert sich an eine Mutter, die mit dem Kind ins Ausland ziehen wollte, weit weg vom Vater. Nach einem Gespräch vor Gericht sah sie ein, dass der Vater dem Kind erhalten bleiben soll. Die Eltern einigten sich. Das war am Anfang ihrer Karriere.

In den folgenden Jahren bekam Katja Degenhardt immer mehr Fälle zugewiesen. Eine Einigung zwischen den Eltern habe sie aber nur noch selten erreicht, sagt sie. Kurz vor den Ferien häufen sich bei ihr die Aufträge des Gerichts, ebenso vor Weihnachten und Ostern. Manche Eltern wollen die Feiertage auf die Minute exakt aufgeteilt wissen. »Wie die heute miteinander streiten, ist manchmal brutal. Ich dringe da nicht zu ihnen durch«, sagt sie.

Die Trennung erleben Eltern häufig als einen Prozess, so steht es in Ratgebern, ähnlich den Phasen nach einem Todesfall. Nichtwahrhaben-Wollen, Wut, Trauer, Neubeginn. Mit der Zeit legten sich die Emotionen. Nach zwei, spätestens drei Jahren, sagt Degenhardt, sollten sie in der Lage sein, sachlich miteinander zu sprechen.

Doch manchen gelingt das nie. Degenhardt nennt sie die »Dauerstreiteltern«.

Im Amtsgericht München, Sitzungssaal B 108, wirbt Degenhardt an diesem Morgen dafür, dass die Kinder endlich Ruhe bekommen. Mehrfach, so erzählt sie es später, habe sie das Wort ergriffen und versucht, vom Streit der Eltern zurück auf die Kinder zu kommen.

Sie hörte im Verfahren, dass der Vater seinen Sohn grob behandeln, ihn an den Armen oder Ohren ziehen, ihm die Zahnbürste in den Mund rammen würde. Er habe das eingeräumt, zugleich aber behauptet, die Mutter sei Alkoholikerin. Der Richter beschloss, eine Psychologin zu beauftragen. Sie soll die Erziehungsfähigkeit der Eltern prüfen. Degenhardt sagt, sie habe darauf gedrängt, dass der Vater seine Söhne erst wieder sehe, sobald das Ergebnis vorliege. Der Richter sei ihr gefolgt.

Am Ende der Verhandlung verabschieden sich die Eltern bei Degenhardt. »Auf Wiedersehen«, sagt der Vater. »Wir sehen uns sicherlich wieder«, sagt Degenhardt.

Begleitet man Katja Degenhardt als Reporter über mehrere Monate, merkt man: Sie ist eine Frau der klaren Ansagen. Streiten Eltern vor Gericht unerbittlich, ergreift sie manchmal in der Verhandlung das Wort und sagt: »Wollen wir kurz vor die Tür gehen und schauen, was auf dem Eingangsschild steht? Amtsgericht München oder Kindergarten Tralala?« So erzählt sie das. Ihr sei es grundsätzlich wichtig, zu verstehen, was Mutter

oder Vater umtreibt. Doch manche Zankerei gehe ihr zu weit. Weil es nicht mehr um die Kinder gehe, sondern ausschließlich um die Eltern.

Neulich saß eine Mutter aufgelöst vor ihr. Sie wollte unbedingt mit ihrem Sohn telefonieren, der eine Woche mit dem Vater im Urlaub war. Wenn sie nicht von ihm höre, blute ihr das Herz. Degenhardt fragte, was sie damit meine. Dann sagte sie: »Muss ich den Notarzt rufen?«

Sie sei nicht dafür da, den Eltern zu gefallen, sagt sie. »Drama rausnehmen, die Dinge versachlichen, das ist mein Job.«

Montagnachmittag, der nächste Termin, ein Hausbesuch mitten in München. Katja Degenhardt kniet in einem Kinderzimmer, umgeben von Stoffeinhörnern, Barbies, einem Himmelbett. Neben einem Puppenhaus steht ein Mädchen, es ist sechs Jahre alt.

Degenhardt hatte wenige Tage vorher die Gerichtsakte zugeschickt bekommen. Darin las sie: einstweilige Anordnung nach Gewaltschutzgesetz. Ein Vater und eine Mutter sollen vor ihren Kindern gestritten haben. Die Mutter rief die Polizei. Degenhardt las: »Die Antragsstellerin hat Angst vor dem Antragsgegner und fürchtet sich vor weiteren Übergriffen.«

Der Vater darf seitdem die Wohnung nicht mehr betreten. Er muss zu seiner Frau und seinen Kindern eine Distanz von mindestens 100 Metern halten, darf sie nicht ansprechen, nicht anrufen, ihnen keine SMS schreiben. Degenhardt soll abschätzen, ob das wirklich notwendig ist. Oder ob die Kinder nicht doch ihren Vater treffen könnten.

»Du hast es aber schön hier«, sagt Degenhardt zu dem Mädchen. »Und da ist auch viel Lego. Ist das von deinem Bruder?«

»Ja, er baut alles selbst.«

»Wie verstehst du dich mit ihm?«, fragt Degenhardt.

»Manchmal streiten wir uns. Eigentlich oft. Mal will ich was, und er will es auch. Dann vertragen wir uns aber wieder.« Das Mädchen guckt auf den Boden und kaut an einem Finger. Degenhardt fragt: »Streiten sich sonst welche in deiner Familie?«

»Ja, Mama und Papa. Da geht es mir nicht gut.«

»Und das letzte Mal haben sie ganz dolle gestritten, oder?« Das Mädchen nickt.

»Weißt du, wo dein Papa gerade ist?«

»Ich glaube, bei der Oma.«

»Würdest du ihn gerne sehen?«

»Ja, schon.«

Wenige Minuten zuvor hatte Katja Degenhardt mit der Mutter am Esstisch geredet. Sie hat sich bereits vor sechs Monaten von ihrem Mann getrennt. Seitdem schlief sie im Wohnzimmer. Vor zwei Wochen habe ihr Ex-Partner sie beleidigt, gewürgt, sie auf das Sofa geworfen. So erzählt sie es. Trotz allem möchte sie inzwischen, dass ihre Kinder den Vater sehen.

Manchmal passen Kindeswohl und Kindeswille nicht zusammen. Dann wird die Arbeit schwierig.

Am nächsten Tag kommt der Vater zu Katja Degenhardt ins Büro. Eine Stunde sprechen sie. Degenhardt hört von ihm, seine Frau sei die Aggressive. Sie beleidige ihn. An jenem Abend fürchtete er, sie werfe etwas nach ihm. Er habe sich nur schützen wollen. Er habe sie nicht gewürgt, versichert er Degenhardt.

Degenhardt sagt, wenn es keinen eindeutigen Polizeibericht gibt, mit Fotos, einer medizinischen Untersuchung oder anderen Beweisen, werde sie nie erfahren, was wirklich passiert ist. Sie weiß nur eines: Es braucht eine Lösung für die Kinder.

In diesem Fall rät sie beiden Eltern, sich an eine Beratungsstelle zu wenden. Vor Gericht wird Degenhardt später dafür werben, dass die Kinder beide Eltern sehen.

Was sollte, was kann Katja Degenhardt nach drei Gesprächen entscheiden? Reicht das aus, um einem Kinderleben gerecht zu werden? Wie wahrscheinlich ist es, dass ein Verfahrensbeistand wirklich herausfindet, was ein Kind will und braucht?

Wenn die Eltern mit einem Gerichtsentscheid nicht leben können, sagt Degenhardt, hörten sie nicht auf zu kämpfen. Da könne sie vor Gericht noch so viel darauf drängen, dass es nicht ums Mutterwohl oder ums Vaterwohl gehe, sondern ums Kinderwohl. Sie sagt: »Viele Eltern erreiche ich nicht mehr.«

Degenhardt sagt, sie finde es schwierig, Trennungseltern einen Rat mitzugeben. Nur einen habe sie: Bevor sie vor Gericht ziehen, sollten sie eine Beratung versuchen oder eine Mediation. Den Konflikt entschärfen. Und nicht eskalieren.

Anna Aicher / DER SPIEGEL

Mediatorin Degenhardt

Es gibt einen weiteren Faktor, den Degenhardt bei ihrer Arbeit beachten muss: den Kindeswillen. Manchmal passen Kindeswohl und Kindeswille zusammen. Schwierig wird ihre Arbeit, wenn sie voneinander abweichen.

An einem Nachmittag läuft Katja Degenhardt durch einen Altbau in einem Vorort von München. Eine therapeutische Wohngruppe für Jugendliche ist in dem Gebäude untergebracht. In einem Besprechungsraum wartet ein Mädchen auf sie, 13 Jahre alt. Die Jugendliche leidet an ADHS, gilt als hochsensibel. Mehrmals die Woche braucht sie Therapiesitzungen. Zur Schule muss sie begleitet werden. Seit einigen Monaten wohnt sie hier.

Doch das Mädchen will zurück nach Hause, zu seiner Mutter. Die hat deshalb einen Antrag beim Familiengericht gestellt. Degenhardt soll sich einen Überblick verschaffen. Eine Stunde lang spricht sie mit der Jugendlichen. »Die anderen Kinder rasten hier ständig aus, schlagen die Tür im Flur kaputt, schreien. Ich habe Angst«, sagt das Mädchen. Degenhardt macht sich Notizen.

Später erklärt Degenhardt, sie verstehe das Mädchen. Aber eine Rückkehr zur Mutter halte sie für falsch. »Die wäre überfordert«, sagt sie. Das Mädchen brauche Struktur im Alltag, professionelle Hilfe. Degenhardt möchte vorschlagen, eine andere Wohngruppe zu suchen. Sie sagt: »Ich vertrete das Mädchen. Aber das heißt nicht, dass es so kommt, wie es sich das wünscht.«

Degenhardt redet meist nicht nur mit dem Kind und seinen Eltern. Bevor sie zu einer Entscheidung kommt, spricht sie auch mit Mitarbeitern des Jugendamts, mit Therapeuten, Betreuern, Lehrern. Sie muss Gutachten lesen und Stellungnahmen schreiben. Dafür bekam sie bis zum April 2025 vom Gericht eine Pauschale von maximal 550 Euro pro Instanz und Kind gezahlt. Spesen für Fahrtkosten oder Büromaterial gibt es nicht. An einigen Fällen sitzt Degenhardt 30 Stunden, an manchen länger. Ihr Stundensatz lag manches Mal knapp über dem Mindestlohn.

Die Pauschale galt seit dem Jahr 2009. Im Januar 2025 beschloss der Bundestag die erste Erhöhung; seit April 2025 erhält Degenhardt für ein Kind 690 Euro, für weitere Kinder im selben Verfahren gibt es 555 Euro. Ausgaben werden weiterhin nicht erstattet. Katja Degenhardt findet, das reiche nicht. »Manchmal frage ich mich, warum ich das überhaupt weitermache. Finanziell lohnt es sich nur, wenn ich wahnsinnig viel arbeite.«

Zeigt sie Kalender aus den vergangenen Jahren, blickt man auf dicht beschriebene Seiten. Termin folgt auf Termin folgt auf Termin. Den ersten vereinbarte sie für 7 Uhr morgens, den letzten hatte sie um 20 Uhr. Davor und danach schrieb sie Stellungnahmen, las Akten, telefonierte. Auch samstags.

Als Degenhardt im Jahr 2006 anfing, gab es die Funktion der Verfahrensbeiständin im

Familiengerichtsverfahren erst seit wenigen Jahren. Sie wurde 1998 geschaffen, mit der Reform des Kindschaftsrechts. »Verfahrenspfleger« hieß das damals noch, er sollte die Interessen eines Kindes vor Gericht stärken. Wie, blieb zunächst recht vage. Im Gegensatz zu den heutigen Verfahrensbeiständen konnte der Verfahrenspfleger keine aktive Rolle im Konflikt übernehmen.

Bei manchen Familienrichtern und Mitarbeitern in Jugendämtern kam anfangs Skepsis auf. Ein weiterer Akteur, so die Befürchtung, könnte Verfahren verzögern und den Streit verschärfen. Doch schon nach wenigen Jahren sagten bei einer Befragung unter Richtern fast alle, sie empfänden die neue Funktion als »hilfreich«. Die Bundesregierung lobte sie 2007 als »ein wirksames Mittel zur Wahrung der Rechte des Kindes«.

Anfangs stand nicht im Gesetz, welche Qualifikationen ein Verfahrenspfleger haben sollte. Jeder hätte es machen können. Meist sind es Anwältinnen, Pädagogen, Sozialarbeiterinnen oder Therapeuten. Zwar überarbeitete der Bundestag mehrfach die Paragrafen. Doch die Gesetzeslage ist bis heute unklar. Seit dem Jahr 2022 ist festgeschrieben, dass ein Verfahrensbeistand »fachlich und persönlich geeignet« sein muss und das dem Gericht nachweisen können muss. Detaillierte Anforderungen an die Ausbildung finden sich dort nicht. So gibt es Verfahrensbeistände, die lediglich einen Wochenendkurs belegt haben. Andere saßen an 24 Tagen in einer Weiterbildung.

Katja Degenhardt studierte Kommunikationswissenschaften und Psychologie. Sie ließ sich später zur Mediatorin für Familienangelegenheiten ausbilden. Über Jahre gab sie Fortbildungen zu Trennungsfällen. Bevor sie als Verfahrensbeiständin anfing, habe sie sich in Entwicklungspsychologie und Scheidungsforschung eingelesen und Seminare abgeschlossen, Fortbildungen zum Familienrecht besucht, gelernt, wie man mit Kindern und Jugendlichen spricht. Und sie brachte eine weitere Erfahrung mit, ihre persönliche.

Degenhardt schreibt darüber offen auf ihrer Website. »1 x geschieden, wieder verheiratet«, steht da. Und: »5 Kinder, 3 eigene, 2 Stiefkinder.« Ihren ersten Mann heiratete sie mit 25 Jahren. Er hatte zwei Kinder aus einer anderen Ehe, zwei und vier Jahre alt. Degenhardt war über Jahre die einzige Stiefmutter in der Nachbarschaft. Anfangs durfte sie die Kinder ihres Mannes nicht aus der Kita abholen, die leibliche Mutter wollte das nicht.

Mit ihrem Mann bekam sie drei gemeinsame Kinder. Doch mit Mitte vierzig zog sie aus, sie ließen sich scheiden. Sie sagt, ihre eigene Geschichte mache sie demütig. Sie habe nach der Scheidung wenig Zeit für ihre jüngsten Kinder gehabt. Auch sie wünscht, sie hätte einiges anders gemacht. Sie weiß, dass Mütter und Väter nicht perfekt sind, nicht sein können.

Anna Aicher / DER SPIEGEL

Spielzeugritter in Degenhardts Büro: »Und das letzte Mal haben sie ganz dolle gestritten, oder?«

Degenhardts Arbeit endet mit dem Beschluss des Gerichts. Selten bekommt sie mit, wie es Kindern in den Monaten und Jahren nach einem Verfahren geht. Oft bleibt ihr nur die Telefonnummer eines Elternteils, eingespeichert auf ihrem Handy. Manche Kinder schicken Degenhardt nach einem Verfahren Dankeskarten. Sie liegen auf einer Kommode hinter ihrem Schreibtisch. Einige schreiben ihr noch nach Jahren.

Eines der Kinder hat eingewilligt, von den Erfahrungen mit der Verfahrensbeiständin zu sprechen. An einem Donnerstagabend erscheint es auf einem Bildschirm zum Gespräch. Hannah Wolf ist heute 16 Jahre alt, neben ihr sitzt ihr Vater. Sie heißt eigentlich anders, zu ihrem Schutz wurde ihr Name geändert.

Eine Stunde erzählt Hannah. Wie sich ihre Eltern trennten, als sie zehn Jahre alt war. Wie sie anfangs bei ihrer Mutter lebte. Wie sie mehr Zeit mit ihrem Vater wollte und er mit ihr – und es deshalb zu einem Verfahren vor dem Familiengericht kam. Wie schwierig das alles für sie war – bis sie auf ihre Verfahrensbeiständin traf. »Zum ersten Mal war da jemand, dem ich von meinen Problemen erzählen konnte. Sie nahm mich ernst«, sagt Hannah.

Sie bringt eine weitere Erfahrung ein, ihre persönliche: »5 Kinder, 3 eigene, 2 Stiefkinder.«

Drei Jahre lang begleitete Degenhardt Hannah durch ihr Leben. Sie unterstützte sie, wenn sie ihre Mutter traf, und saß neben ihr, wenn die Richterin sie anhörte. Um auf drohende Konflikte vorbereitet zu sein, war Degenhardt am Ende sogar Mitglied des Familienchats. Als sie ihre Arbeit beendete, war es für Hannah Wolf, als verlöre sie eine Verwandte.

Hannah sagt: »Mich hat beeindruckt, wie sie damals mein Leben geprägt hat. Das würde ich gerne auch anderen geben.«

Im November 2023 rief Hannah wieder bei Katja Degenhardt an. Zum ersten Mal seit zwei Jahren sprachen sie miteinander. Hannah erzählte, dass sie noch bei ihrem Vater lebe, ihre Eltern sich aber besser verstünden. 20 Minuten unterhielten sie sich. Dann fragte Hannah, ob sie nicht ein Praktikum bei Katja Degenhardt machen könne. Sie wolle sich später in ihrem Beruf auch so für andere einsetzen, wie Degenhardt das für sie getan habe.

Christopher Piltz ■

Welsschmerz

FREIZEIT Christine Hein fängt einen Fisch und wird zur Anglerkönigin gekürt. Jetzt wünschen ihr Menschen den Tod.

Christine Hein hat in der Oder einen Wels geangelt, 52 Kilogramm schwer, 213 Zentimeter lang. Auf einem Foto ist zu sehen, wie die 59-Jährige aus Brandenburg den Fisch in den Händen hält. Ein gewaltiger Fang, gräulich, glitschig, glänzend.

Der Landesanglerverband Brandenburg zählte im vorigen Jahr rund 1600 »Fangmeldungen«. Auch Christine Hein informierte über ihren Fisch, sie wusste: So einen Wels angelt man nur einmal im Leben. »Das war schon ein Mordsbrummer«, sagt sie. Der Verband teilte stolz mit, es sei der größte Fisch, den eine Anglerin jemals gemeldet habe. Eine Sensation.

Vor drei Jahren waren in der Oder tonnenweise Fische gestorben, ausgelöst vor allem durch eine giftige Algenblüte. Das große Fischsterben, ein Horror für Naturschützer, ein Albtraum für Angler. Viele befürchteten, die Fische würden viele Jahre lang nicht in den Fluss zurückkommen.

Der Wels habe bewiesen, dass es in der Oder auch wieder kleinere Fische gebe, sagt Christine Hein. Ohne sie könnte so ein Wels nicht leben, ohne sie würde er verhungern. »Ich habe mich riesig gefreut«, sagt sie.

Der Anglerverband kürte Hein für ihren Fang aus dem Mai 2024 zur Anglerkönigin. Vor einigen Tagen, im April, veröffentlichte er eine Pressemitteilung, stellte sie auf Facebook, der RBB berichtete. Und dann brach ein Shitstorm über Christine Hein herein.

Menschen beleidigten sie, nannten sie eine Tiertöterin, warfen ihr vor, den Wels erstickt zu haben. Manche wünschten ihr den Tod. Sie habe es nicht fassen können, sagt Hein. Sie habe sich nichts vorzuwerfen, sich an alle Regeln gehalten. Kritik höre sie sich gern an, solange sie sachlich und respektvoll sei, aber das war sie nicht. Irgendwann habe sie aufgehört, die Kommentare zu lesen.

Doch ihr zufolge landeten auch Nachrichten direkt auf ihrem Handy. Jemand schrieb sie über den Facebook-Messenger an, »dich sollte man töten«.

»Ich habe das den ganzen Tag im Kopf, ich kann nicht mehr entspannen, ich schlafe schlecht«, sagt Hein. Aber sie sagt auch: »Ich bin eine Kämpferin, ich lasse mir das nicht gefallen.« Hein wandte sich an den Landesanglerverband. Vielleicht müsse hier, schrieb sie, etwas klargestellt werden.

Der Verband löschte die Kommentare und stellte sich hinter Hein. Sie habe den Rückhalt von 96.000 Anglern aus Brandenburg, postete er auf Facebook.

Die Anfeindungen gegen Angler hätten in den vergangenen Jahren zugenommen, sagt Olaf Lindner, Sprecher des Deutschen Angelfischerverbandes (DAFV). Meist kämen sie von Menschen, die sich als Tierschützer oder Tierrechtler bezeichneten. Sie würden zunehmend Angler verklagen, weil diese angeblich gegen das Tierschutzgesetz verstießen.

Lindner erklärt sich das mit einem Wandel des Zeitgeists. Die Menschen in den Städten bekämen nicht mehr mit, wie Tiere gefangen, geschlachtet und verarbeitet werden, zugleich nehme in Deutschland das Mitgefühl gegenüber Tieren zu. »In Slowenien, Norwegen oder Island verstehen die Leute gar nicht, warum sich jemand über das Angeln aufregen könnte.« Lindner sieht einen »Kulturkampf zwischen den woken Leuten und der Landbevölkerung«.

In Deutschland angeln dem DAFV zufolge rund 6,6 Millionen Menschen mindestens einmal im Jahr. Rund 800.000 sind in Vereinen organisiert, ungefähr doppelt so viele besaßen zuletzt einen Fischereischein.

Christine Hein / dpa

Anglerin Hein mit rekordverdächtigem Wels: »Das war schon ein Mordsbrummer«

Seit Corona boome das Angeln, sagt Lindner. Die Verbände verzeichneten immer mehr Mitglieder, es würden mehr Fischereierlaubnisscheine verkauft. »Angeln ist eine direkte Naturerfahrung, man hält die Angel ins Wasser und man weiß nicht, welcher Fisch anbeißt oder ob überhaupt einer.« Es sei schön, sich so überraschen zu lassen.

Robert Arlinghaus ist Professor für Fischereimanagement an der Humboldt-Universität zu Berlin und forscht seit mehr als zwei Jahrzehnten zum Angeln. »Angler haben nicht mehr das Image des Stiefel tragenden, alten weißen Mannes«, sagt er. »Durch Influencer wurde das Angeln in den sozialen Medien verjüngt, es ist jetzt für viele auch ein Stück Lifestyle.«

Bei mittelalten Männern sei das Angeln so beliebt, weil sie damit aus der Stadt ausbrechen und ihrem Wunsch nach Selbstversorgung in der Natur näher kommen könnten. Doch es würden auch immer mehr Frauen angeln, sie stellten inzwischen ungefähr sieben bis zehn Prozent aller Angler.

Arlinghaus glaubt nicht, dass Christine Hein angefeindet wurde, weil sie eine Frau ist. So einen Shitstorm erlebten regelmäßig auch Männer. »Rund zehn Prozent der Menschen empören sich über Trophäenfotos, sie kritisieren das Posieren mit Tieren oder finden das Angeln allgemein verwerflich.«

Christine Hein sagt, sie habe schon als Kind geangelt, mit ihrem Vater. Seit 15 Jahren gehe sie fast jedes Wochenende ans Wasser. Manchmal sitze sie nur dort, genieße die Ruhe, fotografiere Vögel. Einmal habe sie einen Seeadler gesehen. Angeln gehöre zu ihrem Leben dazu, und das wolle sie sich nicht von den Leuten vermiesen lassen.

Kurz nachdem sie den Wels Anfang Mai 2024 gefangen hatte, habe sie ihn betäubt und getötet. Waidgerecht, respektvoll, mit möglichst wenig Schmerzen für den Fisch. Sie habe ihn ausgenommen, zerlegt, filetiert.

Das meiste habe sie selbst gegessen, auch Familie und Freunde hätten etwas abbekommen. Bauchlappen und Knochenfleisch habe sie für die Hühner abgekocht und an sie verfüttert.

Den Rest des Fisches vakuumierte Hein und packte ihn Filet für Filet in die Gefriertruhe, so erzählt sie es. Nun, rund ein Jahr nach dem Fang, habe sie immer noch zwei Stücke übrig.

Kristin Haug ■

Deutschlands größte elektrische Zustellflotte wächst weiter.*

* Mit 32.000 Fahrzeugen haben wir von Deutsche Post und DHL die mit Abstand größte elektrische Zustellflotte des Landes. Mit weiteren 17.000 E-Bikes und -Trikes entlasten wir nicht nur die Umwelt, sondern auch die Beine unserer Zusteller:innen.
deutschepost.de/nachhaltigkeit

Deutsche Post

DHL

Rechtsruck Politiker wie Donald Trump oder Parteien wie die AfD lösen bei vielen Menschen positive Gefühle aus. Diese Emotionen werden oft unterschätzt.

Von Fritz Breithaupt

Etwas hat sich grundlegend verändert. Und damit sind nicht die Nachrichten gemeint, die täglich auf einen niederprasseln, sondern vor allem die Emotionen, die das politische Handeln leiten.

Emotionen liegen den Taten zugrunde. Wer etwa morgens das Frühstück serviert, tut das auch, um andere zu erfreuen. Wer jemanden nicht mag, versucht, ihm aus dem Weg zu gehen. Die US-amerikanische Philosophin Martha Nussbaum hat in ihrem Buch »Politische Emotionen« einige der klassischen Emotionen benannt, die Politik in einer Demokratie regulieren: Liebe, Patriotismus und Mitgefühl, aber auch negative Emotionen wie Scham, Furcht und Neid.

Doch jetzt macht eine andere Klasse von Emotionen Politik. Für einige fehlen sogar noch Namen.

Oberflächlich betrachtet, denken manche vielleicht an die Wut und den Zorn des US-Präsidenten Donald Trump, seine Negativität, ja, sogar den Ekel und die Abscheu, die ihm oft ins Gesicht geschrieben steht, oder an die Häme und den Hass der Fraktionschefin der AfD, Alice Weidel, die sie in ihren Reden offenbart.

Ebendiese Negativität anzuprangern, war im Wahlkampf der Schachzug der US-amerikanischen Präsidentschaftskandidatin der Demokraten, Kamala Harris. Um Trumps Dunkelheit entgegenzuwirken, versuchte sie, Freude und Optimismus zu verbreiten.

Als am 6. August vergangenen Jahres in Philadelphia der Startschuss zu ihrer Wahlkampftour fiel, beschrieb Harris ein Amerika unter Trump als ein »Land des Chaos, der Angst und des Hasses«. Und aus der Rolle der Staatsanwältin sagte sie, dass sie gegen Täter aller Art vorgegangen sei. »Täter, die Frauen missbrauchten, Betrüger, die Konsumenten ausnutzten, und Menschen, die die Regeln brachen, um sich selbst einen Vorteil zu verschaffen. Deshalb hört mir zu, wenn ich sage, dass ich den Typus Donald Trump kenne.« Als sie das sagte, saß ich im Publikum des rappelvollen Stadions, und die Stimmung war in der Tat berauschend. Die Welt schien in Gut und Böse, in Freude und Hass aufgeteilt zu sein.

Privat

Breithaupt, Jahrgang 1967, ist Professor für Kognitionswissenschaften und Germanistik an der Indiana University Bloomington. Derzeit ist er als Senior Fellow am New Institute in Hamburg. Er hat unter anderem das Buch »Das narrative Gehirn« geschrieben.

Auch in Deutschland wird den Anhängern der AfD oft bloße Verbitterung vorgeworfen und die Lust an der Zerstörung.

Darin liegt ein doppelter Fehler. Der erste Fehler ist, dass es wohl nicht die negativen Emotionen waren, die die Herzen der Menschen auf Donald Trumps und Alice Weidels Seite trieben. Beide nutzen auch eine Vielzahl positiver Emotionen. Zu den offensichtlichen gehören Stolz, Triumph und Patriotismus. Aber es gibt auch solche, die keinen Namen haben, aber sehr machtvoll sind. Das sind die Emotionen, die aus Geschichten und Erzählungen entstehen.

Hier ist eine: das positive Gefühl, seine Angehörigen verteidigt zu haben. Dies ist das Muster alter Westerngeschichten. In der Wildnis wird eine Familie von einem gefährlichen Tier angegriffen, und ein Ranger kann es im allerletzten Moment töten. Oder die moderne Variante: Jemand wird vor Mobbing und Diskriminierung geschützt.

Geschichten wie diese können zu Tränen rühren. Aber einen Namen für das Gefühl, das sie auslösen, gibt es noch nicht. Dabei ist es genau diese Emotion, aus der Trump und Weidel schöpfen, wenn sie den Grenzschutz beschwören. Hier wird erst Angst vor Geflüchteten geschürt, um sie dann durch eine Retterfigur zu neutralisieren.

Zu dieser ist für viele Anhänger der AfD Alice Weidel aufgestiegen, vielleicht gerade aufgrund ihrer inneren Widersprüchlichkeit – einerseits hat sie zum Beispiel im internationalen Investmentbanking gearbeitet, andererseits fordert sie eine ökonomische Abschottung Deutschlands. Das stellt sie in narrative Nähe zur fanatischen Jeanne d'Arc, die eine Rittermacht führte. Sie rief einen heiligen Krieg aus, um Frankreich vor der Invasionsmacht England zu schützen. Nun soll Weidel Deutschland vor einer globalen Übermacht retten, als stünden die Feinde tatsächlich an den Grenzen Deutschlands.

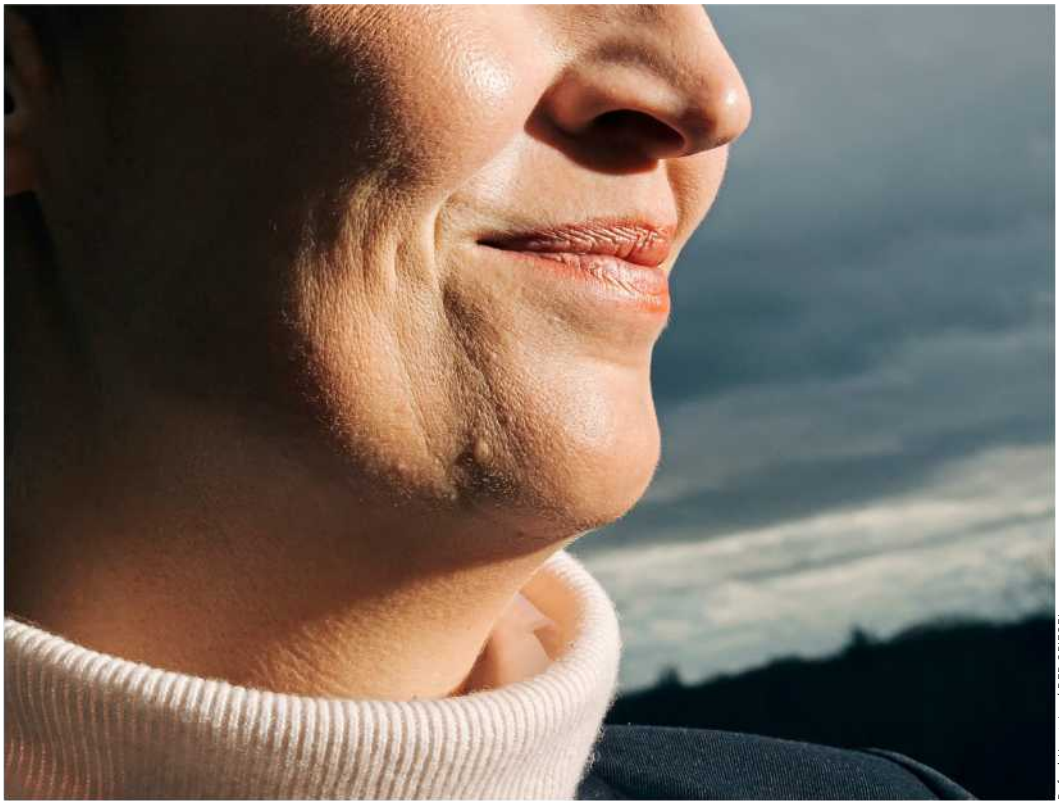
Hier taucht eine zweite Emotion auf: Wenn Menschen über die Unberechenbarkeit Donald Trumps in den ersten 100 Tagen seiner zweiten Amtszeit sprechen, neigen sie dazu, die positive Anziehungskraft herunterzuspielen.

Die Ansprüche auf Grönland, Kanada und den Panamakanal, die Trump immer wieder erhebt, sind ein Beispiel dafür. Was auch immer der Grund dafür sein mag, er hat damit das Fenster für eine unbekannte Zukunft geöffnet.

Mit diesen Szenarien ist eine gewisse Spannung verbunden, bei der man zwischen Angst und Hoffnung schwankt. Es ist ein Raum für Fantasie, der sich plötzlich auftut. Hier kann man neue Geschichten erfinden. Das Spekulieren erweitert den Horizont der Menschen.

Auch wenn Weidel den russischen Präsidenten Wladimir Putin nicht als Feind, sondern als potenziellen Partner betrachtet, kann darin ein positiver Überraschungseffekt liegen, der neue Allianzen zu ermöglichen scheint. In so einer Fantasie wird die Welt größer. Sie könnte eine ähnliche Begeisterung auslösen wie 1989, als die Mauer in Berlin niedergerissen wurde.

Diese und viele ähnliche Emotionen sind narrative Emotionen. Sie stehen am Ende einer Episode, als ihr Ergebnis. Und diese Emotionen sind besonders mächtig, weil sie einen fürs Mitdenken belohnen. Zum Beispiel, wenn man in Gedanken die US-amerikanische Fahne in



Rafael Heygster / DER SPIEGEL

AfD-Chefin Weidel

den Boden Grönlands stößt oder mitfühlt, wie ein Liebespaar in einem Kinofilm sich endlich zusammenrauft. In diesen Fällen überkommt einen das schöne Gefühl, dass hier am Ende doch etwas Gutes passiert ist. Die Abfolge von Ereignissen führt zum Happy End.

Der zweite Fehler von Kamala Harris im Wahlkampf war es, die Kraft dieser trumpschen Narrative zu unterschätzen. Sie selbst bot keine an. Ihr zur Schau gestellter Optimismus erzeugte nur Stimmung, aber keine Emotion.

Ähnlich lief es auch bei der SPD. Ihre Wahlkampagne hatte sich auf Schlagwörter wie Respekt oder Zuversicht konzentriert, die keine starken Gefühle transportieren. Das Kalkül vieler erfolgreicher Politiker besteht vielmehr darin, narrative Emotionen mit oder ohne Namen anzubieten. Was heißt das?

In der Forschung wird vielfach gemessen, wie viele Emotionen Menschen korrekt erkennen können. Einer der Standardtests der kognitiven Empathie, der »Reading the Mind in the Eyes-Test«, misst etwa, wie viele Gesichtsausdrücke man mit dem korrekten Emotionswort benennen kann. Kinder mit einem größeren Vokabular an Emotionen gelten als sozial reifer.

Derartige Tests erwecken den Eindruck, es gäbe eine bestimmte Anzahl von Basisemotionen mit je eigenem Namen, die wie die Tasten eines Klaviers nur angeschlagen werden müssten. Doch dabei wird die Narrativität vieler Emotionen vergessen: Emotionen sind eine innere Reaktion auf eine Situation. Emotionen liegen also nicht einfach abrufbereit da, sondern resultieren aus den Handlungsabläufen und Erzählungen, denen Menschen ausgesetzt sind. Entsprechend ist das emotionale Repertoire an Narrative gekoppelt und nicht umgekehrt. Viele kennen auch Emotionen, die nicht im Duden stehen.

In der Politik gibt es eine sehr wirkmächtige Emotion: das besondere Gefühl, wenn ein Übeltäter seine verdiente Strafe erhält. Laut dem US-amerikanischen Literaturwissenschaftler William Flesch ist diese Emotion die grundlegendste in der Literatur und den Mythen der Welt. Einen Bösewicht zur Strecke zu bringen, so Flesch, sei noch befriedigender als ein Happy End.

Menschen hoffen, dass jeder erhält, was er verdient. Für dieses Gefühl fehlt noch ein griffiger Name. Flesch nennt es auf Englisch »comeuppance«, auf Deutsch nenne ich es »Genugtuung«. Diese Emotion dürfte auch in der Politik eine Rolle spielen. Ihr Geschäft besteht in keinem geringen Maße aus Genugtuungserzeugung.

Politikerinnen und Politiker, die die Bestrafung anderer einfordern, können in narrativer Hinsicht einen schnellen Treffer landen. Denn schon der anklagende Zeigefinger in einer Rede kann wie eine Bestrafung wirken, weil er den Angeklagten bloßstellt. Also können die Anhänger direkt eine befriedigende Genugtuung empfinden.

Wenn Weidel Putin als potenziellen Partner sieht, wird die Welt größer.

Wenn Donald Trump die Eliteuniversitäten Harvard und Columbia angreift und als Hort des Antisemitismus oder der Woke-Kultur bezeichnet, hat er schon halb gewonnen, weil die Anklage das vage Unbehagen vieler Menschen gegenüber studentischen Aktionen konkret macht und es als Fehlverhalten einstuft. Dazu kommen die Minderwertigkeitskomplexe vieler Menschen gegenüber den Eliteunis, denn diese lehnen ja den größten Teil der Bewerber ab. Ablehnungen können als Narbe bleiben und Rachegefühle schüren.

Wenn Alice Weidel auf dem AfD-Parteitag das Niederreißen der Windräder fordert, weil sie die Landschaft verschandelten, trifft das den Kern dessen, was derzeit als besserwisserische Vorschreibekultur abgehandelt wird. Das Heben des Zeigefingers allein bereitet da manchem schon Vergnügen.

Was sich also heute auf beiden Seiten des Atlantiks verschoben hat, ist, dass politische Narrative mit direkter emotionaler Befriedigung gewinnen. Politiker dagegen, die Erwartungen an die Bürgerinnen und Bürger haben, sei es beim Klimaschutz oder der Altersfürsorge, werden als Nervensägen abgestraft.

Das Spektrum der falschen Erwartungen reicht hier von links bis nach rechts. Egal, ob in die Wehrhaftigkeit investiert oder gespart werden soll, in den meisten Fällen heißt es: erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Bei derartigen Narrativen, die etwas fordern, gibt es keine belohnenden Emotionen. Da müssten die Bürgerinnen und Bürger ja erst etwas leisten. Dazu fehlen vielen derzeit die Fantasie, die Geduld und der Wille.

Das mag zu bedauern sein, aber wichtiger scheint es mir, das Spektrum von narrativen Emotionen zu erweitern. Es braucht Geschichten des freudig-trotzigen Jetzt-erst-recht, den Mut zum Neuen oder ein starkes Bekenntnis zu einer Freundschaft, etwa einer europäischen. Aber diese Geschichten brauchen auch Gesichter, die sie vertreten. Damit tun sich Parteien außer der AfD schwer. Warum eigentlich? ■

Privat

Sixpack, 1998

FAMILIENALBUM Markus Sprungala, 64, aus Berlin

Das Foto zeigt Michael Schumacher zusammen mit mir am Camps Bay Beach in Kapstadt. Mit einem Team der Agentur TBWA, bei der ich damals als Kreativdirektor angestellt war, produzierten wir im Frühjahr 1998 eine Woche lang an unterschiedlichen Locations Werbefilme. Das kam aus heiterem Himmel. Kurz vor Mitternacht im Oktober 1997 rief mich der damalige Zentis-Chef Karl-Heinz Johnen an. Ein Vollblutunternehmer mit Benzin im Blut und ein Freund seit dem Gymnasium.

»Wir haben uns Schumi gesichert! Lass dir was einfallen«, rief er freudig ins Telefon. Natürlich waren mein Team und ich begeistert darüber, schon in wenigen Wochen mit einem echten Weltstar zusammenarbeiten zu können. Aber uns war auch klar, dass dieses Engagement eine besondere Herausforderung in puncto Storytelling darstellen würde. Schließlich produziert Zentis keine Zündkerzen oder Motorenöl, sondern Konfitüren, Marzipan und Fruchtzubereitungen. Der Grund für den Deal war auch die Tatsache, dass sich Schumacher kurz zuvor als Fan deutscher Marmelade geoutet und erzählt hatte, dass er seine Frühstückskonfitüre auch in die Schweiz »importiert«. In einem Spot fährt er im Ferrari-Cabrio zum Brötchenholen fürs Sonntagsfrühstück. Für spektakuläre Luftaufnahmen wurde extra ein Helikopter gechartert. Heute würde das eine Drohne übernehmen.

Herr Schumacher wurde neben Ehefrau Corinna noch von einem Fitness-Guru und Ernährungsberater begleitet. Trotz des engen Drehplans stand Sport auch jenseits der Formel 1 an erster Stelle. Wir organisierten einen südafrikanischen Mountainbike-Meister – den er tatsächlich abhängte – und verschafften ihm ein Rendezvous mit einem »big white shark« im eiskalten Atlantischen Ozean. Höhepunkt des Sportprogramms war ein Fußballspiel gegen die Studentenauswahl der Uni Kapstadt. Zu Beginn des Matches bot er mir nicht nur das Du an, sondern er servierte mir darüber hinaus wenig später noch eine perfekte Flanke, die ich glücklicherweise verwandeln konnte. Obwohl Michael sehr trainiert war, kam für einen Sixpack-Schuss unter der Dusche am Strand noch ein Körperdouble zum Einsatz. Sein augenzwinkernder Kommentar nach Drehschluss: »Es war eigentlich ganz leicht für mich. Ich musste nur mich selber spielen.«

Aufgezeichnet von Marc Hujer

▸ Sie haben auch ein Bild, zu dem Sie uns Ihre Geschichte erzählen möchten? Schreiben Sie an: **familienalbum@spiegel.de**

REISEN

»Ist Malle tot, Herr Becker?«

SPIEGEL: Gerade hat die Partysaison am Ballermann begonnen. Werden Sie dieses Jahr wieder an der Playa de Palma auftreten?
Becker: Zumindest nicht in den Epizentren, im Bierkönig oder im Megapark. Es ist alles so respektlos geworden da unten, das ist nicht meine Welt.
SPIEGEL: Sie standen dort und in Bulgarien jahrelang auf der Bühne, man nennt Sie den »König vom Goldstrand«. Es wirkt, als wäre das genau Ihre Welt.
Becker: Stimmt, aber die großen Läden am Ballermann haben sich verändert. Auch früher war Alkohol im Spiel, aber nicht auf dem Niveau wie heute. Die Leute schauen dich nur noch mit leeren Augen an, weil sie so betrunken sind. Das ist traurig.
SPIEGEL: War das nicht immer so?
Becker: Nein. Viele Künstler animieren nur noch zum Saufen. Die Texte sind ordinärer, die Beats härter, die Leute jünger, immer mehr Alkohol. Es herrscht eine große Aggressivität. Die Nüchternen, Flugbegleiter, Kellner, Taxifahrer, wir Künstler, kriegen das ab.
SPIEGEL: Ist Malle tot?
Becker: Jemand nannte die Bühne im Megapark mal die »Bühne des Todes«. Das finde ich passend. Es ist zu weit gegangen. Ich habe in 20 Jahren Ballermann alles gesehen, Schlägereien, Sex, Bewusstlose am Bordstein, Erbrochenes. Das hat zugenommen. Ich bin jetzt 54. Ich kann da nicht mehr mitmachen.
SPIEGEL: Bereuen Sie Ihre Ballermann-Karriere?
Becker: Ja, schon. So fühlt es sich nicht mehr richtig an.
SPIEGEL: Was wollen Sie jetzt machen?
Becker: Vor allem Kinderlieder. Einfache Melodie und Text, ein Tanz, den jeder nachmachen kann. Funktioniert bei Betrunkenen und im Kindergarten. PYI

Zoonar / IMAGO

Markus Becker, 54, wurde mit dem Lied »Das rote Pferd« zum Ballermann-Star.

Das Ding aus dem Meer

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE Wie einem Büsumer Krabbenfischer etwas ins Netz ging, von dem niemand weiß, was es ist

Der Fischer Claußen, der mächtige Anker vom Grund hob und Wracks lange versunkener Schiffe freilegte, der Kraken vor Cuxhaven sah und Wale beim Luftholen, sagt, er habe schon alles im Netz gehabt, was man sich vorstellen könne. Aber noch nie etwas wie das hier. »Dieses Ding«, sagt Claußen.

André Claußen, 41, Latzhose, sein Blick streng wie der eines Kneipenwirts. Er steht in seiner Lagerhalle am Büsumer Hafen. Die Halle ist voller Gerümpel, es riecht nach Diesel. In der Mitte, eingewickelt in Klarsichtfolie, ruht auf einer Palette das Ding. Es geht Claußen bis zur Hüfte. Es ist grün-gelb, bleich, rundlich, es wirkt organisch. Es wiegt etwa 70 Kilogramm und erinnert auf den ersten Blick an einen Stein, aber ein Stein dieser Größe, sagt Claußen, sei viel schwerer. Wenn Claußen das Ding anschaut, spricht er leise, als hütete er ein Geheimnis. Niemand wisse, was das sei, sagt er.

Claußen ist Krabbenfischer in fünfter Generation, sein Ururgroßvater gründete den Familienbetrieb noch zu Kaiserzeiten. In letzter Zeit bringe die Fischerei kaum etwas ein, letztes Jahr hat der Wittling die Bestände in der Nordsee nahezu leer gefressen. Claußen sagt, er habe Schulden. Er hat Familie, ein Haus, den Kutter und nautisches Gerät. Er frage sich manchmal, wie lange er sich die Fischerei noch werde leisten können. Claußen schaut das Ding an wie einen Schatz. »Vielleicht ist es was wert«, sagt er.

Es war montagsabends Mitte April, irgendwo zwischen Cuxhaven und Büsum. Die »Andrea«, so heißt sein Kutter, sei übers Meer in den Sonnenuntergang gefahren. Claußen sagt, er fahre nach Gefühl. Das Gefühl führe einen entweder zum Glück oder ins Verderben.

Seit dem frühen Morgen hatten sie ihre Netze über Grund gezogen, aber kaum mehr als 100 Kilogramm Krabben gefangen. Als sie die Netze ein weiteres Mal hoben, habe es steuerbord plötzlich gerumst. »Ich denk, was klötert da so?«, sagt Claußen.

Von innen ist es glatt, im Licht glüht es dunkel wie schwarzer Kristall.

Er verließ seinen Posten am Steuer und schaute in den Trichter an Deck, in den er seine Netze leert. Das Netz war zerrissen. »Ein Stein«, habe sein Decksmann gesagt, ein Filipino in ölverschmiertem Overall. »Hier gibt es keine Steine«, sagte Claußen. Bis Helgoland sei das Meer hier wie ein Sandkasten unter Wasser, sagt Claußen, die Steinfelder begännen erst weiter draußen. Das Ding dürfte nicht hier sein, habe er gedacht.

Claußen beobachtete das Ding. Es habe sich verändert, sagt er. Es bröckelte. Risse zogen sich durch die Oberfläche.

Noch an Bord begann er, auf seinem Handy zu recherchieren. Der Fischer Claußen las von Sternenstaub und Meteoriten, die aus den Weiten des Sonnensystems auf die Erde regnen, wertvoll, aber entweder mikroskopisch klein oder schwerer als irdischer Fels, viel schwerer als das Ding.

Er las von Bernstein, fossilem Harz, der sich meist über Millionen von Jahren zu einer festen Masse verdichtet. Unwahrscheinlich in dieser Größe. Claußen sagt, er habe sich gefragt, ob urzeitliche Nadelbäume einst hier in der Nordsee gestanden hätten, Bäume so groß, dass sie in der Lage wären, Harzklumpen dieser Masse abzusondern.

Claußen lernte alles über Ambra, eine wachsartige Substanz aus dem Verdauungstrakt des Pottwals, das seit Jahrhunderten zur Herstellung exklusiver Parfüms verwendet wird. Er las von einem Neun-Kilogramm-Klumpen Ambra, der samt Wal an der Küste La Palmas angespült wurde. Geschätzter Wert: 500.000 Euro.

Da habe Claußen begonnen zu träumen. Er habe sich ein Leben in Reichtum vorgestellt. Ohne Schulden, ohne Druck.

Claußen wurde früher seekrank, wenn sein Vater ihn mit zum Fischen nahm. Er erinnert sich, wie er als Junge nächtelang über der Reling hing und sich übergab. Seine Großmutter sagte: »Junge, mach was anderes.«

Vielleicht, dachte Claußen, könne ihm das Ding ein leichteres, besseres Leben ermöglichen.

Der Autor Stephen King kreist in manchen Romanen um Wünsche und Träume von einem besseren Leben, die jeder Mensch in sich trägt. Aus der Sehnsucht des Alltags entwickelt er Horror. In »Das Monstrum« erzählt er die Geschichte von Bobbi Anderson, die in ihrem Garten über ein Stück Metall stolpert. Sie beginnt zu graben und merkt, dass es bis weit in die Erde reicht. Anderson entwickelt eine Obsession mit dem »Ding«, die sie selbst und die Bewohner naher Städte ins Verderben führt. Sei vorsichtig, was du dir wünschst, das ist Kings Botschaft.

Claußen sagt, man müsse sich keine Sorgen machen, dass das Ding ihn ins Verderben führe. Selbst wenn es ihn zum Millionär mache, werde er weiter zur See fahren. Er werde noch immer ab und zu seekrank, aber er habe noch nie etwas anderes gewollt, als Krabben zu fischen. Das sei sein Leben, sagt er.

Vier Tage nach dem Fund löschte Claußen im Hafen seinen Fang. Er wickelte das Ding in alte Fischernetze und fuhr es ins Lager. Er meißelte ein kleines Stück ab und gab es einem Chemielaboranten, der es untersuchen soll. Bisher ohne Ergebnis.

Claußen steht in seiner Halle und zeigt auf die Stelle, die er abgemeißelt hat. Von innen ist das Ding glatt, im Licht glüht es dunkel wie schwarzer Kristall.

Er habe schon einen Verdacht, was es sein könnte. Kein Bernstein, kein Ambra, kein Meteorit. Er nimmt das Stück und reibt daran. »Riech mal«, sagt Claußen.

»Riecht wie Harz.«

Max Polonyi ■

Fischer Claußen mit seinem Fund an Bord der »Andrea«, Schlagzeile von ndr.de

André Claußen / dpa

Krabbenfischer finden mysteriösen 70-Kilogramm-Brocken

DIE LETZTE IHRER ART

KARRIEREN Der Deutsche Tennis Bund trennte sich vor gut einem Jahr von seiner Bundestrainerin Barbara Rittner. Sie steht für eine Generation von Sportlern, die alles gaben – und sehr viel forderten. Zu viel? *Von Frauke Hunfeld*

Der Parkplatz ist leer an diesem Nachmittag Ende Oktober im Sportpark im badischen Leimen. Gewichtheber sind keine zu sehen am Olympiastützpunkt und keine Tischtenniskinder. Ein paar Meter weiter im Badischen Sportschützenverband sind die Jalousien heruntergelassen. Auch das Schwimmbad scheint schlecht besucht und auf den Fußballfeldern und Rasensportplätzen: Leere. Es sind Herbstferien, eigentlich eine tolle Zeit zum Trainieren. Aber es ist niemand da, keine Athleten, keine Trainer, nirgends. Wo sind die alle?

Nur eine blonde Frau im Trainingsanzug läuft an den Stützpunkten vorbei auf eine Halle zu, vor ihr ein etwa wadenhoher Hund, der seine Beine beim Rennen nach vorn wirft wie ein zu klein geratenes Dressurpferd. Eine Frau, die an diesem Herbsttag in Leimen mehr Zeit hat als in den Jahrzehnten zuvor, in denen sie fast alles tat für den Erfolg.

Sportfans kennen die Frau aus dem Fernsehen. Sie kommentiert die großen Tennisturniere, zusammen mit Boris Becker oder Matthias Stach, manchmal im Duett mit Andrea Petković. Es ist Barbara Rittner, ehemalige Weltklasse-Tennisspielerin und ehemalige Bundestrainerin der Frauen.

Nach 19 Jahren beim Deutschen Tennis Bund verließ sie den DTB im Februar 2024. Es folgte das übliche öffentliche Gemurmel von erfolgreicher Zusammenarbeit und gegenseitigem Einvernehmen. Aber man ahnte in der Tenniswelt, dass etwas geschehen war. Ein Missverständnis, vielleicht. Oder ein Zerwürfnis.

Rittner hat beim Deutschen Tennis Bund eine Epoche geprägt, in der sie mit Spielerinnen wie Angelique Kerber, Andrea Petković, Julia Görges und Laura Siegemund und Co. Siege sammelte. Ihre Epoche endete, als sie auf Spielerinnen traf, die anders waren als sie, anders dachten und lebten. Eine neue Generation. Spielerinnen, die bei großen Turnieren nicht jede Trainingsmöglichkeit nutzten, »weil man lieber chillen wollte oder ins Städtchen fahren«, erinnert sich Rittner.

Nach dem Ausscheiden bei der Team-Weltmeisterschaft Ende 2023 in Sevilla beschwerten sich Spielerinnen bei einem nächtlichen Termin bei der Spitze des DTB. Rittner sei zu fordernd, zu hart. Die Spielerinnen, glaubte Rittner hingegen, müssten auch mal raus aus ihrer Schutzzone. Auf dem Platz seien sie letztlich auch allein. Die Führung stand ihr nicht bei. Wenn sich Rittner heute an das Turnier in Sevilla erinnert, klingt sie, als verzweifelte sie an einer neuen Generation von Athletinnen, die nicht mehr bis zum Äußersten gehen für den Erfolg.

Und wenn ein Sport das Äußerste verlangt, dann ist es Tennis: der ewige Zweikampf, die ultimative Konkurrenz. Es gibt kein Unentschieden, nur Sieg oder Niederlage. Man kann sich nicht auswechseln lassen, man kann sich nicht verstecken, nicht einmal für eine Minute. Man weiß nicht, wie lange ein Match dauert, es kann eine halbe Stunde sein oder drei oder fünf. Jede physische Unzulänglichkeit, jede technische Unsicherheit, jede mentale Schwäche wird gesehen – vom Gegner und vom Publikum. Das muss man aushalten, vielleicht auch aushalten lernen.

»Ich bin mit meiner Auffassung von Leistungssport beim DTB gescheitert«, so sieht es Rittner heute. »Die jungen Athletinnen kommen auf dem Lehrgang zur Tür rein, auf dem Tisch steht schon das Essen, die sagen, ich hab übrigens Rücken, ist der Physio schon da. Da ist noch kein Ball geschlagen. Dieses Rundum-wohlfühl-Paket, das haben wir, der DTB, selbst befördert. Je mehr wir gemacht haben, desto schwieriger ist es geworden.«

Barbara Rittner war nie ein Superstar. Bekannt, aber nicht berühmt, erfolgreich, aber nie ganz oben. Sie kam durch Zufall zum Tennis. Die Eltern hatten sich als Erwachsene angemeldet und nahmen die damals Vierjährige und deren große Schwester mit zum Uerdinger Tennisclub. Sie hatte einen kleinen Schläger, es gab eine Tenniswand und ein paar Bälle. Sie malte sich kleine Ziele, spielte gegen die Wand und brach in Tränen aus, wenn es dunkel wurde und es nach Hause gehen sollte. Mit sechs Jahren durfte sie an einem Schnupperkurs teilnehmen. Später spendierten die Eltern eine Trainerstunde in der Woche, mehr war nicht drin. Sie spielte einfach so, mit jedem, der gerade Zeit hatte. Vieles lernte sie durchs Zuschauen.

Mit 10 Jahren wurde sie Bezirksmeisterin, etwas später wechselte sie nach Leverkusen. Mit 12 wurde sie Verbandsmeisterin, mit 15 gewann sie die Deutschen Jugendmeisterschaften. Der damalige Bundes-Teamchef lud sie in seine Akademie nach Marbella ein und riet den Eltern, sie es als Profi versuchen zu lassen. Sie musste dafür vom Gymnasium abgehen und alles auf eine Karte setzen.

Rittner galt in ihrer Profikarriere als fokussiert und nicht leicht vom Weg abzubringen. Sie war eher bekannt für defensive Stabilität und ihr kluges Konterspiel statt für den aggressiven Vorhandwinner. Sie gewann Wimbledon bei den Juniorinnen, spielte sich in die Top 30 der Welt, gewann WTA-Turniere, mit Steffi Graf und Anke Huber den Federation Cup, die Mannschaftsweltmeisterschaften im Tennis.

Mit 31 beendete sie ihre Karriere, nachdem sie wegen einer langwierigen Verletzung ein halbes Jahr nur unter Schmerzen gespielt hatte. Und machte nahtlos als Trainerin weiter.

»Man spürt sich als Athletin auf eine Art, die mit nichts anderem zu vergleichen ist«, sagt sie heute. Sie habe das Scheinwerferlicht geliebt, die süße Erschöpfung am Abend nach einem Sieg. Aber sie hatte eben auch: die vielen Niederlagen, Einsamkeit, Schmerzen.

Tennis war mal groß in Deutschland. Als Boris Becker und Steffi Graf vor rund vier Jahrzehnten Wimbledon gewannen, begann eine ganze Nation, der gelben Filzkugel hinterherzujagen. Überall in den Städten und Dörfern meldeten sich Kinder zum Tennis an, machten Klubs auf, 23.000 Tennisplätze wurden allein zwischen 1980 und 1990 gebaut, die meisten davon vermutlich in der zweiten Hälfte des Jahrzehntes. Tennis wurde, man glaubt es heute kaum, zeitweise zur meist gesendeten Sportart im Fernsehen. Es gab auch nicht nur Becker und Graf, es gab Stich und Huber, es gab Rittner und Claudia Kohde-Kilsch, und später Kiefer, Haas und Kohlschreiber, Kerber, die es bis ganz nach oben schaffte, Grand-Slam-Turniere gewann und Nummer eins der Welt war, Petković und Lisicki, ganze Kleingruppen von deutschen Topspielerinnen und -spielern. Derzeit ist nur noch Alexander Zverev an der Spitze.

Tennis ist immer noch groß in Deutschland, aber anders. Nach Fußball und Turnen hat der Tennissport die meisten organisierten Mitglieder, immerhin noch 1,5 Millionen. Nur sind über die Hälfte älter als 40. Und in der Weltspitze findet Deutschland auch in anderen Disziplinen immer weniger statt.

Nach den Olympischen Spielen in Paris setzte Wehklagen ein: super Stimmung im Team, das schon, aber medaillenmäßig die schlechteste Bilanz seit der Wiedervereinigung. Liegt es an fehlendem Geld? An falschen Strukturen? Oder gibt es in der »Generation Schneeflocke«, die jetzt in den Startblöcken hockt, zu wenige, die an ihre

GROSSE ERFOLGE

Sven Simon / IMAGO

Sportlerinnen Graf, Huber, Rittner, Hack bei Siegerehrung bei Federation Cup 1992

Thomas Niedermueller / Bongarts / Getty Images

Spielerinnen Groenefeld, Petković, Lisicki, Görges, Coach Rittner bei Fed Cup 2011

»ICH BIN MIT MEINER AUFFASSUNG VON LEISTUNGSSPORT BEIM DTB GESCHEITERT.«
Barbara Rittner

Julian Baumann / DER SPIEGEL

Grenzen gehen wollen, die Konkurrenz und Wettkampf lieben?

Und ist das überhaupt schlimm? Sportliche Erfolge wurden lange auch als Symbol verstanden für die Leistungsfähigkeit eines Landes. Aber kommt es heute wirklich noch darauf an, wer am schnellsten rennen kann oder am härtesten den Ball schlägt?

Wenige Wochen nach dem Aus beim DTB sitzt Rittner an einem Kaffeetisch im Tennisklub Rot-Weiß im Berliner Grunewald und löffelt ein paar Heidelbeeren, ihr Mittagessen. Das abrupte Ende beim DTB hängt ihr noch in den Knochen, das spürt man. Sie ist hier Direktorin der Ladies Open, ein erst seit Kurzem wieder etabliertes WTA-Turnier auf Rasen.

Acht der zehn besten Spielerinnen der Welt sind angereist. Rittner ist stolz darauf, auch wenn die Leitung eines solchen Turniers etwas von Flohzirkusdirektor hat. Die eine Spielerin will unbedingt Montag spielen, weil Dienstag ihr Freund kommt und eine Stadtrundfahrt machen will. Die andere braucht einen eigenen Koch, weil sie nur bestimmte Lebensmittel verträgt. Die dritte will eine spezielle Massagebank, aber mit Holzbeinen. Und so weiter. Rittner seufzt.

Das Handy liegt neben ihr, ihre Augen sind noch überall, hier ein »Hallo«, dort ein »Guten Tag«, Sponsoren, Funktionäre, Präsidenten aller Art, was so herumläuft im VIP-Bereich eines solchen Turniers. Als Nächstes ein Blick in den Himmel, über dem schwere Regenwolken hängen. Gefahr für den Zeitplan. Ein Werbeaufsteller wird vom Wind umgeblasen.

Angelique Kerber hat nach ihrer Rückkehr aus der Babypause am Tag zuvor in Berlin gespielt. Vielleicht zum letzten Mal, sagt Rittner. Kerber hat ihr Erstrundenmatch verloren, und Rittner spricht in Berlin darüber, wie schwer es ist, den richtigen Moment zu finden, um aufzuhören. Wie sehr einem alles fehlen wird: die Aufregung, das Adrenalin, die Struktur. Wie groß die Angst vor dem danach sein kann. Und man versteht: Sie spricht jetzt gar nicht mehr nur über ihren ehemaligen Schützling Angie Kerber und deren Abschied vom Profisport. Sie redet auch über sich.

Wieder fällt der Aufsteller um. »Der wird noch fünfmal umfallen, wenn sie den jedes Mal so hinstellen«, knurrt Rittner. Dann springt sie auf und rüttelt ihn fest in den Boden. Jetzt fällt er nicht mehr um.

Rittner hat die Anfrage einer Top-Ten-Spielerin bekommen, ihre Trainerin zu werden. Aber sie will nicht mehr 30 Wochen im Jahr auf der Tour in Hotelzimmern verbringen. Der Tennisverband einer anderen Nation habe ihr den Nationaltrainerjob angeboten. Sie hat abgesagt. Ein Investor aus Süddeutschland möchte sie als Sportdirektorin eines neuen Tennis-Start-ups, das unter dem Namen Acein bis zu sechs junge Mädchen aus Deutschland und international auf ihrem Weg zu Topspielerinnen unterstützen will. Ein tolles Angebot, sagt Rittner. Aber sie zögert.

TRAINERIN RITTNER

Julian Baumann / DER SPIEGEL

Das erste Mal in ihrem Erwachsenenleben scheint sie keinen Plan zu haben. Was für jemanden, der den Spitzensport so lange lebt, ein sehr ungewohnter Zustand ist. Leistungssportler haben immer einen Plan. Das ganze Leben ist durchgetaktet, jede Woche, jeder Tag besteht aus Plänen und wiederkehrenden Abfolgen: Trainingsplänen, Wettkampfplänen, Regenerationsplänen, Tourplänen.

Sie muss jetzt erst mal überlegen, wo sie steht und wohin sie will.

Muss sie überhaupt irgendwo hin? Hat jemand wie sie nicht ohnehin ausgesorgt? »Da muss ich mal meinen Steuerberater fragen«, sagt sie und lacht. »Aber ich konnte immer mit Geld umgehen.« Sie hat sich vor Jahren eine Wohnung gekauft mit Blick auf den Rhein, sie war immer bodenständig. »Aber ich fühle mich schlecht, wenn ich nicht arbeite, das müsste ich wirklich erst lernen.« Sie seufzt. »Vielleicht eröffne ich einfach eine Hundepension.«

In Leimen ist die letzte Trainingseinheit des Wochenendes angebrochen. Rittner hat inzwischen unterschrieben bei Acein, und sie testet in der Halle die ersten Spielerinnen, die für das kleine Team infrage kommen. Boris Becker ist von hier aus aufgebrochen, um ein Champion zu werden, Steffi Graf und Anke Huber haben in dieser Halle trainiert, ihre Bilder hängen immer noch groß an der Hallenwand. Aber nach all den Jahren sind sie ganz schön verblichen.

Jetzt steht Rittner am Netz, gebeugt in den Knien, die Spielerinnen sollen zwei Passierbälle schlagen und dann auf sie. »Ihr braucht keine Rücksicht auf mich nehmen«, ruft sie. Sie hat länger nicht gespielt, aber die Mädchen sollen durchziehen, ihr Arm wird danach wehtun, aber sie kennt es ja so.

Es ist kühl, eines der Mädchen hat Probleme mit ihrem Fuß, eine andere hadert mit ihrer Performance und weiß nicht, woran es liegt. Rittner macht ihr Mut: »Die Tage im Tennis, wo wirklich alles stimmt, die sind nun mal sehr selten. Die Kunst ist, auch bei Gegenwind und Regen und Magengrummeln die bestmögliche Leistung abzurufen«, sagt sie. »Und nicht zu sagen: Welche Ausrede finde ich heute«, murmelt sie, fast zu sich selbst.

Die Eltern von Mariella Thamm, 15, kommen vor Ende des letzten Trainings, um ihre Tochter abzuholen und zum nächsten Turnier zu bringen. Umstandslos nehmen sie auf den harten Stühlen im Aufenthaltsraum Platz, werfen einen Blick durch die Scheibe auf den Platz und die fightenden Mädchen. Die Kaffeemaschine ist kaputt, egal, Michael Thamm klappt routiniert seinen Laptop auf und beginnt zu arbeiten. Die Familie lebt in Stuttgart, er ist Geschäftsführer einer Autofirma. Mutter Dagmar Thamm hat ihren Job aufgegeben, um die Tenniskarriere ihrer Tochter zu ermöglichen.

Mariella geht auf eine Privatschule, die nur einen Präsenztag verlangt, den Rest der Woche pendelt sie zwischen verschiedenen Trainings- und Turnierstätten – auf dem Beifahrersitz ihrer Mutter, anders würde es nicht gehen. Zwischen den Einheiten muss der Unterrichtsstoff erlernt werden, auch da geht nichts ohne Mutter und Vater.

»Wir machen gerade unser Abitur zum zweiten Mal«, sagt Dagmar Thamm und grinst. Die Schule kostet, die Trainer kosten, die Reisen zu den Turnieren, nach Antalya, nach Spanien, nach Frankreich, vergangenen Sommer waren sie in Serbien, eine Mischung aus Turnier und Familienurlaub. Also kein Familienurlaub. Leistungssportler wird in Deutschland, vor allem in Sportarten wie Tennis, nur, wer es sich leisten kann. »Wir haben ein paar Sponsorenverträge«, sagt Dagmar Thamm, »aber es reicht bei Weitem nicht.« Manchmal haben die Eltern ein schlechtes Gewissen dem Bruder gegenüber, manchmal haben sie Angst, dass der Druck auf die Tochter zu groß wird, die das ja auch alles sieht. Bis zu 90.000 Euro kostet das Tennisjahr einer Juniorin, schätzt Veronika Rücker vom DTB.

Ein paar Wochen später sitzt Rücker an einem nieseligen Wintertag im Dezember 2024 im Besprechungsraum am Hamburger Rothenbaum in der Zentrale des Deutschen Tennis Bunds. Hinter der Tennisvorständin, zuständig unter anderem für den Leistungssport, sind auf einem Bord Pokale aufgereiht und Ranglistentafeln aus alten Zeiten. Neben ihr hat Torben Beltz Platz genommen, ehemals Heimtrainer von Angelique Kerber und nach zehn Monaten Vakanz inzwischen der Nachfolger von Rittner.

Die Aussichten sind gerade trüb, aus dem Fenster und auf die aktuellen Ranglisten, aber die Ziele sind ehrgeizig. Der Verband schwankt zwischen Abstiegsangst und Größenwahn. Gerade hat man eine zusätzliche Gebühr für Freizeitspieler beschlossen, die in den Leistungssport fließen soll und in ein Finanzloch – was manche Mitglieder als Angriff auf den Breitensport kritisierten. Auf der Website umschmeichelt man erhoffte neue

Sponsoren mit dem Versprechen, Tennis sei »wertiger als Fußball – und viel größer als Golf, Reiten oder Segeln« und dass man als Sponsor mit einer »Premiumzielgruppe« am »Rande von faszinierenden Sportveranstaltungen« über das Geschäft reden könne.

»Wir sind nicht zufrieden«, sagt Rücker, »aber wir sind auch nicht so schlecht, wie wir oft gemacht werden.« Es gibt ein neues Leistungssportkonzept, 38 Seiten voller Grafiken und Tabellen, mit dessen Hilfe man bis 2027 mindestens fünf Spielerinnen und fünf Spieler in die Top 100 bringen will. Beltz nickt freundlich, aber unverbindlich, er ist erst wenige Tage im Amt und will zunächst mit den Athleten sprechen. »Wir wollen die Basis breiter machen, damit in der Spitze mehr ankommt«, sagt Rücker. Beltz nickt. »Und wir müssen wesentlich stärker individuell auf den einzelnen Athleten schauen«, sagt Rücker. »Der eine braucht vielleicht längere Zeit den Input von Torben. Der Nächste braucht viel mehr psychologische Betreuung, und die Dritte braucht einen Athletiktrainer.« Zusätzlich soll die Trainerausbildung verbessert werden, die Stützpunkte besser ausgestattet und mehr Turniere veranstaltet werden. Es hört sich ganz einfach an und zugleich sehr schwer.

Warum man sich nun von Rittner getrennt habe? Rücker holt Luft. »Erst mal muss man sagen, dass Frau Rittner über lange Jahre hier beim DTB sehr erfolgreiche Arbeit geleistet hat und ihre Expertise auch uneingeschränkt anerkannt ist. Am Ende haben wir uns auf die weitere Zusammenarbeit nicht einigen können«, sagt sie. »Und, ja: Sie galt als sehr fordernd. Ist das jetzt vorteilhaft oder nicht? Das will ich an dieser Stelle nicht bewerten.«

Andrea Petković meldet sich kurz danach aus dem Auto an und sprudelt gleich los: »Ich glaube, dass der DTB mit Barbara viel Wissen verloren hat. Sie kennt jedes junge Talent in Deutschland und deren Umfelder. Aber ich bin froh, dass sie mit Torben jetzt jemanden haben, der einen Superjob macht.«

Petković hat nach ihrem Rücktritt als Mentorin für den DTB-Nachwuchs gewirkt, sie ist viel auf Achse und will jetzt abwarten, wie es weitergeht. Wir sind in einem Café in München verabredet, aber das ist zu voll, eine Tür weiter ist der Warteraum eines Hostels, Neonlicht, dünner Kaffee aus Pappbechern, für Petko, wie alle sie nennen, kein Problem. Sie arbeitet inzwischen vor allem fürs amerikanische Fernsehen als Tennisexpertin, pendelt zwischen Deutschland und den USA, jetzt gerade unterstützt sie bei einem Lehrgang in Oberhaching. Aber nicht alle Sportlerinnen, die eingeladen waren zum Matchtraining, sind gekommen.

»DIE TRAINIEREN MEHR, GANZ SCHLICHT UND ERGREIFEND. ES GIBT KEINE GEHEIME FORMEL.«
Boris Becker

»Meine Philosophie ist Konkurrenz«, sagt Petković. »Und ich glaube, das ist die größte Änderung zu heute. Ich würde nicht sagen, die neue Generation ist faul, oder die heutige Gesellschaft ist zu satt. Trainingsphilosophie ändert sich. Wir haben früher acht Stunden trainiert. War das gut? Bestimmt nicht. Naomi Osaka trainiert nicht mehr als zwei Stunden am Tag und ist trotzdem eine der besten Spielerinnen der Welt. Die Generation Boris war ja noch schlimmer. Wir haben wenigstens schon ein bisschen Prävention und Krafttraining gemacht. Die haben einfach acht Stunden Tennis gespielt. Deswegen können sie heute alle nicht mehr laufen.«

Die neue Generation, meint Petković, mache auch manches besser. »Doch Konkurrenz gehört dazu und treibt einen an, auch wenn sie manchmal unangenehm ist«, sagt sie. »Manche möchten da nicht rein.« Sie wisse noch, sagt sie, »wenn die Kerber ein kleines Turnier gewonnen hatte, dann saß ich zu Hause und dachte, wie kann das sein? Ich hab sie gestern im Training besiegt, jetzt verlierst du die zweite Runde, und die Angie gewinnt. Wie ich am nächsten Tag gerannt bin im Training, fünfmal schneller als sonst«. Dann muss sie los, zurück zum Lehrgang. Man hat das Gefühl, am liebsten würde sie sich selbst noch mal auf den Platz stellen und Turniere spielen und mit ihrem Feuer alle anstecken.

Im Januar ist Boris Becker nach München gekommen. Vor Corona durften sie alle zusammen immer nach Australien fahren, jetzt kommentieren er und Stach, Rittner und Barbara Schett die Australian Open aus dem Eurosport-Studio in Unterföhring, einer merkwürdigen Ansammlung aus würfelartigen Gebäuden, breiten Straßen, Kabelrollen, Parkplätzen und Satellitenschüsseln. Beckers frisch mit ihm vermählte Frau Lilian ist dabei, und auch Angelique Kerber reist für einen Tag an, es ist fast ein kleines Klassentreffen der goldenen deutschen Tenniszeiten. In Beckers Garderobe steht ein Schreibtisch, Sofas, ein großer Tisch mit Obst und Getränken, alles sehr aufgeräumt, wie Becker selbst.

In Leimen war er das letzte Mal im November, als seine Mutter gestorben ist. Aus alter Tradition sind sie in seinem alten Tennisklub essen gegangen. Aber es war ziemlich leer. Er klingt enttäuscht. »Früher war der Tennisklub ein Ort, wo man sich getroffen hat zum Mittagessen, und hat dann ein bisschen Tennis gespielt oder geklönt oder Kaffee getrunken. Das ist nicht mehr der Fall. Warum das so ist, weiß ich nicht. Wir leben in Italien, und da sind wir in einem Tennisklub, da geht man morgens um zehn hin und nachmittags nach Hause. So war es auch mal bei uns.« Was er gedacht hat, als er gehört hat, dass man Rittner vorgeworfen habe, im Training zu fordernd zu sein? »Verkehrte Welt«, sagt Becker entschieden. »Ich war überrascht, dass einer der Gründe sein soll, dass sich junge Kaderspielerinnen beschwert hätten. Wenn es jetzt die Nummer eins oder Nummer fünf der Welt wäre, die sich beschwert, dann würde ich denken, okay, sie weiß, wie es geht. Aber wenn sich die Nummer 90 beschwert oder die Nummer 129, dann verstehe ich es nicht.« Dass Torben Beltz für den Job gewonnen wurde, freut ihn. »Beltz ist ein Profi, wie Rittner einer war.«

Boris Becker gilt auch nach seiner aktiven Karriere als einer der versiertesten Tennisexperten der Welt. Er trainierte den lange an der Weltspitze stehenden Serben Novak Djokovic und den Topspieler Holger Rune. Becker war auch 2017 bis 2020 in Deutschland »Head of Men's Tennis« beim DTB. »Und ich habe die Erfahrung gemacht mit der Generation von um die 20-Jährigen: Denen ist vieles zu anstrengend, zu schwierig. Die kommen mit dem Druck nicht klar. Sie haben Panikattacken, wenn man sie fordert. Aber wenn das Match morgen drei Stunden dauert, dann muss man auch drei Stunden trainieren, oder

TALENTE, TRAINERIN RITTNER (M.) BEI AUFSCHLAGÜBUNG IN LEIMEN

Julian Baumann / DER SPIEGEL

COACH RITTNER MIT NACHWUCHSSPIELERINNEN

Julian Baumann / DER SPIEGEL

am besten vier«, findet Becker. »Es ist vielleicht ein Generationenproblem in Deutschland«, meint der vierfache Vater, dass »jüngere Spielerinnen und Spieler Work-Life-Balance leben wollen. Alles ganz gemütlich, alles ganz nett. Es muss nicht unbedingt sehr gut sein. Das ist nicht meine Welt und ist auch nicht die Welt der Barbara Rittner, so, wie ich sie kenne. Und das ist vielleicht einer der Gründe, warum wir im Sport nicht mehr ganz so erfolgreich sind«. Er verstehe die Mentalität manchmal nicht mehr. »Ich gehe doch auf den Platz, um zu gewinnen, und nicht, um nur mitzuspielen. Oder liege ich jetzt völlig falsch?«

Ob es wirklich einfach zu wenig Talente in Deutschland gibt? Becker schüttelt den Kopf. »Talent?«, sagt er, als wisse er nicht, was das überhaupt sein soll. »Wie kann man Talent definieren? Ich finde, Disziplin zu haben, Konzentrationsfähigkeit zu besitzen, das ist auch ein wertiges Talent. Ich finde, keine Angst zu haben, wenn man auf dem Platz geht, mutig und mit Durchsetzungsvermögen Tennis zu spielen, ist auch ein Talent. Es geht nicht nur um Ballgefühl, es gibt so viele unterschiedliche Formen von Talent, die spielentscheidend sind.«

»ICH WEISS NICHT, WER IM PRÄSIDIUM JEMALS PROFESSIONELL TENNIS GESPIELT HAT.«
Boris Becker

Was machen die Italiener denn anders. Oder die Osteuropäerinnen? Warum sind sie besser? »Die trainieren mehr«, sagt Becker, »ganz schlicht und ergreifend. Es gibt keine geheime Formel. Man kann einen Wimbledon-Sieger nicht basteln, aber du kannst 5 in den ersten 50 platzieren, das bekommt man hin mit einer guten Struktur.« Die es in Deutschland in seinen Augen schon länger nicht mehr gibt. »Beim Deutschen Tennis Bund sind viele ehrenwerte Leute, die haben alle ihre Verdienste. Aber was den Sport betrifft, das Verständnis, warum man ein Match gewinnt oder nicht, wie man eine Trainingswoche gestaltet, da sehe ich das Fachwissen nicht. Die führenden Persönlichkeiten im italienischen Tennis haben alle mal professionell gespielt.« Er sieht die Verantwortung nicht nur bei den Jungen, sondern auch bei den Alten: »Ich weiß nicht, wer im Präsidium vom Deutschen Tennis Bund jemals professionell Tennis gespielt hat. Ich glaube keiner. Es ist wie beim Kochen: Wenn Sie mich jetzt in die Küche schicken, und ich soll italienisch kochen, da kommt nichts bei raus. Man muss Leute schicken, die Rezepte kennen und die wissen, wie der Herd angeht.«

Im April 2025 konnten sich die deutschen Damen nach zwei Niederlagen nicht für die Endrunde der besten acht Nationen beim Billie Jean King Cup, den Tennis-Weltmeisterschaften qualifizieren. Sie kämpfen jetzt gegen den Abstieg aus der Weltgruppe.

Beim renommierten Porsche Tennis Grand Prix in Stuttgart im April sind fünf deutsche Teilnehmerinnen gestartet. Immerhin zwei haben eine Runde überstanden, allerdings waren beides innerdeutsche Duelle. In der nächsten Runde war dann Schluss.

Barbara Rittner wirkt inzwischen versöhnter. In Offenbach, bei einem internationalen Juniorenturnier, haben gerade einige ihrer neuen Schützlinge von Acein gespielt. Sie ist zufrieden, alle haben besser positionierte Spielerinnen geschlagen.

Sie fängt noch einmal ganz unten an. Vielleicht ist es das, was der Sport einem beibringen kann: mit Widrigkeiten umzugehen. In der Krise eine Chance zu sehen. Und auch, dass man nicht alles kontrollieren kann. Es gibt Netzroller, im Tennis wie im Leben, Gegenwind, Platzfehler oder einfach Pech. »Völlig in Ordnung, es mit einem anderen Trainer zu versuchen«, sagt sie, »wenn es einfach nicht mehr passt.« Sie hätte trotzdem gern eine Art Verabschiedung gehabt, als Zeichen der Wertschätzung, nach so vielen Jahren, das schon.

Sie hat wieder Pläne.

Im Sommer wird sie aus London Wimbledon kommentieren und viele Weggefährten treffen, sie freut sich schon. Eine Tierpension wird sie erst mal nicht eröffnen. Aber sie unterstützt einen Gnadenhof für alte Hunde in der Eifel. ■

So fangen Katastrophenfilme an

LEITKULTUR *Alexander Osang* über die wohltuende Ahnungslosigkeit im Blackout

Das Erste, was ich bemerkte, war, dass nebenan im Wohnzimmer der Internet-Spanischkurs meines New Yorker Freundes Richard abbrach. Eine Minute später rief seine Frau Aviva, dass die Waschmaschine aufgehört habe, sich zu drehen. Meine Frau hatte keinen Handyempfang mehr. Ich saß im Sessel unseres Zimmers, schaute auf den ältesten Leuchtturm der Welt, der in der spanischen Stadt A Coruña am Atlantik steht, und sagte: So fangen Katastrophenfilme an.

Aber das hörte keiner.

Die Waschmaschinentür ließ sich nicht mehr öffnen. Richard sagte, er habe jetzt genau noch eine Hose, die sich außerhalb der Waschmaschine befinde. Die Shorts, die er trug. Seine letzte Hose. Unsere New Yorker Freunde befanden sich auf einer Radtour von Lissabon nach Paris, wir machten zusammen ein paar Tage Urlaub in Nordspanien. Der Wasserdruck ließ nach.

Meine Frau füllte sicherheitshalber alle möglichen Flaschen und Töpfe. Die Fahrstühle funktionierten nicht mehr. Im Treppenhaus begegnete uns ein Mann in einer gelben Schutzweste, der sagte, der Strom sei nicht nur in unserem Haus ausgefallen, sondern in großen Teilen Spaniens. Am anderen Ende der Bucht stiegen zwei dicke schwarze Rauchsäulen in den Himmel. »Das ist ein Kraftwerk«, sagte der Mann, den wir auf der Straße trafen. »Wahrscheinlich ist es mit der Notstromversorgung überfordert.«

Richard nickte. Er hat lange Zeit als Anwalt für den New Yorker Energiekonzern Con Edison gearbeitet. Er erzählte, dass die Notstromaggregate oft in keinem besonders guten Zustand seien, gerade wenn sie lange nicht gelaufen sind. Anschließend erinnerte er daran, wie die Russen 2014 während der Krim-Eroberung das gesamte Stromnetz der Ukraine angriffen. Eine Cyberattacke mit USB-Sticks. Seitdem durften bei Con Edison nie wieder USB-Sticks benutzt werden, sagte Richard.

Es sind oft die Amerikaner, die in unübersichtlichen Situationen die Einordnung übernehmen. Wo auch immer sie gerade stehen. Ich erinnere mich, wie ich mit meiner Familie in einer Bucht auf den Bahamas eine einsame Haiflosse zirkeln sah. Ein Amerikaner neben uns stellte fest, dass es ein Ammenhai war. Man sah in einiger Entfernung das Stück einer Flosse, aber der Mann war ganz sicher. It's a nurse shark, folks! Es beruhigt mich oft, manchmal nervt es aber auch.

Alexander Osang / DER SPIEGEL

Rauchsäulen über der Bucht von A Coruña

Wir gingen am langen Stadtstrand Orzán entlang ins Zentrum von A Coruña. Menschen lagen in der Sonne, hinter ihnen stiegen die Rauchsäulen in den blauen Himmel. Alles war ruhig. Die Schlangen auf dem Markt waren etwas länger. Wir kauften Brot und Obst und redeten beim Essen über große New Yorker Stromausfälle. 1977, 2012, 2003.

Unsere Freunde erzählten, wie 2003 auf den Straßen ihres Viertels Holzkohlegrills und Wannen mit Bier aufgestellt wurden. Eine einzige Party. Meine Frau und ich waren damals im Europaurlaub. In unserer Küche in Brooklyn tauten die tiefgefrorenen Shrimps, ich sah mitternachts in unserem Hotelzimmer in Amsterdam bekifft eine Dokumentation über Blauwale, etwas schwermütig, weil ich als New Yorker SPIEGEL-Reporter diese Weltkatastrophe verpasste.

> Auf der Plaza de María Pita vorm Rathaus tranken wir ein Bier und redeten ein letztes Mal über die Weltlage.

Am Nachmittag gingen wir an einer kleinen Bucht neben dem Leuchtturm schwimmen. Die Unaufgeregtheit der Spanier war sehr angenehm. Abends liefen wir ziellos durch die Stadt. Hier und da fragten wir Passanten, was eigentlich passiert sei. Ein spanischer Pfarrer sagte, der Strom sei in sechs bis zehn Stunden wieder da. Ein australischer Jakobsweg-Pilger hatte gehört, dass neben Portugal, Spanien auch Teile von Frankreich und Italien betroffen seien. Eine Hotelbetreiberin sagte, auch England und Deutschland seien ohne Strom. »Auch Deutschland?«, fragte ich. Sie sagte schnell: »Unsere Regierung erklärt, wir sollen nicht glauben, was so erzählt wird. Wir sollen Geduld haben.«

Auf der Plaza de María Pita vorm Rathaus tranken wir ein Bier und redeten ein letztes Mal über die Weltlage, um nicht ganz so verloren zu sein. Wir vier hatten zusammen den 11. September in New York erlebt. Richard, der in Downtown Manhattan arbeitete, trank drei Schnäpse, bevor er seinen Sohn aus der Grundschule abholen konnte, wo der zusammen mit meinem Sohn die zweite Klasse besuchte.

Meine Frau erzählte, dass wir in Kuba Urlaub machten, als Fidel Castro starb. Richard kam ein letztes Mal auf Putin zurück, mit dem man heute viel erklären kann, auch Blackouts in Spanien. Ich sagte, es könne theoretisch auch Selenskyj gewesen sein, schließlich seien die Spanier zögerlich bei der Waffenlieferung. Aviva sagte, mit einem letzten Rest Gewissheit ins abnehmende Tageslicht: »Das ist nicht sein Stil.«

Ich sah noch einmal auf mein Handy. Es war im Stromsparmodus. Am Abend war eine einzige SMS zu mir vorgedrungen. Sie stammte von einem Handwerker, der das Dach unseres Bungalows in Brandenburg reparierte. Ich fragte ihn: Gibt es eigentlich auch in Deutschland Stromausfall? Die Nachricht kam nicht mehr an.

Wir saßen bis spätnachts bei Kerzenlicht in unserem Apartment und tranken die Wasservorräte, die meine Frau mittags angelegt hatte. Der älteste Leuchtturm der Welt kreiste. Es gab keine Nachrichten mehr. Keine Erklärungen. Keine Schuldzuweisungen. Keine Rechthaberei. Die Experten schwiegen. Es war wohltuend, hielt aber nur eine Nacht. Am Morgen las ich in den Nachrichten, dass es keine Anzeichen für einen Terrorangriff gebe. Spanische Netzbetreiber behaupteten, Frankreich sei schuld. Und ein deutscher Experte erklärte, dass in Deutschland so etwas nie passieren könnte. ■

Verkäufer, Kundin in Kaffeebar

David Munoz / Addictive Stock / IMAGO

Digital statt illegal

ZAHLUNGSVERKEHR Noch immer lassen viele Gastronomen nur Barzahlung zu. Das will Schwarz-Rot jetzt ändern. Doch der Plan hat einige Tücken.

Es ist nur ein Halbsatz im Koalitionsvertrag, doch er dürfte für viele Diskussionen sorgen: Union und SPD versprechen, dass Kunden neben Bargeld künftig »mindestens eine digitale Zahlungsoption« haben sollen. »Zum ersten Mal greift der Staat direkt in das Angebot an Bezahlmethoden ein«, sagt Horst Rüter vom EHI Retail Institute, einer Forschungseinrichtung des Handels. Der Vorstoß gilt vor allem Gastronomen, sie bestehen oft auf Barzahlung. Hinter dem Beharren auf »Cash only« steckt nicht selten Steuerhinterziehung. »Die Türen zum Betrug stehen heute weit auf«, sagt Florian Köbler, Bundesvorsitzender der Deutschen Steuer-Gewerkschaft. Vorteil der geplanten Vorschrift seien »die digitalen Spuren, die so entstehen«. Doch was zählt künftig als digitale Zahlungsoption? Bei der Bezahl-App PayPal etwa können Kunden bislang die Variante »Freunde und Familie« wählen. Damit ist die Zahlung zwar digital, doch die Steuerbehörden erfahren davon nichts. »Das ist schon anfällig«, räumt Köbler ein. Nach seiner Vorstellung könnten die Anbieter von Bezahl-Apps verpflichtet werden, regelmäßige Umsätze in gleicher Höhe zu melden, die auf gewerbliche Einnahmen hindeuten.

»Wir werden nur Lösungen akzeptieren, die nicht manipulierbar sind«, sagt SPD-Finanzpolitiker Michael Schrodi. Die digitale Zahlungsoption bilde ein »Paket« mit weiteren Versprechen der Koalition, darunter die Senkung der Mehrwertsteuer für die Gastronomie. Laut seinem Kollegen Matthias Hauer von der CDU wurde das Thema Bargeld und digitales Zahlen hingegen »völlig unabhängig« verhandelt. »Es gab keinerlei Verknüpfung mit anderen Themen.« Die Gastronomielobby protestiert. Für kleinere Betriebe bedeute es eine unverhältnismäßige Belastung, digitale Zahlungen anzubieten, warnt der Deutsche Hotel- und Gaststättenverband. Tatsächlich seien die Gebühren für Kredit- und Debitkarten bei Mittelständlern »erheblich« höher als für große Unternehmen, sagt Handelsexperte Rüter. Das liege aber auch an ungünstigen Konditionen. »Payment-Händler offerieren gerne Langfristverträge, die sollte man aber nicht abschließen«, rät er. »Größere Einzelhändler verhandeln nichts, was über ein Jahr hinausgeht.« DAB

E-Autos wieder beliebter

MOBILITÄT E-Autos sind in Deutschland nach zeitweiliger Flaute wieder gefragter. Zu diesem Ergebnis kommt eine Umfrage der Unternehmensberatung McKinsey unter knapp 20.000 Autobesitzern weltweit, darunter 3200 aus Deutschland. 30 Prozent der Befragten in der Bundesrepublik sagten, sich als nächstes Fahrzeug ein E-Auto anschaffen zu wollen, das sind 7 Prozentpunkte mehr als im Vorjahr. 18 Prozent planen den Kauf eines Plug-in-Hybrids, 52 Prozent wollen sich erneut ein Auto mit Verbrennungsmotor zulegen. Auch in Italien, Frankreich und Großbritannien hat die Beliebtheit von E-Fahrzeugen zugenommen, auf Werte zwischen 17 und 25 Prozent. In Deutschland tendieren jüngere Kunden deutlich stärker zum Stromer als ältere: Rund 60 Prozent der unter 45-Jährigen geben an, als nächstes Auto ein E-Fahrzeug oder einen Plug-in-Hybrid kaufen zu wollen. Bedenken äußern viele Kunden in Bezug auf den Kaufpreis, die Batteriereichweite und die Ladeinfrastruktur für E-Autos. Gravierende Lücken im bestehenden Ladenetz befürchten vor allem die Halter von Verbrennerfahrzeugen (61 Prozent). Unter den Kunden, die bereits einen Stromer fahren, erkennen deutlich weniger (33 Prozent) solche Mängel. Viele E-Auto-Kaufinteressenten fühlen sich zudem nicht an eine Marke gebunden: In Deutschland erwägen 29 Prozent den Erwerb eines neuen Fabrikats, in Italien sogar 41 Prozent. SH

Kostentreiber Netzentgelte

ENERGIE Für Unternehmen in Deutschland werden Netzentgelte immer mehr zur Last, zeigt eine Analyse des Dienstleisters Enportal, der Firmen beim Energieeinkauf berät. Demnach sind die Stromnetzentgelte für den typischen Verbrauch eines mittelständischen Industriebetriebs seit 2021 stark gestiegen: in München zum Beispiel um 109 Prozent, in Frankfurt am Main um 98 Prozent, in Düsseldorf um 96 Prozent. Netzentgelte machen derzeit im Schnitt etwa 28 Prozent der Strompreise aus, unterscheiden sich aber regional. Ein Grund des Anstiegs sind Milliardeninvestitionen in den Netzausbau, die über Entgelte refinanziert werden. Hinzu kommen die Kosten von Netzengpässen, wenn Netzbetreiber etwa Windräder in Norddeutschland zeitweise gegen Entschädigung drosseln und Kraftwerke im Süden einspringen müssen. Union und SPD planen nun laut Koalitionsvertrag, Stromnetzentgelte »dauerhaft zu deckeln«, um Unternehmen und Haushalte zu entlasten. Keine Aussicht auf Entlastung besteht bei Gasnetzentgelten. Diese sind laut Enportal für einen mittelständischen Industriebetrieb etwa in Dresden seit 2021 um 154 Prozent gestiegen, in München um 73 Prozent. Dies liegt unter anderem an klimafreundlicheren Alternativen und der schwachen Konjunktur: Die Betreiber legen die Kosten tendenziell auf immer weniger Gasverbraucher und einen zurückgehenden Bedarf um. BEM

Paul Langrock

Windpark bei Nauen

Kay Nietfeld / dpa / picture alliance

Klingbeil

Mehr Spielraum für Milliardenschulden

HAUSHALT Die schwache Konjunktur verschafft dem künftigen Bundesfinanzminister Lars Klingbeil (SPD) zusätzlichen Spielraum in Milliardenhöhe. 2025 kann er gemäß Schuldenbremse weitere 9,1 Milliarden Euro an neuen Schulden aufnehmen, verglichen mit dem Etatentwurf der Ampel aus dem vergangenen Jahr. Das haben Experten des Finanzministeriums errechnet. Nach den Vorgaben der Grundgesetzregel darf der Bund dieses Jahr demnach insgesamt 33,3 Milliarden Euro an neuen Schulden aufnehmen. 2026 sollen es 28 Milliarden Euro sein, 6,8 Milliarden Euro mehr als in der ursprünglichen Planung vorgesehen. Der zusätzliche Kreditspielraum ist vor allem auf den höheren Konjunkturaufschlag zurückzuführen, der sich wegen der schwachen Wirtschaftsentwicklung ergibt. Die neue Bundesregierung wird in Zukunft aber noch viel mehr Schulden aufnehmen. Grund dafür ist die Lockerung der Schuldenbremse. Ausgaben für Verteidigung, Zivilschutz und Nachrichtendienste, die ein Prozent der Wirtschaftsleistung übersteigen, sind von der Vorschrift ausgenommen. Zusätzlich kann sich Schwarz-Rot aus einem neuen Nebenhaushalt für Investitionen in Infrastruktur mit jährlich 42 Milliarden Euro bedienen. Auch stehen ihr noch Mittel aus dem Klimafonds zur Verfügung. Absehbar ist, dass die jährliche Neuverschuldung des Bundes künftig bei mehr als 150 Milliarden Euro liegen wird. REI

EU-Deal mit Indonesien in Sicht

WELTHANDEL Die Europäische Union sieht gute Chancen, die Gespräche über ein Handelsabkommen mit Indonesien zügig abzuschließen. Die Gespräche seien zuletzt »sehr gut vorangekommen«, bestätigte ein Sprecher der EU-Kommission dem SPIEGEL. Es gebe offene Fragen, doch seien beide Seiten »entschlossen«, die »verbleibenden Unterschiede zu überbrücken«. Von »Bewegung bei einer Reihe von Punkten« hatte zuvor auch eine Delegation des Handelsausschusses im Europäischen Parlament berichtet, die vor Ostern Gespräche mit indonesischen Vertretern in Jakarta geführt hatte. Fortschritte habe es etwa beim Zugang europäischer Anbieter zu staatlichen Aufträgen gegeben. Zudem einigten sich beide Seiten, beim Schutz des Regenwaldes stärker zu kooperieren. Grund für die Annäherung sei nicht zuletzt »die Zollpolitik der USA«, sagt Bernd Lange, Vorsitzender des Gremiums. Beide Seiten suchten nach einem Ersatz für ihren US-Export, der durch Donald Trumps Einfuhrabgaben gefährdet sei. »Ein Abschluss des Abkommens könnte der europäischen Wirtschaft Entlastung in schwieriger Zeit bringen«, so Lange. Indonesien sei mit rund 280 Millionen Einwohnern das viertgrößte Land der Erde und habe einen »wachsenden Bedarf an industriellen Investitions- und Konsumgütern«. Zuletzt erreichte der Handel zwischen der EU und Indonesien ein Volumen von 28 Milliarden Euro. MSA

Geschäftsmann Wolf: »Ich habe meinen Körper gehasst«

Protein-Papst mit beschränkter Haftung

INFLUENCER Mit Abnehmprodukten hat Christian Wolf ein Hunderte Millionen Euro schweres Unternehmen aufgebaut. Die Kunden vertrauen auf seinen Rat. Und genau das kann ein Problem sein.

Anfang April pilgern mehr als 150.000 Menschen, oft in Kapuzenpulli oder Sportleggings, in die Hallen der Kölnmesse. Es ist Fibo, die größte Fitnessmesse Deutschlands. Vor Halle 2.1 stehen die Besucher am Sonntag fast zwei Stunden lang Schlange. Sie wollen unbedingt zum größten Aussteller: »More Nutrition«.

Wer es hineingeschafft hat, kann aus pinkfarbenen Pappbechern Eiskaffee mit Proteinpulver trinken oder Geschmackspulver in Joghurt einrühren. Es gibt Sorten wie »Vanilla Perfection« oder »Dark Cookie Crumble«. Vor einer Bühne recken Hunderte ihre Arme in die Höhe, sobald das »More«-Team Produkte wie beim Karneval in die Menge wirft.

Die Produkte haben Namen wie »Satisbites« oder »Zerup«, »Clear Protein« und »Chunky Flavour«. Sie bestehen hauptsächlich aus Süßungsmitteln, Aromen und Proteinpulver. Und sollen – laut »More«-Gründer Christian Wolf – so etwas wie der Schlüssel zu einem gesunden und schlanken Leben sein.

Wolf ist 29 Jahre alt und nach eigenen Angaben »Deutschlands Nr. 1 Creator für Fettverlust«. Allein auf Instagram folgen ihm aktuell 1,1 Millionen Accounts. Er gibt dort an, mehr als 700.000 Menschen beim Abnehmen geholfen zu haben. Sein Diätratgeber »Der Protein-Fasten-Trick« ist ein Bestseller.

Er sagt: »Für mich war Abnehmen jahrelang das größte Problem meines Lebens. Ich habe meinen Körper gehasst. Heute habe ich zum Glück meine Produkte.«

Im Jahr 2017, da war er gerade Anfang zwanzig, hat er »More« gegründet. Mittlerweile erzielt der Konzern, der um die Marke aufgebaut wurde, laut eigenen Angaben rund 800 Millionen Euro Umsatz im Jahr.

Wolf hat einen der wohl unerschöpflichsten Märkte der Welt für sich erschlossen: die Diät- und Ernährungsbranche. Eine Branche, die sich von den Selbstzweifeln der Menschen nährt, von Schönheitsidealen, von fragwürdigen Körpernormen. Und von einem real existierenden Problem: dem zunehmenden Übergewicht der Deutschen.

Der Markt für Nahrungsergänzungsmittel wächst. Experten schätzen, dass in diesem Jahr weltweit 413 Milliarden US-Dollar dafür ausgegeben werden. Bis 2030 sollen es 579 Milliarden Dollar sein. Allein in Deutschland werden pro Jahr rund 200.000 Tonnen an Pillen und Pülverchen hergestellt.

Das Besondere an »More«: Das Unternehmen bietet nicht nur Ergänzungsmittel an, sondern beinahe die komplette Ernährungspalette: Drinks, Kaffee, Snacks, Pizza – überall will sich »More« mit einer Alternative durchsetzen.

Wolfs Erfolg ist typisch für die Influencerszene. Er pflegt eine Nähe zu seinen Kunden, die kein Konzern der Welt erzeugen kann, weil er glaubhaft über jene Probleme berichtet, die seine Käufer auch haben. Zugleich zeigt seine Geschichte, wie problematisch es sein kann, wenn einer die eigene Betroffenheit erst zum Thema und dann zum Geschäft macht.

Ein Fünfsternehotel am Kölner Dom, am Abend vor der Eröffnung der Fibo. Wolf kommt eine halbe Stunde zu früh zum Interviewtermin. Er trägt ein muskelenges T-Shirt und eine weite Pluderhose, er lächelt selbstsicher. Auf den Fingerknöcheln seiner linken Hand steht »More« in Tinte unter der Haut. Um den Oberarm spannt sich ein Band, das seine Vitalwerte misst. Am Handgelenk trägt er eine Rolex Daytona in Roségold. Die Haut braun gebrannt.

Normalerweise habe er »Zerups« dabei, sagt Wolf, zuckerfreie farbige Sirups, die man sich in Wasser mischen kann. Er habe die jedoch auf dem Hinflug nach Köln an die Flugbegleiter verschenkt. »Auf die sind alle scharf«, sagt er. Sowieso verschenke er die andauernd, wohin er auch gehe.

Man muss nicht lange suchen, um zu verstehen, warum ausgerechnet Wolf mit seinen Pülverchen und Sößchen zum Millionengründer wurde. Er liefert seinen Fans alles, was einen modernen Mythos ausmacht. Vom Außenseiter zum Superstar.

Schließlich, berichtet er gern, sei er nicht immer der gut gebräunte und noch besser trainierte Erfolgsmensch gewesen.

Seit Jahren erzählt er die Geschichte des traurigen, uncoolen Jungen, der nichts lieber wollte, als schlank zu sein. Dieser Teil seiner Biografie ist wichtig, weil er seine Du-kannst-es-auch-schaffen-Philosophie belegt.

Manchmal klingt das übertrieben, etwa in einem Post auf der Karriereplattform LinkedIn. Da liest es sich, als habe Wolf als Kind zig Kilo Übergewicht gehabt. Fragt man nach, heißt es, der Beitrag sei von einer Agentur verfasst und stimme so nicht. Ob er tatsächlich stark übergewichtig war oder sich nur so fühlte – schwer zu sagen.

Wolf sagt: »Ich wurde früher gemobbt. Ich war unzufrieden. Ich bin lange gescheitert abzunehmen. Heute mache ich es anders und mit meiner Methode. Jetzt geht es mir insgesamt viel besser. Das sind die Fakten von meinem Leben.«

Mit 15 Jahren sei er in einer Facebook-Gruppe auf die Nutrition- und Fitnessstars der USA gestoßen und habe angefangen, sich für Sport und Ernährung zu begeistern. Mit Anfang zwanzig dann legte er mithilfe seines Vaters, einem ehemaligen Berater bei McKinsey, den Grundstein für »More Nutrition«. Seitdem habe er nicht nur erfolgreich die Firma aufgebaut, sondern auch eine eigene Abnehmmethode entwickelt.

»Mein Sixpack bedeutet für mich Selbstwirksamkeit«, sagt Wolf. Er habe sich damit bewiesen, dass er alles schaffen könne. »Hätte mir früher einer gesagt, dass ich einmal einer der reichweitenstärksten Ernährungs-Creators Deutschlands werden würde, hätte ich ihm den Vogel gezeigt.«

Doch genau das scheint er geschafft zu haben. Etwa 1,8 Millionen Follower hat er derzeit auf TikTok und Instagram zusammen. Sie folgen ihm, hören ihm zu – fragen ihn um Rat. »Kannst du mal ein Video zum Thema Hungerstoffwechsel machen?«, fragt eine TikTok-Nutzerin. Eine andere erzählt: »Ich mache mir morgens immer zwei Spiegeleier und ich will abnehmen bringt das was? Wegen Eiweiß und so«. Oder: »Muss man komplett auf Kohlenhydrate verzichten und wenn ja wie kann man das länger durchziehen«?

Die Fragen, die Wolf erreichen, zeigen, wie groß das Bedürfnis nach Ernährungstipps ist. Und wie groß das Unwissen.

Wolf sagt: »Die Themen, die ich anspreche, haben eine gesundheitliche Relevanz.« Am liebsten, sagt er, würde er das gesellschaftliche Problem der Adipositas lösen. »Womit ich mich heute beschäftige, das sind ja wirklich Leute, die oftmals 120, 130, 140 Kilo wiegen.« Sind sie bei ihm an der richtigen Adresse?

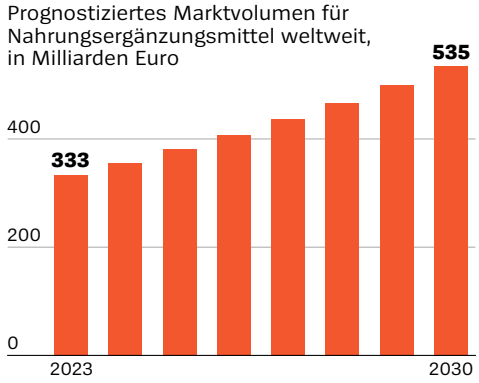
Angesprochen auf seine Expertise, sagt Wolf: »Ich habe zwar nicht Lebensmittelchemie studiert, aber ich habe mich in den letzten Jahren viel mit der Datenlage beschäftigt. Ich bin nicht nur der Typ mit dem Hals-Tattoo.«

Er habe mal angefangen, Medizin, Pharmazie und BWL zu studieren, aber alle drei Studiengänge abgebrochen. Sein Wissen über Ernährung habe er zunächst aus einer Facebook-Gruppe bezogen und sich dann mit Experten ausgetauscht. »Ich bin einfach jemand, der Glück hat, dass er schlaue Eltern hat, und der sich gerne mit dem Thema Ernährung und Abnehmen beschäftigt«, sagt Wolf. »Und einer mit großem Mitteilungsbedürfnis.«

Wenn Leute, die abnehmen wollen, sich vom Autodidakten Wolf ein paar Tipps holen, mag das unproblematisch sein. Aber was geschieht, wenn er bei Menschen Hoffnungen weckt, deren Probleme tiefer liegen?

Katrin Giel ist eine der führenden deutschen Wissenschaftlerinnen rund um Ess- und Gewichtsstörungen. Sie lehrt Translationale Psychotherapieforschung an der Medizinischen Fakultät am Universitätsklinikum Tübingen und ist Forschungsleiterin der Abteilung Psychosomatische Medizin und Psychotherapie. Es werde immer häufiger, dass Menschen nicht einfach ein paar Pfunde zu viel hätten, sondern dahinter auch ein gestörtes Essverhalten stecke. »Es gibt die sogenannte Binge-Eating-Störung«, sagt sie. Eine Ess-

Lukrativer Trend



S Quellen: Precedence Research, Stand: August 2024; Bundesbank, eigene Berechnung

David Klammer / DER SPIEGEL

störung, die sich vor allem durch unkontrollierte Essanfälle auszeichnet. »Es scheint eine enge Verbindung zwischen Adipositas und Binge Eating zu geben«, sagt Giel. »Eine erhebliche Gruppe an Menschen in Adipositas-Behandlung hat wohl auch diese Essstörung.«

Giel sagt, dass diese Form der Essstörung und Übergewicht generell stigmatisiert würden. Betroffenen mit einer Essstörung rate sie in der Regel zu einer Psychotherapie. Die Nutzung von Mitteln wie »More Nutrition« dagegen empfehle sie nicht.

Essstörungen sind kein On-off-Phänomen, sie entwickeln sich schleichend. Laut einer aktuellen Befragung haben etwa 35 Prozent der Frauen in Deutschland ein auffälliges Essverhalten und jeder vierte Mann. Die Zahl der unter 20-jährigen Frauen stieg in den vergangenen Jahren um knapp zehn Prozent.

Wolf sagt: »Ich kenne diesen ganzen Mist.«

Auch er habe in der Vergangenheit unter Binge Eating gelitten. »Ich weiß, wie es sich anfühlt, wenn man schon morgens ein paar Tausend Kalorien gegessen hat, dann alle Brötchen wegwirft, nur um sie später wieder aus dem Müll zu holen und aufzuessen.«

In seinem Diätratgeber »Der Protein-Fasten-Trick« schreibt er darüber: »Wenn ich heute auf diese Zeit zurückblicke, weiß ich, dass einer der Gründe für meine ständigen Gewichtsprobleme meine eigene Uninformiertheit war.« Er beschreibt die Essstörungen in einem Kapitel, bevor er auf den Erfolg mit seiner Diät zu sprechen kommt. Wer das Buch von Wolf liest, der muss fast zu dem Schluss kommen, sein Proteinfasten könne ein Weg aus der Essstörung sein.

Auf Instagram teilt er die Geschichte seiner Freundin Romina, die ebenfalls eine Essstörung gehabt und diese durch Wolfs Ratschläge überwunden habe. In einem Video präsentiert er eine »More«-Nutzerin, die sagt, mit seiner Hilfe habe sie ihre Anorexie bewältigt.

Der SPIEGEL hat mehrere psychosomatische Kliniken angefragt, ob die »More«-Produkte gegen Binge Eating helfen können, wie das Unternehmen zu suggerieren scheint. Die Antworten sind eindeutig: In der Therapie eingesetzt werden entsprechende Produkte nicht, sie sind in der Regel sogar verboten. »Die Nutzung solcher Produkte ist bei uns nicht gestattet«, sagt etwa Karin Lachenmeir, die Leiterin des Therapie-Centrums für Essstörungen des Klinikums Dritter Orden München-Nymphenburg. Vor dem Hintergrund einer Essstörung seien sie nicht zu empfehlen, »da sie den Fokus zu sehr auf symptomatische Aspekte des Ernährungsverhaltens lenken«.

»More Nutrition« scheint das zunächst anders zu sehen. Fragt man den Chatbot von »More«, ob die Produkte für jemanden mit Binge Eating geeignet sind, so erhielt man bis vor Kurzem nicht etwa einen warnenden Hinweis darauf, sich bei einer Essstörung Hilfe zu suchen, sondern eine dezidierte Produktberatung. Die Antwort: »More Nutrition bietet Produkte wie ›Light Foods‹, die helfen, Kalorien zu sparen und Heißhungerattacken zu vermeiden, was bei Binge Eating nützlich sein kann. Auch ›Crave No More‹ ist ein veganes Produkt, das helfen könnte, Heißhunger zu kontrollieren. Diese Produkte unterstützen eine ausgewogene Ernährung ohne Verzicht auf Genuss.«

Besucher bei Verkostung von »More«-Sirup auf Fitnessmesse in Köln: Hauptsache, wenig Kalorien

»More«-Produkte im Verkauf: Rund 800 Millionen Euro Firmenumsatz pro Jahr

Nachdem der SPIEGEL eine Anfrage dazu an das Unternehmen verschickt hat, lässt es den Bot anders antworten. Er empfiehlt auf die Frage nun, sich medizinischen Rat zu suchen – »Pass auf dich auf«.

Eine Sprecherin des Unternehmens sagt: »Essstörungen sind eine ernst zu nehmende Erkrankung, und unser größtes Mitgefühl gilt allen Betroffenen. Wir werden künftig in sensiblen Bereichen wie diesem keine Produktempfehlungen mehr aussprechen. Unsere Produkte richten sich bewusst an gesunde Menschen, die ihre Ernährung verbessern wollen – nicht an Personen, die sich in therapeutischer Behandlung befinden.«

Gefragt, ob Christian Wolf glaube, dass die Produkte von »More« für Essgestörte geeignet seien, gibt er sich als Diät-Guru mit beschränkter Haftung: »Sie sind nicht die alleinige Lösung. Aber sie können ein Baustein auf dem Weg der Genesung sein.«

Ein Dorf in der Oberpfalz, im April 2025. In einer Einzimmerwohnung lebt Katrin Schüßlbauer. Unter ihrem Schreibtisch steht ein kleines Laufband, ein sogenanntes Walking Pad. Vor dem Waschbecken in ihrem Badezimmer steht eine digitale Personenwaage. Schüßlbauer ist 28 Jahre alt, Studentin und wog mal 150 Kilogramm. Mittlerweile hat sie über 65 Kilo abgenommen. Sie passt genau in die Zielgruppe von »More Nutrition«. Wie Wolf war sie bereits als Kind übergewichtig. Und wie die meisten »More«-Kunden ist sie eine, die am liebsten noch ein bisschen abnehmen möchte.

Im Sommer 2023 habe sie auf Instagram immer mehr Werbung von »More« entdeckt,

so erzählt sie das. Es seien vor allem Influencerinnen gewesen, die ihr versprachen, mit den Produkten einfach und genussvoll abnehmen zu können, ohne Verzicht. Wolfs Unternehmen hat die Methode Influencer-Marketing perfektioniert, und eine Armada von großen und kleinen Influencer-Konten macht Werbung für »More«-Shakes.

»Ich hatte total die Hoffnung, dass das klappt«, sagt Schüßlbauer.

Am 9. Juli 2023 bestellt sie für 91,28 Euro im Onlineshop von »More Nutrition«. Zwei Wochen später wieder, für 116,87 Euro. Ein Jahr lang bestellt sie wieder und wieder.

Insgesamt knapp 700 Euro gibt sie für Light-Soßen, Getränkesirups, Proteinpulver und kalorienreduzierte Chips aus. Für sie als Studentin sei das viel Geld gewesen. »Das klingt halt alles so vielversprechend«, sagt sie. »Abnehmen ohne Verzicht. Und die ›More‹-Influencer suggerieren einem die ganze Zeit: Bei den anderen klappt es auch.«

Abgenommen habe sie mit »More« nicht, sagt sie. Mehr noch: Während der Zeit, in der sie die »More«-Produkte nutzte, litt sie laut eigenen Aussagen extrem unter Essanfällen.

Schüßlbauer hat eine diagnostizierte Binge-Eating-Störung. Ihr zuweilen starkes Übergewicht lag auch an den unkontrollierten Essattacken. Die Ersatzprodukte von »More« hätten die Anfälle erst recht getriggert, sagt sie. Jede Diät löse das bei ihr aus. Auch wenn Wolf etwas anderes nahelegt: Studien zeigen, dass restriktives Essverhalten ein zentraler Risikofaktor für das Auftreten und Verstärken von Essanfällen ist.

Die Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen berichtet, dass sie »von Verbraucher:innen immer wieder Beschwerden zu Christian Wolf und ›More Nutrition‹« bekomme. Bereits 2024 hat die Organisation ein Urteil wegen irreführender Werbung für eine Protein-Brownie-Backmischung gegen »More« erstritten. Weitere rechtliche Schritte seien aktuell nicht geplant – einfach nur, weil es so viele Beschwerden gegen andere Unternehmen gebe. Man behalte sich weitere rechtliche Schritte vor, heißt es von einer Rechtsanwältin der Organisation. »Da wir bei ›More Nutrition‹ weiterhin häufig Werbung mit Gesundheitsbezug sehen, die wir für unzulässig halten.«

»Im betreffenden Instagram-Post fehlte lediglich die Wiederholung eines bereits auf dem Produkt selbst und der Produktseite klar angegebenen Vergleichs«, sagt eine Sprecherin für »More« zum Urteil. Selbstverständlich berücksichtige man gerichtliche Hinweise und passe formale Details an, wenn erforderlich. Weitere Beschwerden oder Fälle unzulässiger Werbung seien dem Unternehmen nicht bekannt, man würde einen »produktiven Austausch« begrüßen.

In Europa gibt es Regeln, welche gesundheitsbezogene Werbung für Lebensmittel erlaubt ist. Die Verbraucherschutzorganisation Foodwatch beobachtet seit Jahren, dass im Netz gegen diese sogenannte Health-Claims-Verordnung der EU verstoßen wird.

Dario Sarmadi von Foodwatch sieht bei Ernährungstipps von Influencern ein »Vollzugsdefizit«. »Bei jeder Lebensmittelverpackung wird von den Behörden hierzulande strenger kontrolliert als bei den Social-Media-Postings, ob darauf falsche oder überzogene Werbeaussagen stehen.« Man sehe grundsätzlich, dass Influencer »wissenschaftlich kaum fundierte Gesundheitsversprechen mit ihren Produkten machen und dabei gegen geltendes EU-Recht verstoßen«. Das treffe auch auf Abnehmversprechen der Marke »More Nutrition« zu, sagt Sarmadi.

»More« sagt zu den Vorwürfen der Verbraucherschützer: »Aufgrund der Vielzahl an Content-Creators, die jeden Tag aus Leidenschaft Inhalte rund um ›More‹ kreieren, können wir uns nicht zu einzelnen Statements aus Videos äußern, die erhoben worden sein könnten oder auch nicht.« Grundsätzlich sei es ihnen wichtig, ordnungsgemäß vorzugehen.

»More«-Gründer Christian Wolf reagiert auf Kritik im Netz zuweilen weniger diplomatisch, sogar empfindlich. Er kann dann ungemütlich werden. Auf einen Kommentar, in dem eine Instagram-Nutzerin ihm kürzlich vorwarf, seine Produkte würden Essstörungen fördern, antwortete er, dass man merke, die Nutzerin könne nicht von der Wand bis zur Tapete denken. Dass er schon Hunderttausenden geholfen habe, gesünder zu werden. »Auch wenn deine fühli fühlis vielleicht anders sind.«

Eine andere Nutzerin beschimpfte er: »Manchmal fragt man sich: Ist bei ihr jemand zu Hause? Bei so viel Dummheit.«

Wolf sagt dazu: »Ich bin an einem offenen, inhaltlichen Diskurs interessiert.« Seiner Ansicht nach würden Accounts auch ihn angreifen. Um von seiner Reichweite zu profitieren.

Die öffentlichen Scharmützel münden teils in rechtliche Auseinandersetzungen. Dem SPIEGEL liegen mehrere juristische Schreiben vor, die diverse Kleinkriege von Wolf gegen Journalisten oder Content Creators belegen.

Sebastian Lock / DER SPIEGEL

Studentin Schüßlbauer

Anfang des Jahres lieferte er sich einen juristischen Schlagabtausch mit der freien Wissenschaftsjournalistin Sanaz Saleh-Ebrahimi. Sie hatte für Zeit Online darüber geschrieben, dass Sucralose Studien zufolge beim Erhitzen über 120 Grad möglicherweise krebserregend sei. Sucralose ist eines der Süßungsmittel, auf die »More« setzt. Man solle es zum Backen verwenden, wird auf deren Website geworben, das sei unbedenklich.

Wolf sah womöglich einen Teil seines Business gefährdet. Er veröffentlichte jedenfalls ein Video, in dem er über eine mögliche Verschwörung der Zuckerlobby gegen ihn sprach – und spekulierte, ob Saleh-Ebrahimis Kritik an »More« etwas damit zu tun haben könne. »Wolf wollte mich einschüchtern und meine Glaubwürdigkeit infrage stellen«, sagt die Journalistin.

Wolf sagt: »Ich habe nie sagen wollen, dass Frau Saleh-Ebrahimi von der Zuckerlobby beauftragt wurde.« Es sei nur seiner Ansicht nach wissenschaftlich umstritten, was die Journalistin schreibt.

Christian Wolf profitiert von derlei Aufregern. Wenn es um das Thema Adipositas gehe, könnten Kontroversen ihm und anderen auch Reichweite verschaffen, sagt er. Es gebe diverse »More«-Kunden, die dadurch erst auf die Produkte aufmerksam würden. »Die sagen mir: Hey, ich bin durch einen Streit auf dich gestoßen. Ich fand dich eigentlich voll doof, aber deine Diät fand ich dann interessant und habe sie probiert«, sagt Wolf. »Und – whoopdifuckingdu – es hat funktioniert.«

Mit »More Nutrition« hat Wolf eine der erfolgreichsten deutschen Marken der Branche gebaut. Wie sehr er finanziell davon profitiert, wenn das Business von »More« boomt – darüber redet er nicht so gern. Einen Teil seiner Anteile an The Quality Group, dem Unternehmen hinter »More«, verkaufte er 2022 an den großen europäischen Finanzinvestor CVC, der heute die Mehrheit an der Firma hält. Er konzentriere sich heute auf das, was ihm Spaß mache.

Handelsregisterauszüge zeigen, dass Christian Wolf an einer komplexen, luxemburgischen Firmenstruktur beteiligt ist, die hinter The Quality Group steht. Sie ist im Wesentlichen mit dem Einstieg von CVC entstanden. Wie groß die Anteile sind, will Wolf nicht sagen. Er behauptet sogar, es nicht genau zu wissen. »Generell beschäftige ich mich wenig mit Finanzen.« Den Verkauf an CVC habe damals sein Vater für ihn verhandelt. »Ich habe noch nie eine Rechnung geschrieben, eine Banküberweisung getätigt oder eine Steuererklärung gemacht. Ich habe nicht mal Onlinebanking«, sagt Wolf.

Nur so viel will er übers Geschäftliche sagen: Schon heute könne er für den Rest seines Lebens von Dividenden leben und all seine Freunde, ohne darüber nachzudenken, auf Reisen und Essen einladen. »Wenn wir irgendwann einen Börsengang machen oder CVC das Unternehmen verkauft, dann wird dabei hoffentlich noch etwas für mich abfallen.«

Vicky Bargel, Max Hoppenstedt
Mitarbeit: Marvin Milatz, Friederike Röhreke ■

David Klammer / DER SPIEGEL (2)

Lost in Trans*lation

DIVERSITÄT Deutsche Konzerne schmückten sich jahrelang mit Vielfalt, Gleichstellung, Frauenförderung. Jetzt zieht Donald Trump sie in einen Kulturkampf hinein. Viele Manager wirken ratlos.

Wie geschmeidig Konzerne mitunter ihre Werte handhaben, kann man bei T-Mobile sehen. Gerade fünf Jahre ist es her, da engagierte sich die US-Tochter der Deutschen Telekom plötzlich stark für DEI. Das Akronym steht für Diversity, Equity, Inclusion, also für Vielfalt, Gleichstellung und Inklusion.

T-Mobile wollte damals den US-Konkurrenten Sprint übernehmen und brauchte die Zustimmung der Federal Communications Commission (FCC). 2020 gab es in Amerika noch Bonuspunkte bei Behörden, wenn man sich tolerant und offen zeigte. Also gründete T-Mobile in den USA zwei DEI-Beiräte und stellte Personalpolitik und Lieferketten diverser auf.

Kürzlich hat T-Mobile all das gestrichen. Denn die FCC untersteht jetzt dem Donald-Trump-Konfidenten Brendan Carr. Der droht, Deals von Firmen mit »ungerechten« DEI-Programmen zu blockieren. Und da T-Mobile mal wieder eine Übernahme plant, diesmal die strategisch wichtige Fusion mit dem Kabelnetzbetreiber Lumos, schrieb T-Mobile-Chefjurist Mark Nelson rasch einen Brief an den »ehrenwerten« Mr. Carr. Man werde alle »ungerechten Formen von Diskriminierung eliminieren«, versprach er. Nur noch im letzten Absatz des Briefs fand sich ein knappes Lippenbekenntnis für eine vielfältige Belegschaft.

Der deutsche Konzern und seine US-Tochter befinden sich seitdem nicht nur in verschiedenen Zeitzonen, sondern auch in verschiedenen Toleranzzonen. »Unterschiedliche Perspektiven und Hintergründe bereichern unser Unternehmen und machen uns besser«, sagte Tim Höttges, der Chef des Mutterkonzerns, auf der jüngsten Hauptversammlung in Bonn. Doch die politische Lage sei »komplex«. »Mir fällt es nicht leicht, den richtigen Weg zu finden.«

Vielen Firmen geht es ähnlich. Denn der neue US-Präsident hat neue Gräben in einem tiefgreifenden Wertekonflikt aufgerissen. Binnen Wochen haben seine Leute jahrzehntelange Bemühungen für Gleichheit und Gerechtigkeit in der Wirtschaft gerodet und betroffene Firmen massiv unter Druck gesetzt.

Die Unternehmen stecken dadurch in einem Dilemma. Wie konsequent können, sollen oder müssen sie ihre liberalen Werte verteidigen, wenn sie dafür Milliardenumsätze und die Jobs Tausender Menschen riskieren? Und welchen Druck bekommen sie von der Gegenseite, wenn sie Trumps Anti-Wokeness-Politik befolgen?

Trump unterschrieb bereits am ersten Tag seiner Amtszeit ein Dekret, das Firmen zwingen soll, ihre DEI-Programme abzuschaffen. Zugleich versucht er, eine umgekehrte Erzählung von Diskriminierung durchzusetzen. Er wettert unablässig gegen ein angebliches »Anti-Weißen-Gefühl«, gegen »verdeckten Rassismus« und »Genderwahn«.

Das DEI-Lager hält dagegen und ruft zum Boykott von Firmen auf, die vor Trump einknicken. Die Nichtregierungsorganisation Color of Change spricht von einer »Anti-Bürgerrechts-Agenda« und beschwört ein Endzeitszenario, in dem Menschen mit nicht weißer Hautfarbe praktisch wieder von der Wirtschaft ausgeschlossen seien.

Die Bewegung stand schon vor Trumps Wiederwahl an einem Kipppunkt. Seit den Sechzigerjahren hat sie viel erreicht – von John F. Kennedys Förderung benachteiligter Gruppen (»Affirmative Action«) über Lyndon Johnsons Diskriminierungsverbot für Geschäftspartner der US-Regierung bis zu Barack Obamas Dekret zur Förderung von Vielfalt in US-Behörden. In der Wirtschaft entstanden zahllose Diversitätsbeiräte, Mitarbeitenden-Netzwerke, Mentoring-Programme, Lieferkettenvorgaben und Umweltgerechtigkeitsprojekte. Sie verschafften benachteiligten Gruppen besseren Zugang zu Bildung und Arbeit, mehr Schutz vor Umwelt- und Gesundheitsrisiken und setzten einen sensibleren Umgang mit Sprache durch.

Zuletzt aber forderten Teile der DEI-Bewegung noch mehr. Der Rassismusforscher Ibram X. Kendi von der Boston-Universität erklärte »antirassistische Diskriminierung« zum »einzigen Heilmittel gegen rassistische Diskriminierung«. Man müsse privilegierte weiße Männer eine Weile gezielt benachteiligen, schrieb er. Nur dann könne man Ressourcen und Zugänge wirklich gerecht verteilen.

Das war selbst manchen linken Intellektuellen zu viel Gleichmacherei. Und die Trump-Seite nutzte es als Steilvorlage, um ihre Anti-Wokeness-Politik zu rechtfertigen – und gleich sämtliche Initiativen für Gleichheit zu bekämpfen, auch die gemäßigten.

In den USA wird die soziale Gerechtigkeitsfrage schon lange viel härter verhandelt als in Deutschland. Deutsche Firmen mit US-Geschäft waren deshalb schon vor Trumps Wiederwahl unter Druck. Nun ist die Lage noch heikler. Denn Trump will seine Sicht der Dinge auch weltweit durchsetzen.

US-Botschaften haben in mehreren EU-Ländern Briefe verschickt, in denen sie dortige Geschäftspartner zum Diversitätsstopp drängen – selbst wenn sie damit nationale

Michael Nigro / Pacific Press / Sipa / action press

Regierungsgegnerinnen im April in New York: Bewegung am Kipppunkt

Gesetze brechen. Auch in Deutschland hat die US-Botschaft rund zwei Dutzend Anti-DEI-Briefe versendet.

Für Europa wäre ein Einknicken der Firmen fatal. Denn US-Recht würde dann faktisch europäisches Recht brechen. Das spanische Arbeitsministerium ermahnt Firmen, divers zu bleiben – und droht andernfalls mit Ermittlungen. Die konservative Europaabgeordnete Verena Mertens nennt Trumps Vorstoß »wahnsinnig und übergriffig«. Die Grünenabgeordnete Alexandra Geese spricht von Angriffen auf Europas Souveränität.

Konzerne wie die Telekom, Lufthansa oder Siemens versuchen nun, sich in diesem transatlantischen Kulturkampf zu positionieren. Manche wirken überfordert, andere fühlen sich wie im falschen Film. Möglicher Titel: »Lost in Trans*lation«.

Am 11. April ging es in einer virtuellen Runde um genau diese Frage. Dax-Konzerne hatten sich zusammengeschaltet, unter anderem, um sich über die neuen DEI-Vorgaben auszutauschen. Viele Manager wirkten ratlos. Denn bislang ist nicht einmal klar, wen genau Trumps Furor trifft.

Offiziell gelten seine Dekrete für Firmen mit US-Staatsaufträgen. Und für solche, die Genehmigungen von US-Behörden benötigen. Doch die Rechtslage sei unklar, sagt Cawa Younosi, Geschäftsführer der Charta der Vielfalt, einer Initiative für Diversität in deutschen Unternehmen.

Die US-Regierung behaupte bislang ja nur, dass DEI-Programme illegal seien. Juristisch geklärt sei die Frage nicht. Unternehmen könnten dagegen klagen. Doch das würde lange dauern, und die Firmen könnten in der Zwischenzeit Aufträge verlieren. Daher sei die Auffassung der US-Regierung »de facto Rechtslage«. Einfach weil sie am längeren Hebel sitzt.

Auch Firmen, die die neuen US-Gesetze nicht direkt betreffen, sind verunsichert. Denn Trump wütet mitunter auf Social Media gegen einzelne Unternehmen. »Niemand hat Lust, ohne Not in einem seiner Posts zu landen«, heißt es bei der Deutschen Außenhandelskammer in Washington.

Also schalten manche erst mal in den Rückwärtsgang. Der Schweizer Roche-Konzern etwa hat seine globalen Frauen- und Minderheitenquoten ausgesetzt. Der Schweizer Pharmakonzern Novartis will den Einsatz von diversen Kandidatenlisten und Auswahlgremien im Einstellungsprozess für US-Stellen streichen. Ende März hat die DEI-freundliche Personalvorständin Negen Poovan-Münstermann das Unternehmen verlassen.

Auch beim SAP-Konzern, der in den USA Kunden in der öffentlichen Verwaltung hat, dürfte es Anpassungen geben. Man halte sich »in jedem Land an die lokalen Vorschriften«, sagt Vorstandschef Christian Klein. »Das trifft natürlich auch auf die USA zu, die zudem für uns ein sehr wichtiger Markt sind.« Zugleich wolle man weiter nach dem Prinzip »gleiche Chancen für alle leben«.

Daniel Kubirski / IMAGO

Lufthansa-Jet: »Lovehansa« soll weiterfliegen

Bei Siemens, deren Tochter Government Technologies Geschäfte mit der U.S. Navy und der U.S. Air Force betreibt, ist man gespalten. US-Mitarbeitende wollen Trumps Dekret Folge leisten, EU-Mitarbeitende an DEI-Grundsätzen festhalten. Letztlich werde man wohl versuchen, die eigene DEI-Politik umzubenennen, heißt es in Unternehmenskreisen, faktisch aber an ihr festhalten. Und dann hoffen, dass man damit durchkommt.

»DEI Hushing«, Diversitätsvertuschung, heißt diese auch bei anderen Firmen beliebte Strategie. Bei McDonald's nennen sie ihr Diversity-Team jetzt »Global Inclusion Team«, bei der UnitedHealth Group spricht man von einer »culture of belonging«. Die Großbank UBS hat das Kapitel zu Vielfalt aus ihrem Geschäftsbericht gestrichen.

Wieder andere Firmen geben sich kämpferisch. Europas größter Airlinekonzern Lufthansa will an seinem Diversity-Ansatz und der Frauenförderung in Führungspositionen festhalten, obwohl er über Fracht-, Technik- und Beförderungsdeals eng im US-Markt verflochten ist. Quoten für Aufsichtsrätinnen oder Schwerbehinderte seien in Deutschland gesetzlich vorgegeben, heißt es im Konzern. Daran halte man sich selbstverständlich. Auch der bekannte A320 »Lovehansa« mit Regenbogenfarben an Rumpf und Kopfstützen soll weiterfliegen.

Die Strategien gegen Trumps Diversitätsdaumenschrauben scheinen sich meist weniger nach ethischen Prinzipien zu richten als nach ordinärer BWL. Firmen mit viel US-Geschäft sind tendenziell folgsamer, Unternehmen mit DEI-affiner Kund- und Belegschaft aufmüpfiger. Insgesamt scheint der liberale Elan begrenzt. Was auch daran liegen könnte, dass sich DEI nicht immer lohnt.

Die Studienlage zum Thema ist widersprüchlich. Laut der Beratungsfirma McKinsey sind diverse Teams oft innovativer und profitabler. Laut einer Metastudie der Academy of Management, eines US-Berufsverbands für Management- und Organisationswissenschaft, können Vielfaltprogramme dagegen persönliche Konflikte anheizen und dadurch Kreativität und Teamleistung hemmen. Und laut »Harvard Business Review« haben spezielle Trainings zum Abbau von Vorurteilen oft kaum einen Effekt: Schon kurz nach den Schulungen fielen viele Mitarbeitende wieder in altes Klischeedenken zurück.

Die Wirtschaft ist selten so progressiv, wie sie sich inszeniert.

Das sind keine Argumente gegen Vielfalt. Die Forschungsergebnisse zeigen eher, wie komplex das Thema ist. Und wie undurchdacht die Programme der Firmen oft ausfallen. Laut neuerer Forschung erfordert mehr Vielfalt auch einen kompetenteren Umgang mit Unterschieden. Gerade in diversen Teams empfehle es sich, für mehr psychologische Sicherheit zu sorgen und klare Konfliktlösungsmechanismen zu etablieren. So weit aber wird in Firmen selten gedacht.

Das Einstehen für Diversität diene meist eher der Markenkommunikation, schreibt die Managementdozentin Kate Odziemkowska von der Toronto-Universität. Und die Wirtschaft ist selten so progressiv, wie sie sich inszeniert. Nach einer Analyse, die Odziemkowska kürzlich mit zwei Kollegen erstellte, haben die meisten der 500 umsatzstärksten US-Unternehmen die LGBTQ+-Bewegung erst dann klar unterstützt, als die gleichgeschlechtliche Ehe in den USA längst legal war. Jetzt, da sich der Wind dreht, ebbt das Engagement teils schnell wieder ab.

Der Wirtschaftsethiker Thomas Beschorner von der Universität St. Gallen spricht von »zeitgeistigen Wendemanövern«. Vielen Firmen fehle ein moralischer Kompass. Ohne diesen sei man wie ein Schiff, das »orientierungslos auf hoher See« segle. Manager müssten sich tiefer mit den eigenen Werten auseinandersetzen und ihre DEI-Programme verfeinern. Dann wären sie auch in einem wechselhaften politischen Klima standfester.

Tim Bartz, Martin Hesse, Katharina Koerth, Martin U. Müller, Benedikt Müller-Arnold, Stefan Schultz, Michael Stelzl ■

»Trump war freundlich«

SPIEGEL-GESPRÄCH Sein Konzern liefert Software an die US-Armee, er selbst hat einen Draht zum Präsidenten. SAP-Chef Christian Klein sagt: Von manchem in Amerika könnten sich die Deutschen eine Scheibe abschneiden.

Felix Schmitt / DER SPIEGEL

Klein, 44, ist SAP durch und durch. Geboren in Heidelberg, kaum 20 Kilometer vom Konzernsitz in Walldorf entfernt, fing der Betriebswirt 1999 als Werkstudent bei SAP an und stieg rasch auf. Nach zwei Jahren in Kalifornien wurde er 2014 Chief Controlling Officer, 2016 dann Chief Operating Officer. 2019 schließlich wurde der Vater von zwei Kindern Vorstandsvorsitzender, zunächst im Tandem mit der Amerikanerin Jennifer Morgan, ab 2020 als alleiniger CEO.

SPIEGEL: Herr Klein, nutzen Sie ein Wegwerfhandy, wenn Sie in die USA einreisen? Die EU-Kommission rät ihren Diplomaten dazu, damit sie keine Probleme mit der amerikanischen Justiz bekommen.

Klein: Nein, so etwas habe ich nicht.

SPIEGEL: Weil Sie sorglos sind?

Klein: Nein, weil ich noch Vertrauen in das System habe. Wir haben in den USA viele Kunden im öffentlichen und privaten Sektor, und diese Geschäftsbeziehungen sind weiterhin sehr, sehr gut. Die Amerikaner haben die Einreisemodalitäten gut digitalisiert. Man muss teilweise nicht einmal den Reisepass zeigen, Gesichtserkennung reicht. Lange Warteschlangen waren gestern. Davon könnte sich Deutschland etwas abschauen.

SPIEGEL: Weniger erfreulich ist der von Donald Trump angezettelte Welthandelskrieg. Wie sind Sie als Softwareproduzent davon betroffen?

Klein: Bisher nur indirekt, weil wir sehen, wie unsere Kunden damit zu kämpfen haben, und die Unsicherheit groß ist. Aber es gibt auch positive Effekte für uns.

SPIEGEL: Das hören wir eher selten. Was meinen Sie?

Klein: Unsere Software hilft Unternehmen, Zollkosten zu managen, Lieferketten widerstandsfähiger zu machen, in der Logistik, der Beschaffung. Da sind wir gefragt. Trotzdem hoffe ich, dass sich die Situation im Guten auflöst. Weniger Zölle würden allen helfen.

SPIEGEL: Spüren Sie, dass Kunden ihr Investitionsverhalten ändern?

Klein: Bisher nicht. Aber kein Unternehmen ist immun gegen eine Rezession.

SPIEGEL: Die EU-Kommission plant Gegenmaßnahmen zu den Zöllen und droht mit Steuern auf digitale Dienstleistungen von US-Konzernen wie Google, Amazon oder Netflix. Was halten Sie davon?

Klein: Das muss man sich genau anschauen. Wenn die EU-Kommission Hardware verzollt, entscheidet das nicht über die Wettbewerbsfähigkeit eines Unternehmens. Aber Steuern auf Hyperscaler …

SPIEGEL: … Anbieter globaler Cloud-Infrastrukturen wie Google oder Amazon, die Unternehmen mit gewaltiger Rechenleistung, Speicher- und Netzwerkkapazität versorgen …

Klein: … würden Europas Industrie hart treffen. Deswegen wäre es für alle am besten, wenn Handelsbarrieren abgebaut würden. Die EU hat angeboten, Zölle auf beiden Seiten abzuschaffen. Das ist ein guter Vorstoß. Schließlich ist die deutsche Wirtschaft in den letzten Jahren nicht gerade steil gewachsen.

SPIEGEL: Glauben Sie wirklich, dass der Zollstreit so versöhnlich enden wird?

Klein: Ich wache wie viele Menschen seit Wochen morgens auf und schaue als Erstes auf die Nachrichten der letzten Nacht. Wie das alles ausgeht? Ich weiß es nicht, bleibe aber optimistisch.

SPIEGEL: Haben Sie Trump getroffen, seit er wieder Präsident ist?

Klein: Ja. Es gibt einen runden Tisch von ausgewählten, vor allem amerikanischen Konzernchefs. Ich sitze mit dabei, weil SAP in den USA eine kritische Rolle spielt für die Wirtschaft und die öffentliche Verwaltung. Da gibt es einen engen Austausch, den ich mir auch in Europa intensiver wünsche.

SPIEGEL: Behandelt Trump Sie anders als Ihre US-Wettbewerber?

Klein: Ich empfinde es nicht so. Trump war freundlich. Es gab einen offenen Austausch über verschiedene Themen, etwa die Unsicherheit an den Märkten und die Inflation.

SPIEGEL: Ist der US-Präsident offen für Kritik in so einer Runde?

Klein: Ich würde es so zusammenfassen: Es war ein konstruktiver Austausch ohne Emo-

Das Gespräch führten die Redakteure Tim Bartz und Marcel Rosenbach.

tionen. Und es ist definitiv so, dass er zuhört und Feedback gibt.

SPIEGEL: Können Sie so gelassen bleiben, weil SAP in den USA in der öffentlichen Verwaltung große Kunden hat, auch die US-Armee? Oder macht Sie das angreifbarer für einen radikalen Protektionisten und Nationalisten wie Donald Trump?

Klein: Die US-Regierung vertraut auf SAP-Software und macht keinen Unterschied zwischen uns und heimischen Unternehmen. Wichtig ist nur, dass wir uns an die dortigen Standards halten. Die Ziele der Regierung sind schließlich die gleichen wie die von SAP: Verwaltung produktiver machen.

SPIEGEL: Ein Ziel, das Trumps Berater Elon Musk rabiat angeht.

Klein: Man kann viel kritisieren an Elon Musk und seiner Arbeit bei Doge …

SPIEGEL: … Musks Department of Government Efficiency, mit dem er wie ein Berserker durch Ministerien und Bundesbehörden pflügt, Zehntausende Mitarbeiter feuert und angeblich etliche Milliarden an Steuergeld einsparen will.

Klein: Die Art und Weise, wie er vorgeht, ist sicher kritikwürdig. Aber in Deutschland steht natürlich die Frage im Raum: Warum haben wir denn ein solch schwaches Wirtschaftswachstum? Das Land braucht Investitionen, aber ebenso dringend Bürokratieabbau. Wir müssen Prozesse vereinfachen und digitalisieren. Es geht nicht anders.

SPIEGEL: Trump hat Ministerien und Bundesbehörden in den USA per Dekret die sogenannten DEI-Programme für Vielfalt, Gerechtigkeit und Inklusion verboten, auch Unternehmen will er indirekt dazu zwingen. Entsprechende Briefe haben die US-Botschaften an europäische Konzerne verschickt. Haben Sie auch einen bekommen?

Klein: Ich kann dazu nur sagen, dass sich SAP in jedem Land, in dem wir tätig sind, auch an die lokalen Vorschriften hält. Das trifft natürlich auch auf die USA zu, die zudem für uns ein sehr wichtiger Markt sind. Dies ändert aber nichts an der Tatsache, dass wir weiter gleiche Chancen für alle leben.

SPIEGEL: Sprich: Sie sind eingeknickt.

Klein: Wir sind in 130 Ländern unterwegs und befolgen deren Regeln. Und wir setzen weiter auf Inklusion. Das geht in so einem globalen Konzern auch nicht anders, um die besten Entscheidungen zu treffen.

SPIEGEL: Aber was heißt das praktisch? Ändern Sie in Amerika das Wording und lassen DEI-Programme auslaufen?

Klein: Wir schauen mit unseren Anwälten gerade genau, was Trumps Executive Order vom 20. Januar für uns bedeutet. Aber schauen Sie: Wir müssen überall die Regeln einhalten. Auch in Deutschland, wo ein Frauenanteil von 30 Prozent im Aufsichtsrat vorgeschrieben ist. Es ist kein einfaches Thema, glauben Sie mir. Und letztlich sagen uns auch die Aktionäre: Lieber Christian, die USA sind für SAP der größte Markt, es ist wichtig, dass wir da weiterhin eine Rolle spielen. Wir können nicht sagen: Es sind ja nur die USA, wir ziehen uns zurück. Das wird nicht passieren

SPIEGEL: Hier unten am Eingang wirbt ein großer Aufsteller für »LGBTQ+ Equality«. Den müssten Sie in Amerika jetzt rasch abbauen und verstecken, oder?

Klein: Das sind genau die Sachen, die wir uns jetzt anschauen.

SPIEGEL: Sie waren in Ihrer Karriere selbst in den USA, SAP-Mitgründer Hasso Plattner lebt teilweise in Kalifornien. Was macht es mit Ihnen, wenn Sie die neue US-Regierung in ihrer Radikalität erleben?

Klein: Ich habe viele Freunde dort. Auch Menschen, die eingewandert sind und Unternehmen gegründet haben. Das macht mich schon nachdenklich. Ich vertraue aber auf das starke demokratische Fundament der USA. Wir fokussieren uns auf das, was wir beeinflussen können. Und die US-Regierung hat ja einen Punkt, wenn sie Bürokratie abbauen und Regularien entschlacken will. Da können wir mit SAP helfen.

SPIEGEL: Trump hat die Gründung des KI-Projekts »Stargate« angekündigt, das mindestens 500 Milliarden Dollar in die Infrastruktur für künstliche Intelligenz investieren und schon bald mehr als 100.000 neue amerikanische Arbeitsplätze schaffen soll. Wie weit ist das Projekt, das ja direkt ihre Geschäftsfelder betrifft? Und wieso ist SAP nicht dabei, anders als Ihr Erzrivale Oracle?

Klein: Wir sind nicht gefragt worden, aber ich wünsche mir, dass »Stargate« klappt. Denn das erhöht den Druck, auch in Deutschland und Europa eine Digitalisierungsoffensive zu starten. Damit meine ich nicht Steuergelder, die benötigt SAP nicht. Wir sind Europas größtes Techunternehmen und wünschen uns die gleichen Rahmenbedingungen wie in den USA, wo Entscheidungen schneller, konsequenter, einheitlicher getroffen werden. Das ist in Europa völlig anders.

SPIEGEL: Trump verspricht stets auffällig runde, gewaltige Zahlen: 500 Milliarden Dollar Investitionen, 100.000 Arbeitsplätze. Ist das nicht vor allem Show?

Klein: Ich kenne die Logik hinter den Zahlen nicht, ob es etwa 500 Milliarden Dollar an zusätzlichen Investitionen sind oder bereits geplante eingerechnet werden. Wichtiger ist, Zeichen zu setzen für eine Digitalisierungsoffensive, vor allem in der Verwaltung.

SPIEGEL: Wären Sie nicht SAP-Chef, sondern Gründer: Würden Sie statt in Deutschland lieber in Trumps Amerika loslegen?

Klein: Dafür gibt es viele Gründe. Gerade aus dem Silicon Valley heraus lassen sich Geschäftsmodelle schnell finanzieren und skalieren, um dann weltweit zu wachsen. Das ist in Deutschland mit Sicherheit nicht so einfach.

SPIEGEL: Glauben Sie, dass das so bleibt, obwohl Trump die Grundfesten der liberalen, marktwirtschaftlichen und demokratischen Ordnung schleift?

Klein: Ich denke schon. Natürlich ist die Lage herausfordernd. Aber auch die US-Regierung weiß, dass Amerika ein attraktiver Standort bleiben muss, damit die Wirtschaft wachsen kann. Und das hängt maßgeblich von der Technologiebranche ab. Kluge Köpfe werden weiter ihr Glück in den USA suchen.

SPIEGEL: Sie haben Leistungsbewertungen bei SAP eingeführt. Das löste Unruhe aus. Haben Sie den Widerstand unterschätzt?

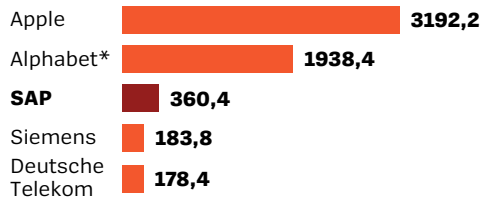
Klein: Ich war überrascht, weil es ja ganz einfach ist: Wir sind mit SAP das einzige große europäische Techunternehmen. Alle unsere Wettbewerber kommen aus den USA und China, wo die Arbeitsmärkte und Arbeitsgesetze völlig anders aussehen und der Leistungsgedanke jeden Tag an erster Stelle steht. Da wird nicht lange diskutiert, sondern geschaut: Wer geht die Extra-Meile? Wir sind in einer schnellen, hoch kompetitiven Branche, wir müssen Leistung bringen. Dieses Denken will ich wieder stärker bei SAP verankern.

SPIEGEL: Gesellschaftlich liegt das nicht unbedingt im Trend. Bräuchte der Standort auch wieder mehr Leistungsdenken?

Klein: Absolut, egal ob im Sport, in der Musik, in der Schule oder der Universität. Wenn ich mir meine Kinder anschaue: Natürlich könnte ich ihnen vieles geben, vieles ermöglichen, vieles abnehmen. Aber hilft ihnen das im späteren Leben?

Gewaltiger Abstand

Marktkapitalisierung ausgewählter Unternehmen, in Milliarden Dollar



* unter anderem Google

S • Quelle: LSEG Datastream; Stand: 30. April 2025

Samuel Corum / UPI / IMAGO

US-Staatschef Trump

Berliner Koalitionäre Friedrich Merz, Markus Söder, Lars Klingbeil

Florian Gaertner / photothek.de / picture alliance

SPIEGEL: Was ihre Startchancen angeht: ziemlich sicher.

Klein: Später mit Sicherheit nicht, denn auch sie werden Leistung zeigen müssen und Durchsetzungsfähigkeit, wahrscheinlich mehr als unsere Generation. Wir müssen aus meiner Sicht wirklich achtgeben, denn wir stehen in einem internationalen Wettbewerb. Und fast überall in der Welt wird Leistung vorausgesetzt und positiv betrachtet, nicht als Zumutung oder etwas Schlechtes. Es ist normaler Teil der Unternehmenskultur. Da müssen wir wieder hin.

SPIEGEL: Ist Ihnen Deutschland zu gemütlich geworden?

Klein: Es fehlt jedenfalls an Risikobereitschaft, ungemütliche Entscheidungen zu treffen. Es gibt in Deutschland ja beispielsweise in allen Bundesländern Datenschutzbeauftragte, die haben alle valide Fragen und Einwände. Aber wie soll ein Gründer, der ein KI-Modell entwickeln will, alles überall aufs Neue durchdiskutieren, bis er loslegen kann? Hinzu kommen unflexible Arbeitsgesetze und mangelnde Leistungsbereitschaft. Dass Start-up-Unternehmer, die irgendwann an die Börse wollen, dann in die USA oder nach Asien gehen, verstehe ich total.

SPIEGEL: Was erwarten Sie da von der neuen Regierung?

Klein: Mir ist schon während der Koalitionsverhandlungen positiv aufgefallen, dass es einen spürbaren Willen zur Veränderung gibt und dass Feedback aus der Industrie eingeholt wurde, auch von anderen Unternehmen. Das Thema Digitalisierung hat überragende Bedeutung für den Standort. Und das ist richtig so, denn Digitalisierung wird die Basis für Fortschritte in allen Bereichen, zum Beispiel einen modernen Staat, eine wettbewerbsfähige Wirtschaft, Effizienz in der Verteidigung und vieles mehr.

SPIEGEL: Was muss Karsten Wildberger, Chef des neuen Digitalministeriums und bisheriger Vorstandschef der MediaMarkt/Saturn-Gruppe, zuerst anpacken und umsetzen? Kennen Sie ihn?

Klein: Ich kenne Herrn Wildberger noch nicht persönlich, aber ich freue mich auf die Zusammenarbeit. Er hat das richtige Profil für diese Aufgabe, da er aus der Wirtschaft kommt und über Fachexpertise verfügt. Ich hoffe, dass er als Digitalminister schwierige, aber notwendige Entscheidungen trifft und diese im Kabinett durchsetzt. Bürokratie verschwindet ja nicht wundersam, auch nicht durch KI. Alte Prozesse müssen zentralisiert, vereinfacht oder abgeschafft werden. Das braucht Überzeugungsarbeit und macht nicht immer beliebt. Der Unterstützung der SAP als größtem europäischen Techunternehmen kann er sich dabei sicher sein.

SPIEGEL: Hätten Sie Lust gehabt?

Klein: Eine hoch spannende Position, keine Frage. Man hat mit Prozessen und IT zu tun, mit Transformation in großem Stil. Aber ich bin mit SAP ganz gut ausgelastet, hierauf liegt mein Fokus.

SPIEGEL: Deutschland soll auch digital souverän werden. Sie haben Delos gebaut, eine unabhängige Cloud für die öffentliche Verwaltung.

Klein: Wir haben mit Partnern ein erstes Rechenzentrum errichtet, das wir bald eröffnen, aus eigenen Investitionen, ohne Steuergelder.

»Es fehlt in Deutschland an Risikobereitschaft, ungemütliche Entscheidungen zu treffen.«

Es ist die Extremform einer souveränen Cloud und hat keinerlei Anbindung an ein globales Netzwerk, so etwas haben wir noch nirgends gebaut.

SPIEGEL: Tatsächlich arbeiten Sie da mit dem US-Giganten Microsoft zusammen. Wie souverän ist Delos wirklich?

Klein: Unsere Tochter Delos ist der Betreiber, die Daten bleiben in Deutschland, Microsoft ist lediglich Software-Sublieferant. Was mir bei dieser Diskussion um Open-Source-Alternativen immer zu kurz kommt: Sie sollten schon wettbewerbsfähig und sicher sein.

SPIEGEL: Die Telekom hat es schon vor zehn Jahren mit einer souveränen Cloud aus Deutschland versucht und sie mangels Nachfrage schnell wieder eingestellt. Lässt sich das wirtschaftlich betreiben?

Klein: Natürlich bedeutet mehr Souveränität mehr Komplexität und zusätzliche Kosten. Aber wir sehen das Potenzial am Standort Deutschland. Wir sind in Gesprächen und sicher, dass wir viele Länder und den Bund dazu bewegen können, neben ihren SAP-Anwendungen auch weitere darüber zu betreiben.

SPIEGEL: Wenn auch die neue Bundesregierung die Transformation nicht hinbekommt: Ist es denkbar, dass sich SAP nach einem anderen Hauptstandort umsieht?

Klein: Am Ende müssen wir schauen, dass wir im Wettbewerb bestehen. Dazu gehört immer die Frage: Sind wir an diesem Standort noch wettbewerbsfähig? Wir würden unseren Job nicht machen und auch unseren Mitarbeitern nicht gerecht, wenn wir nach dem Motto »Augen zu und durch« vorgingen. Daher sind wir im Austausch mit der Regierung und mit der Europäischen Union, um die Standortbedingungen zu verbessern. Wir sehen aber auch Europas Vorteile: den großen Wissensschatz unserer Mitarbeiter, ihre Loyalität, großartige Kooperationen mit Universitäten. Das wollen wir ungern aufgeben.

SPIEGEL: Das klingt nicht nach einem klaren Bekenntnis …

Klein: Wir stehen zum Standort Deutschland, aber schauen Sie sich die Technologiebranche an. Viele früher große Namen existieren gar nicht mehr. Auch unser aktueller Erfolg bedeutet nicht, dass er zehn Jahre währt. Diese Branche ändert sich so rasend schnell, dass wir es uns nicht leisten können, die Welt ringsum auszublenden. Gerade SAP muss mit US-Wettbewerbern mithalten, und dieser Wettbewerb ist hart.

SPIEGEL: Es gibt halt Industrien, die mehr Jobs schaffen und daher mehr Aufmerksamkeit bekommen von der Politik.

Klein: Ja, aber genau dieser Blickwinkel ist zu eng und gefährlich, denn von der Digitalisierung leben am Ende alle Industrien. Wir setzen darauf, dass die neue Bundesregierung das erkennt und endlich bessere Tech-Rahmenbedingungen schafft.

SPIEGEL: Herr Klein, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

Rainer Zitelmann
2075
Wenn Schönheit
zum Verbrechen wird
Roman · 288 Seiten
Hardcover mit Schutzumschlag
ISBN 978-37844-3748-4
22 € [D] · 22,70 € [A] · 30,50 CHF
Auch als E-Book erhältlich

Ein Roman für alle, die Freiheit lieben

Das Jahr 2075: Der Kampf für Gleichheit findet ein neues Ziel. Eine radikale Gerechtigkeitsbewegung, »Movement for Optical Justice« (MOVE) wendet sich gegen die ungleiche Verteilung von Schönheit. Attraktive Frauen genössen unverdiente Privilegien im Berufs- wie Privatleben. Darum: »Schönheit ist ungerecht.« Eine so spannende wie aktuelle Abrechnung mit dem Gleichheitswahn, der in der Tradition steht von Romanen wie »1984«, »Atlas Shrugged« und »Brave New World«.

Leseproben und ein Gewinnspiel, an dem Sie teilnehmen können, wenn Sie das Buch jetzt vorbestellen, finden Sie unter: https://schoenheit-2075.de/

Magdalena Chodownik / Anadolu / picture alliance

Am Rand der Militärparade in Ho-Chi-Minh-Stadt bejubeln Zuschauer Soldaten. Zehntausende Vietnamesen feierten am 30. April den 50. Jahrestag des Kriegsendes. 13.000 Menschen nahmen an der Parade teil, darunter Truppen aus China, Laos und Kambodscha. Mit der Eroberung von Ho-Chi-Minh-Stadt, damals Saigon, durch nordvietnamesische Truppen endete 1975 der Vietnamkrieg. In dem Konflikt kämpften die USA an der Seite Südvietnams gegen die Ausbreitung des Kommunismus. Millionen Vietnamesen starben.

Kanadas süße Rache

ANALYSE Wie die Annexionsfantasien von Trump dem Liberalen Mark Carney zum Wahlsieg verhalfen

Noch Anfang des Jahres sah es so aus, als würde die Macht der liberalen Partei in Kanadas Hauptstadt Ottawa nach fast zehn Jahren gebrochen werden. Premierminister Justin Trudeau hatte seinen Rückzug vom Posten des Premierministers angekündigt. Sein blasser Nachfolger Mark Carney wirkte wie ein Zählkandidat gegen den Konservativen Pierre Poilievre, der mit seiner brachialen Rhetorik und seinem Populismus eine neue Ära für Kanada versprach.

Aber am Wahlabend triumphierte der 60-jährige Ökonom Carney, der sich mit seiner eher nüchternen Art nicht nur als Gegenmodell zu Poilievre präsentiert hatte, sondern auch als ein Mann, der US-Präsident Donald Trump die Stirn bieten kann.

Wohl noch nie zuvor war eine kanadische Parlamentswahl vom Nachbarn im Süden so beeinflusst worden. Donald Trump hat erklärt, das Nachbarland zum 51. Bundesstaat der USA machen zu wollen. Mit seiner haarsträubenden, neoimperialen Kampagne hat er sich jedoch verrechnet und in Kanada einen bisher noch nie gekannten Nationalstolz angefacht.

Laut einer Umfrage von Ende März lehnen es fast 80 Prozent der Kanadier ab, Teil der Vereinigten Staaten zu werden. Trumps Drohungen haben offenbar viele Bürger daran erinnert, was sie an ihrem eigenen Land haben: nicht nur ein sozialeres Gesundheitssystem, sondern auch strengere Waffengesetze und ein weniger giftiges politisches Klima.

Am Ende hatten offenkundig viele Kanadier das Gefühl, dass sie in der gegenwärtigen Lage lieber von einem rationalen, wenn auch etwas langweiligen Politiker geführt werden wollen. Poilievre erinnerte sie vermutlich zu sehr an den emotionsgetriebenen Populisten in Washington.

Der liberale Wahlsieger Carney steht nun allerdings vor großen Aufgaben. Vor allem muss er das Kunststück fertigbringen, sich mit einem amerikanischen Präsidenten zu arrangieren, gegen den er sich im Wahlkampf klar positioniert hat. Beide Länder teilt eine 8900 Kilometer lange Grenze; drei Viertel aller Exporte gehen in die Vereinigten Staaten. Ein dauerhafter Handelskrieg würde das Land in eine tiefe ökonomische Krise stürzen. René Pfister

Dunkler Montag

SPANIEN/PORTUGAL Um 12.33 Uhr erloschen am Montag im gesamten Südwesten Europas die Lichter. Beinahe die gesamte Iberische Halbinsel blieb bis in den späten Abend hinein ohne Strom. Ein Szenario wie aus einem Horrorfilm. Das Mobilfunknetz fiel aus. U-Bahnen und Züge standen still. Handyakkus konnten nicht aufgeladen werden. Der dunkle Montag führte den Europäern die Verwundbarkeit moderner Gesellschaften vor Augen. Er stellte Spanier und Portugiesen auf die Probe – und die reagierten besonnen. Wo nichts mehr funktionierte, wurde improvisiert. Im Arganzuela-Viertel in der spanischen Hauptstadt Madrid fuhren Aufzüge nicht mehr, also halfen die Jüngeren den Älteren beim Treppensteigen. Anwohner verteilten Wasser. Weil Kreditkarten nicht funktionierten, wurde Bargeld gezählt. In Lissabon stiegen einige kurzerhand auf Tauschhandel um: Eier gegen Kerzen. Wo Ampeln ausfielen, regelten bisweilen Passanten den Verkehr. In Spanien nutzten Politiker den Ausnahmezustand zwar umgehend für politischen Streit. Oppositionschef Alberto Núñez Feijoo forderte den Einsatz der Armee und warnte Premier Pedro Sánchez: Zum Stromausfall dürfe nicht noch ein Kommunikationsversagen kommen. Doch die Bürger ließen sich nicht nervös machen. Weder in Spanien noch in Portugal gab es Plünderungen. Viele fühlten sich an die ersten Tage der Coronapandemie erinnert, eine erzwungene Auszeit. Damals machte sich nach einigen Wochen entnervte Gereiztheit breit. Der historische Stromausfall hingegen endete bereits am selben Abend. Als die Lichter angingen, wurde vielerorts gejubelt. Es war Freude über das Ende des Ausnahmezustands, aber auch die Erleichterung, ihn so gut bewältigt zu haben. KGP, SLÜ

Schwächelndes Regime

IRAN Auch Tage nach der Explosion im Hafen von Bandar-e Abbas in Iran war der Brand nicht vollständig gelöscht. Die Katastrophe hat einen strategisch wichtigen Punkt getroffen. Die Suche nach ihrer Ursache nährt Spekulationen. Der Containerterminal Schahid Radschai ist der wichtigste Hafen Irans. Am 26. April kam es dort zu einer gewaltigen Explosion. Mindestens 70 Menschen starben, mehr als 1200 weitere wurden verletzt. Noch während der Löscharbeiten erklärte die Regierung, Fahrlässigkeit habe die Explosion ausgelöst, und präsentierte Verdächtige. Gerüchte über einen israelischen Sabotageakt dürften damit nicht verstummen. Selbst Irans Staatsoberhaupt Ali Khamenei hatte zunächst eine gezielte Tat nicht ausgeschlossen. Abwegig wäre eine Operation der Israelis nicht. Am Hafen von Bandar-e Abbas werden 85 Prozent der iranischen Waren umgeschlagen. Zudem sollen von dort aus Waffen an Verbündete geliefert werden. Bereits 2020 sorgte ein Cyberangriff für Betriebsstörungen. Der israelische Geheimdienst Mossad schlägt immer wieder auf iranischem Gebiet zu. Im vergangenen Jahr offenbarte der tödliche Anschlag auf Hamas-Führer Ismail Haniyyeh die Schwäche Teherans. Für die Sabotagetheorie spricht laut ihren Anhängern auch der Zeitpunkt der Explosion. Die Detonation ereignete sich am selben Tag, an dem in Oman iranische und amerikanische Unterhändler über das Atomprogramm verhandelten. Möglicherweise habe Israel eine Warnung senden wollen, glauben manche. Unabhängig davon, welche Erklärung sich als richtig erweist, steht das ohnehin geschwächte Regime in Teheran einmal mehr schlecht da. ASC

Hafen von Bandar-e Abbas

Iranian Presidency / EPA

Zerstörung in Gaza

Eyad Baba / AFP

»So frustrierend, dass wir nicht mehr helfen können«

Save the Children

Georgia Tacey, 47, leitet die Programme von Save the Children in Gaza. Hier berichtet die Australierin, was die Blockade für die Menschen vor Ort bedeutet.

Seit acht Wochen lässt Israel keine Lebensmittel, keinen Strom und keinen Treibstoff mehr in den Gazastreifen. Es ist die längste Blockade seit Kriegsbeginn. Premier Benjamin Netanyahu will damit erreichen, dass die Terrororganisation Hamas die verbliebenen Geiseln freilässt und die Waffen niederlegt.

»Wir beobachten einen enormen Anstieg der Unterernährung bei Kindern und Müttern. Unsere Ärzte sagen, dass sie drei- bis viermal so viele Fälle sehen wie zuvor. Aber das Problem ist vermutlich weitaus schlimmer. Denn weil wir an einigen unserer 15 Standorte keine Nahrungsergänzungsmittel mehr ausgeben können, kommen viele Familien erst gar nicht. Momentan können wir nur rund 50 Kinder pro Tag versorgen, vorwiegend rund um unser Warenlager herum – vor der Hilfsblockade waren es Hunderte.

Sehr bewegt hat mich die Begegnung mit einer Mutter, die sich angestellt hatte, um ihre Kinder auf Unterernährung untersuchen zu lassen. Ich nahm der Mutter das Baby ab und sagte, wie hübsch es sei. Und sie erwiderte, dass dieses kleine Mädchen bis vor zwei Tagen einen Zwillingsbruder hatte, der gestorben sei, weil sie ihn nicht stillen konnte; sie selbst war unterernährt. Und das ist nur eine von Millionen Geschichten. Deshalb ist es so frustrierend, dass wir nicht mehr helfen können.

Ein Grund dafür ist die Blockade der Hilfslieferungen, der andere Grund sind die Angriffe des israelischen Militärs. Wir können das, was wir noch haben, nicht verteilen, weil Israel uns keine Garantie dafür gibt, dass wir uns sicher bewegen können.

Wir machen nur noch das, was entscheidend ist, um die Hilfe aufrechtzuerhalten. Aber eigentlich ist hier natürlich alles entscheidend. Wenn kein Nachschub in den Gazastreifen gelangt, dann müssen wir in drei Wochen unsere Arbeit einstellen.

Eine Geschichte, die nicht oft genug erzählt wird, ist die unserer eigenen Mitarbeiter. Vor 18 Monaten lebten sie noch in modernen Wohnhäusern, jetzt leben sie unter Plastikplanen, am Straßenrand oder unter eingestürzten Gebäuden. Sie brauchen jeden Tag zwei bis drei Stunden, um zur Arbeit zu kommen, mit Eselskarren oder zu Fuß. Und das, nachdem sie morgens Holz suchen mussten, um ein Feuer zu machen, um eine einfache Mahlzeit zuzubereiten, damit ihre Kinder etwas zu essen haben. Bevor sie zur Arbeit aufbrechen, schreiben sie den Namen der Kinder und ihre Telefonnummer auf deren Arme und Rücken, falls es einen Angriff gibt.« JVM

Präsident Macron im Ballsaal des Élysée-Palasts

Macrons Neuerfindung

Ein sonnendurchflutetes Büro im Élysée-Palast Mitte der vergangenen Woche. Doppelflügelige Fenster geben den Blick auf den Garten frei, der zum Pariser Amtssitz des Präsidenten gehört. Emmanuel Macron ist erst vor drei Tagen aus Rom zurückgekommen, von der Beisetzung des Papstes Franziskus.

In dem Büro, in dem goldfarbene Sessel und Sofas stehen, in diesen viel beschriebenen Pariser Kulissen der Macht, ist man überaus zufrieden mit dem vergangenen Wochenende. Und mit den Bildern, die es produziert hat. Darunter gibt es eine Aufnahme, die so nicht vorherzusehen war: Sie zeigt US-Präsident Donald Trump und seinen ukrainischen Amtskollegen Wolodymyr Selenskyj im Zwiegespräch im Petersdom.

Das Treffen der beiden Staatschefs in Rom war nicht geplant, es ergab sich spontan. Aber, so erzählen es Diplomaten in der französischen Hauptstadt, Frankreich habe seinen Anteil an dem Gespräch im Vatikan gehabt.

»Wir haben viel dafür getan, damit es zustande kommen konnte«, sagt einer von ihnen. Im Umfeld des französischen Präsidenten verbucht man das Gespräch als Ergebnis der eigenen diplomatischen Bemühungen. »Präsident Macron hat den US-Präsidenten in der letzten Zeit immer wieder ermutigt, Selenskyj noch einmal zu sehen. Als feststand, dass Trump nach Rom kommen würde, schlug er es ihm erneut vor.«

Niemand kann beurteilen, was solche Gespräche bewirken, ob und wie sehr sich Trump in seinem Denken beeinflussen lässt. Aber natürlich ist es sinnvoll, dass der US-Präsident neben der russischen Propaganda auch Stimmen aus der Ukraine zu hören bekommt. Stimmen aus dem Kriegsland.

Auf dem Rückflug in die USA äußerte Trump prompt bislang seltene Kritik an Wladimir Putin: Vielleicht halte ihn der russische Präsident ja nur hin und wolle kein Ende des Krieges, schrieb er auf der Plattform Truth Social. Am Mittwoch einigten sich die USA und die Ukraine nach langem Ringen auf die Einrichtung eines Wiederaufbaufonds, der der Regierung Washington auch Zugang zu ukrainischen Bodenschätzen gewähren soll.

Das Treffen in Rom war bereits das dritte zwischen Trump und Selenskyj, das offenbar auch auf Initiative von Macron zustande kam. Das erste Mal brachte Macron am 7. Dezember den damals noch nicht vereidigten US-Präsidenten und Selenskyj kurz vor der offiziellen Zeremonie zur Wiedereröffnung von Notre-Dame zusammen. In Ukrainefarben, mit gelber Krawatte zum blauen Anzug, saß Trump damals im Salon Doré des Élysée neben Macron und Selenskyj. Es war ein diplomatischer Überraschungscoup.

Danach, so erzählen sie es im Élysée, soll Macron gemeinsam mit dem britischen Premier Keir Starmer den unwilligen Trump bearbeitet haben, er möge den Ukrainer doch im Weißen Haus empfangen. Der Besuch kam zustande, aber endete im Fiasko: Trump demütigte Selenskyj öffentlich im Oval Office.

Seit der vergangenen Woche, so stellt man in Paris zufrieden fest, ist der Gesprächsfaden der beiden wieder aufgenommen. »Ich glaube, dass es uns gelungen ist, dank dieser Unterhaltung im Vatikan den Druck auf Russland zu erhöhen. Das war das Ziel«, sagte Macron vor wenigen Tagen gegenüber dem Magazin »Paris-Match«. Man müsse nun gemeinsam mit den Amerikanern den Ton gegenüber den Russen verschärfen, um einen Waffenstillstand zu erreichen. Er hoffe, Trump von möglichen Maßnahmen gegenüber Russland, einschließlich Sanktionen, überzeugt zu haben.

Frankreichs Staatschef rede inzwischen mehrmals pro Woche, manchmal sogar täglich mit Trump, so berichten es seine Berater. Mittlerweile rufe der amerikanische Präsident sogar direkt auf Macrons Mobiltelefon an. Das sei neu, in der ersten Amtszeit Trumps liefen alle Gespräche der beiden noch offiziell über das Weiße Haus. Trump melde sich bei Macron, wenn er sich über etwas ärgere, gern auch mitten in der Nacht. Erst kürzlich habe

FRANKREICH Emmanuel Macron galt als politisch erledigt. Doch nun will er Europa von den USA emanzipieren, gemeinsam mit Friedrich Merz.

Yoan Valat / EPA

er ihn um zwei Uhr morgens angerufen, um über die Ukraineverhandlungen zu sprechen.

Neben Italiens Premierministerin Giorgia Meloni und Ungarns Regierungschef Viktor Orbán ist Macron für die US-Regierung derzeit der wohl wichtigste Ansprechpartner in der EU. Zugleich koordiniert er, gemeinsam mit dem Briten Starmer, Europas Ukrainepolitik. Selenskyj vertraut ihm offenbar mehr als jedem anderen europäischen Politiker. In der Zeitenwende, die mit Trumps Amtsantritt in der internationalen Politik angebrochen ist, ist Macron zu einer Art Chefdiplomat in Europa aufgestiegen. Womöglich liefert er gerade das, was Deutschlands Noch-Kanzler Olaf Scholz einst nur versprochen hat: Führung. Unbedingt zu erwarten war das nicht.

Noch vor wenigen Monaten sah es so aus, als hätte sich Macron mit seiner einsamen Entscheidung, nach der verlorenen Europawahl im Juni das französische Parlament aufzulösen, ins Abseits manövriert. Von einem »Irrsinn, der droht zu einer Regimekrise zu werden« schrieb die Tageszeitung »Le Monde«, von einem »Chaos, wie es Frankreich seit 1962 nicht mehr erlebt hat«. In einer vierteiligen Serie beschrieb sie einen rätselhaften und narzisstischen Politiker, der sich im Élysée-Palast verbarrikadiere, weil die Franzosen ihn nicht mehr liebten.

Seit den Neuwahlen wird Frankreich von Regierungen mit wackligen Mehrheiten geführt. Der von Macron nominierte Premier Michel Barnier, einst Chefverhandler der EU in den Brexit-Gesprächen, wurde nach nur drei Monaten im Amt gestürzt. Seinem Nachfolger, dem Zentristen François Bayrou, kann ebenfalls jederzeit der Sturz drohen. Stärkste Einzelpartei im Parlament ist der Rassemblement National der Rechtspopulistin Marine Le Pen.

Französische Medien berichteten seit dem Spätsommer, Macron leide unter Depressionen, Weggefährten setzten sich von ihm ab. Sie zeichneten das Bild eines Präsidenten auf Abruf, der sich seiner eigenen, politischen Möglichkeiten beraubt habe und der bis zum Ende seiner Amtszeit nicht mehr viel bewirken könne. Ein einsamer König, dem die Höflinge davonlaufen.

Eines war bei all den Abgesängen auf den einstigen Hoffnungsträger richtig: Aufgrund der schwierigen innenpolitischen Lage blieb Macron nur noch die internationale Bühne, die Außenpolitik und die Verteidigung als Feld. Die französische Verfassung sowie die politische Praxis der Fünften Republik überlässt beides als »domaine réservé« dem Präsidenten, als Hoheitsgebiet. Und so erfand sich Macron im achten Jahr seiner Präsidentschaft als Außenpolitiker noch einmal neu.

»Macron scheint sein internationales Momentum wiederzuerlangen«, schrieb Rym Momtaz von der Denkfabrik »Carnegie Europe« bereits nach dem Dreiergipfel im Dezember mit Trump und Selenskyj im Élysée-Palast. Er überzeuge diesmal nicht durch ambitionierte Reden, sondern durch Diplomatie. Momtaz ist kein Macron-Groupie. Sie hat oft kritisch über den Präsidenten geschrieben. In einem Artikel für das Nachrichtenportal »Politico« verspottete sie ihn einst als »think-tanker-in chief«, als einen Mann, der vorgibt, vieles besser zu wissen, und hochtrabende außenpolitische Strategien entwirft, die sich aber nur schwer umsetzen lassen.

Das habe sich geändert, sagt Momtaz heute. »Er hält jetzt weniger große Reden, sondern konzentriert sich mehr darauf, Dinge in Bewegung zu bringen«, sagt sie. »Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass die Franzosen froh sein können, ihn in dieser geopolitischen Krise im Élysée zu haben.« Es sei geradezu paradox: Während Frankreich in einer Finanzkrise stecke und unter innenpolitischer Instabilität leide wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr, profiliere sich ebenjener Politiker, der für diese Lage maßgeblich verantwortlich sei, unbeeindruckt auf der Weltbühne.

Macron fällt es offenkundig leichter als anderen Staatschefs, auf den Epochenbruch,

den Trump ausgelöst hat, zu reagieren. Das mag auch daran liegen, dass er sich seit seinem Amtsantritt 2017 für ein handlungsfähiges Europa einsetzt, das sich von den USA löst, nicht zuletzt in der Sicherheitspolitik.

Womöglich hat der französische Präsident auch aus Fehlern der Vergangenheit gelernt. Er geht außenpolitisch deutlich diskreter vor als früher, nahezu geräuschlos. Und er stimmt sich mit europäischen Partnern ab. Das war nicht immer so. In Berlin galt Macron lange als jemand, der mit Alleingängen überraschte, anscheinend getrieben von dem Bedürfnis, heller zu strahlen als alle anderen. In ihrem Ärger über diesen Aktionismus übersahen die Deutschen, dass der französische Präsident oft das Richtige wollte.

Macron weiß, dass ihm nicht mehr viel Zeit bleibt. Zu den Präsidentschaftswahlen im April 2027 kann er nicht mehr antreten. Er darf jetzt keine Fehler mehr begehen, keine Vorstöße unternehmen, mit denen er Partner gegen sich aufbringt.

Zwar betonen seine Berater ständig, wie recht ihr Chef gehabt habe mit seinen Ansichten zu Europa, wie unverstanden er geblieben sei, Macron selbst aber achtet darauf, nicht als Besserwisser zu erscheinen. Stattdessen hat er eine solide Beziehung zu dem Briten Starmer aufgebaut. Die beiden haben in den vergangenen Monaten gemeinsam gleich eine Reihe von Gipfeltreffen ausgerichtet, mit EU-Staaten, aber auch Nato-Partnern wie Norwegen, Kanada und der Türkei.

Im März tagten 34 militärische Stabschefs in Paris, um über neue sicherheitspolitische Szenarien für Europa nachzudenken. Es war eine Premiere: Zum ersten Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs berieten sich die Militärs ohne die Beteiligung der USA. Der französische Sicherheitsexperte François Heisbourg vom International Institute for Strategic Studies bezeichnete das Treffen als eine beeindruckende Unabhängigkeitserklärung der Europäer.

Kurz darauf kamen 30 EU- und Nato-Vertreter im Élysée zusammen, um über einen Frieden in der Ukraine zu beraten. Briten und Franzosen plädierten für ausländische Truppen in der Ukraine, eine »reassurance force«, die einen Frieden absichern soll.

Macron vollzieht bei alldem einen Spagat. Er hält den Kontakt zu Trump, treibt aber gleichzeitig die Emanzipation Europas von den USA voran. »Es sind nicht Washington und Moskau, die über die Zukunft Europas entscheiden«, sagte er in einer Fernsehansprache an die Nation im März.

Seine diplomatischen Bemühungen beschränkt er dabei nicht allein auf die Ukraine. Im Libanon agierten französische Diplomaten im Hintergrund, um die Wahl des Militärs

Ukrainian Presidential Press Service / EPA

Ukrainian Presidential Press Service / EPA

Politiker Macron (r.), Selenskyj in Rom, bei Treffen mit Premier Starmer (hinten l.), Präsident Trump im Petersdom: Erfolgreiche Initiativen?

Blondet Eliot / ABACAPRESS / picture alliance

John Macdougall / AFP

Staatschef Macron bei Besuch verletzter palästinensischer Zivilisten in Ägypten, mit CDU-Chef Merz in Berlin: Es geht um sein Vermächtnis

In vielen Dingen sind sich Merz und Macron schon einig.

Joseph Aoun im Januar zum neuen Präsidenten zu befördern. Sehr viel früher als andere prangerte Macron Israels Krieg in Gaza an.

Vergangenen Monat unternahm er einen neuen Vorstoß in Nahost: Nach seiner Rückkehr aus Ägypten, wo er unter anderem verletzte Palästinenser in einem Krankenhaus besuchte, gab er bekannt, dass seine Regierung die Anerkennung Palästinas erwäge. Im Juni richtet Frankreich gemeinsam mit Saudi-Arabien eine Nahostkonferenz bei der Uno in New York aus.

Ob Macron mit seinen jüngsten Initiativen Erfolg haben wird, ob es ihm tatsächlich gelingt, Europa als geopolitischen Akteur neu aufzustellen, liegt nicht nur an ihm, sondern auch an seinen Partnern, nicht zuletzt an Deutschland.

Der Europapolitiker Clément Beaune, der den Präsidenten seit vielen Jahren eng begleitet, sagt, er denke oft darüber nach, was Macron als wichtigstes Erbe hinterlassen werde, wovon seine »legacy« geprägt sein wird. Er selbst wünscht sich, dass es die Neubelebung Europas wird. »Es gibt noch eine Chance, das Europaprojekt zu vollenden, gerade jetzt, wo wir es mit einer neuen deutschen Regierung zu tun haben werden«, sagt er.

Beaune, 44, schrieb Teile von Macrons berühmter erster Sorbonne-Rede, in der der Präsident 2017 wenige Monate nach seinem Wahlsieg einen Neubeginn für Europa beschwor und eine strategische Autonomie der Europäer forderte. Einige der Sätze von damals wirken heute fast prophetisch: »Allein Europa kann uns eine Handlungsfähigkeit in der Welt geben angesichts der großen Herausforderungen dieser Zeit. Allein Europa kann tatsächliche Souveränität gewährleisten, das heißt, die Fähigkeit, in der heutigen Welt zu bestehen.«

Dass die europäische Integration trotzdem nicht recht vorankam, lag, so sehen das viele in Paris, auch an dem zuletzt schwierigen deutsch-französischen Verhältnis. Höflich, aber eher formell seien insbesondere die Treffen zwischen Macron und Scholz gewesen, berichten Diplomaten. Die beiden Politiker hätten nie die »Gebrauchsanweisung« für den Umgang mit dem jeweils anderen gefunden.

Beaune war seit 2017 Macrons Europaberater, anschließend beigeordneter Minister für Europa im Außenministerium. Im vergangenen Jahr zerstritten sich beide über Migrationsfragen. Inzwischen reden sie wieder miteinander, seit März leitet Beaune die staatliche Planungsbehörde »Haut Commissariat«.

Anfang April fuhr er nach Berlin. Seither ist er überzeugt davon, dass nun ein neues Kapitel in den deutsch-französischen Beziehungen beginnen kann.

Auch aus dem Élysée hört man, Merz habe eindeutig »französische Reflexe«, in seiner Sicht auf die Welt stimme er mit Macron weitgehend überein. Im Außenministerium am Quai d'Orsay heißt es, man halte die von Merz angekündigte Aufhebung der Schuldenbremse für wichtiger als das Sondervermögen von Scholz. Am 6. Mai soll Merz vom Bundestag zum Kanzler gewählt werden. Bereits einen Tag später will er nach Paris reisen.

Geplant sei, so hört man aus Macrons Umfeld, mehr als ein klassischer Antrittsbesuch. Man wolle stattdessen direkt zu einem Arbeitsessen im Élysée zusammenkommen. Schon seit Wochen würden zwischen Paris und Berlin, zwischen Macrons Mitarbeitern und dem Merz-Team, Papiere und Ideen ausgetauscht. »Das ist neu mit diesem Kanzler. Er hat von Anfang an deutlich gemacht, wie wichtig ihm die deutsch-französische Beziehung ist. Bisher brauchte es immer eine gewisse Zeit, bis die Dinge in Gang kamen. Aber die Epoche, die wir gerade erleben, erfordert ein anderes Tempo«, sagt ein Berater des Präsidenten.

In vielen Dingen sind sich beide Seiten jetzt schon einig. Drei Stunden lang trafen sich Merz und Macron im Februar ohne Übersetzer zum Abendessen im Élysée und ein weiteres Mal zum Dîner in der französischen Botschaft am Pariser Platz in Berlin. Auch dort sei es spät geworden, sagt jemand, der dabei war.

Die beiden Politiker hätten unter anderem über die Ausweitung des französischen Nuklearschutzschirms gesprochen, die Macron angeboten hat und die Merz sich vorstellen könne, wie es in Paris heißt. Sie seien sich einig darin, dass sich Europa aus der jahrzehntelangen Abhängigkeit von den USA lösen müsse. »Die Frage ist jetzt nicht mehr, was in Washington passiert, sondern was wir in Europa tun können«, heißt es im Élysée.

In Paris scheut man in diesen Tagen keine großen Worte für den ersehnten Neuanfang. Paul Maurice vom Institut für Internationale Beziehungen IFRI zieht Parallelen zum Fall der Berliner Mauer. »Damals fanden Helmut Kohl und François Mitterrand in einer historischen Situation zusammen. Das könnte noch einmal funktionieren. Auch bei Merz gibt es den erkennbaren Willen, Geschichte zu schreiben.«

In dem großen, sonnigen Büro im Élysée-Palast hofft man auf »eine deutsch-französische Dynamik, die auch andere Europäer mitreißt«. Nach dem geplanten Mittagessen in Paris wird Merz wohl nach Warschau fliegen. Der französische Präsident wird zwei Tage später in Nancy mit dem polnischen Premier Donald Tusk ein polnisch-französisches Freundschaftsabkommen unterzeichnen.

Er will jetzt keine Zeit mehr verlieren.

Britta Sandberg ■

SPIEGEL Buchverlag

GEKOMMEN
um zu BLEIBEN

Taschenbuch · 192 Seiten · € 13.- (D) · Auch als E-Book erhältlich

Vor 10 Jahren kam Samer Tannous mit seiner Familie aus Syrien nach Rotenburg (Wümme). Mittlerweile eingebürgert, entdeckt er immer noch neue Seiten an seinem deutschen Ich. Mit Charme und scharfem Blick setzen sich Samer Tannous und Gerd Hachmöller auch im 3. Band zu ihrer beliebten SPIEGEL-Kolumne mit deutschen und arabischen Eigenheiten auseinander. Dabei stellt Samer Tannous sich immer öfter die Frage: Ist er noch »ein Syrer« oder mittlerweile ein »Deutscher mit syrischen Wurzeln«, der gekommen ist, um zu bleiben?

Band 1

Band 2

PENGUIN VERLAG

»Niemand wird verschont«

USA Der Demokratieforscher Larry Diamond beobachtet ein Klima der Einschüchterung unter Donald Trump. Doch noch sei es nicht zu spät, den Niedergang des Rechtsstaats zu stoppen.

Diamond, Jahrgang 1951, lehrt Politik und Soziologie an der Universität Stanford. Auf ihn ist die These einer globalen »Rezession der Demokratie« zurückzuführen. Als Wissenschaftler beriet er unter anderem die Uno, die Weltbank und das US-Außenministerium.

SPIEGEL: Herr Diamond, Donald Trump war gerade mal vier Wochen im Amt, da schrieben Sie einen viel beachteten Essay mit dem Titel »Die Krise ist da«. Jetzt regiert der US-Präsident seit einem Vierteljahr, wo stehen wir nun?

Diamond: Die Krise hat sich seither verschärft. Trump und seine Regierung zeigen zunehmend offen ihre Verachtung für den Rechtsstaat. Ihre Versuche, die Gerichte auszutesten, werden dreister. Immer öfter fordern sie die Rechtsprechung heraus. Hier in den USA herrscht mittlerweile ein Klima der Einschüchterung; es geht um Angst, um Schikane – und es kann jeden treffen, egal ob Universität, Unternehmen oder Anwaltskanzlei. Niemand wird verschont.

SPIEGEL: Sie beschreiben eine klare Tendenz hin zum Autoritarismus in den USA.

Diamond: Wir spüren jetzt einen autoritären Vibe. Die Grenzen der liberalen Demokratie werden getestet; alle sollen sich fügen, es wird gedroht. Und das alles passiert mit System. Niemand hat kommen sehen, dass Trump sich sogar die großen Anwaltskanzleien gefügig macht, indem er sie zwingt, für ihn zu arbeiten, ehrenamtlich.

SPIEGEL: Und niemand hat kommen sehen, dass sie so schnell klein beigeben. Hat die »New York Times« recht, wenn sie schreibt, dass die Verfassungskrise weniger einem Schalter gleiche, der einfach so umgelegt wird, sondern eher einer Rutschpartie?

Diamond: Ja. Wir rutschen diesen Abhang immer schneller runter.

Jim Watson / AFP

Präsident Trump bei seiner Feier anlässlich der 100-Tage-Bilanz in Michigan: »Autoritärer Vibe«

SPIEGEL: Der Familienvater Kilmar Ábrego García lebte in Maryland, ist verheiratet mit einer Amerikanerin und sitzt jetzt unschuldig in einem Gefängnis in El Salvador. Der Supreme Court hat entschieden, dass seine Abschiebung illegal war. Die Trump-Regierung hat zugegeben, ihn fälschlicherweise abgeschoben zu haben, will ihn aber nicht zurückholen. Ist das schon das Ende des Rechtsstaats, wie einige Kommentatoren sagen?

Diamond: Ich appelliere an alle, den Ball flach zu halten. Und präzise zu beschreiben, was passiert. Wenn wir jetzt hysterisch schreien, das war's mit dem Rechtsstaat in den USA, verlieren wir unsere Glaubwürdigkeit. Noch ist Trump kein Diktator. Was Ábrego García angeht, befinden wir uns in einer Grauzone. Das meine ich, wenn ich sage, sie testen die Gerichte aus. Wir wissen alle, dass Trump diesen Mann zurückholen könnte, wenn er wollte. Er sagt aber, das sei jetzt die Sache von El Salvador. Die Uneindeutigkeit ist sein Feigenblatt.

SPIEGEL: Es gibt ihn also noch, den Rechtsstaat, aber er erodiert?

Diamond: Ich will nicht untertreiben und nichts beschönigen, ich bin auch wirklich besorgt, aber es gibt einen Unterschied zwischen dem Vorgang – der Erosion des Rechtsstaats – und seinem Ende.

SPIEGEL: Sie befassen sich seit Jahrzehnten mit autoritären Systemen und schreiben, dass Trump nach einem autoritären Drehbuch handelt. Wie sieht das nächste Kapitel aus?

Diamond: Die Regierung könnte sich den Gerichten offen widersetzen, und zwar nicht nur einem Bundesgericht, sondern dem Supreme Court. Eine weitere Eskalation wäre auch, wenn Trump seine Exekutivgewalt noch mehr instrumentalisiert. Er setzt das FBI bereits auf politische Gegner an.

SPIEGEL: Er könnte auch die Steuerbehörde IRS für sich nutzen.

Diamond: Das ist kein unwahrscheinliches Szenario mehr. Mehr Druck, mehr Strafen, mehr Angst. Die Devise lautet: Legt euch besser nicht mit mir an. Allerdings glaube ich, dass viele Kabinettsmitglieder versuchen, einen totalen Bruch mit dem Rechtssystem zu vermeiden. Sonst könnte auch im Kongress Trumps Rückhalt schwinden.

SPIEGEL: Der Kongress hat sich bisher in keiner Weise als Korrektiv gezeigt. Hier wird vor allem laut und deutlich »Ja, Mr President« gesagt. Worauf hoffen Sie?

Diamond: Sie meinen die Republikaner. Einige von ihnen haben Angst. Angst vor Trump und dem Ende ihrer politischen Karriere. Noch schlimmer: Viele fürchten sich vor Gewalt. Gegen sie oder ihre Familie. Angst ist ein wesentliches Gefühl bei dem, was hier geschieht – darum geht es beim Autoritarismus.

SPIEGEL: Alle ziehen einfach den Kopf ein?

Diamond: Die meisten Mitglieder des Repräsentantenhauses sowie einige Senatoren sind schlicht »MAGA«-Fans. Sie lieben, was

Trump tut und wie er es tut. Aber es gibt auch diejenigen, die sich der Verfassung verpflichtet fühlen. Sie wollen jetzt, unter einem republikanischen Präsidenten, endlich das Programm umsetzen, für das sie gewählt wurden. Dieser rationale Teil der Republikaner hofft darauf, dass Trump sich wieder beruhigt. Und dass dann die Erwachsenen in dieser Regierung – Marco Rubio zum Beispiel, der Außenminister, oder Scott Bessent, der Finanzminister – das Ruder übernehmen.

SPIEGEL: Rubio war früher ein vehementer Unterstützer der Ukraine. Nach dem Eklat mit Präsident Wolodymyr Selenskyj im Oval Office bedankte er sich per Tweet bei seinem Präsidenten.

Diamond: Zugegeben, es ist eine ziemlich vage Hoffnung. Menschen lügen sich jetzt in die Tasche, um besser schlafen zu können. Wer schaut schon gern in den Spiegel und gibt zu: »Ich bin ein Feigling.« Deswegen läuft hier gerade viel unter dem, was die Psychologie als kognitive Dissonanz kennt.

SPIEGEL: Darf Außenminister Rubio dafür als Paradebeispiel gelten?

Diamond: Ich höre, er warte darauf, dass Trump die Hardliner um sich satthat. Er hat seinen Senatssitz in Florida für diesen Posten als Außenminister aufgegeben, er will jetzt nicht einfach so davonlaufen. Es gibt genügend Abgeordnete im Repräsentantenhaus sowie Senatoren, die diesem Spuk ein Ende setzen können – gemeinsam mit den Demokraten. Deshalb sind Trumps sinkende Umfragewerte so wichtig. Sie könnten ihnen helfen, ihre Unabhängigkeit wiederzufinden. Die Situation gerade ist sehr volatil, wir haben so etwas wie den Beginn dieser zweiten Trump-Amtszeit noch nie erlebt.

SPIEGEL: Wann dachten Sie das erste Mal, huch, das hat jetzt eine andere Dimension: weniger Clown, mehr Diktator?

Diamond: Mit seiner Wiederwahl war klar, dass sich diese Amtszeit von der ersten unterscheiden würde. Dass er Rache nehmen würde, hatte er angekündigt. Ich ahnte, wir müssen uns vorbereiten auf ein Viktor-Orbán-artiges Projekt. Aber es gibt Momente, in denen ich einfach überrascht bin von dieser Wucht. Wie ernst er es meint mit seiner Vergeltung.

SPIEGEL: Zum Beispiel?

Diamond: Das Erste war die Nominierung von Matt Gaetz für den Posten des Justizministers. Ein für diesen Job unfassbar unqualifizierter Mann, dessen Expertise allein darin besteht, Donald Trump anhaltend die Stiefel zu lecken. Da war klar, wohin die Reise gehen würde. Und dann die anderen: Pete Hegseth, heute Verteidigungsminister, Robert F. Kennedy Jr., heute Gesundheitsminister, Kash Patel, heute FBI-Chef, ein Gruselkabinett.

SPIEGEL: Alle außer Gaetz wurden vom Senat bestätigt.

Diamond: Ja, das lässt tief blicken. Seither ist klar, dass der Kongress – die gesetzgebende Gewalt, die den Präsidenten nach Artikel eins der Verfassung kontrollieren soll – als Überwachungsinstanz ausfällt.

Rod Searcey / Stanford University

Politikwissenschaftler Diamond

»Die Kluft zwischen Akademikern und Arbeitern ist riesig.«

SPIEGEL: Es gibt mit dem Impeachment ein Instrument in der Verfassung, um Amtsmissbrauch zu stoppen: Der Senat könnte den Präsidenten demnach mit einer Zweidrittelmehrheit absetzen. Ist dieses Verfahren tot?

Diamond: Stand heute ist es faktisch tot, ja. Aber ich glaube, das Amtsenthebungsverfahren könnte wiederbelebt werden, wenn Trump sich einem Urteil des Obersten Gerichts offen widersetzt. Dann könnte Verfassungstreue wieder mehr zählen als die eigene Partei. Allerdings müsste man dafür wohl zuerst den Speaker absetzen. Mit einem Jasager wie Mike Johnson, der Trump auch noch bei der irrsten Volte folgt, gibt es kein Impeachment im Repräsentantenhaus. Und im Senat sieht es noch schlechter aus.

SPIEGEL: Selbst wenn es klappen sollte: Dann wird eben Vize JD Vance Präsident.

Diamond: Das ist der Moment, in dem man sich als Amerikaner plötzlich dringend ein parlamentarisches System wünscht. Etwa wie in England. Liz Truss macht als Premierministerin einen schlechten Job? Setzen wir sie ab! Leider sieht es aus, als müssten wir die nächsten drei Jahre und neun Monate mit diesen autoritär gesinnten Männern Trump und Vance verbringen.

SPIEGEL: Ist Trump ein Unfall der amerikanischen Demokratie oder eine logische Konsequenz?

Diamond: Er ist beides. Zur Tatsache, dass er heute zum zweiten Mal im Weißen Haus sitzt, hat vieles geführt. Sowohl unsere Gesellschaft als auch unser politisches System sind ziemlich zerrüttet. Das hat damit zu tun, dass die Ungleichheit hier immer weiterwächst – und die Menschen noch mehr polarisiert. Die Kluft zwischen Akademikern und Arbeitern ist riesig. Die Politik wird zunehmend als unfähig empfunden, weil sie auf diese brachialen Ungerechtigkeiten nicht angemessen reagiert.

SPIEGEL: Das sind keine Alleinstellungsmerkmale der USA.

Diamond: Nein, diese Leiden plagen alle liberalen Demokratien. Deshalb existieren Rechtspopulisten wie Marine Le Pen in Frankreich, Giorgia Meloni in Italien oder Geert Wilders in den Niederlanden überhaupt. Zugleich ist Trump etwas sehr Eigenes, weil er so charismatisch ist und so gut hierherpasst. Er hat dieses TV-Show-Gen, er ist ein Entertainer, das mögen wir. Zudem ist er wahrscheinlich autoritärer als all die Europäer, die ich genannt habe. Und er ist eine Konsequenz unseres Zweiparteiensystems.

SPIEGEL: Die einzige große Institution, die sich im Moment gegen Trump aufzulehnen scheint, ist die Universität von Harvard: Trump hat Fördergelder eingefroren, bis die Universität seine Regeln befolgt, wie etwa Personal nicht mehr nach Diversitätskriterien einzustellen. Harvard hat nun Klage eingereicht.

Diamond: Der Kampf zwischen Harvard und Trump weitet sich gerade zum Krieg aus. Obwohl Harvard eine sehr reiche und mächtige Institution ist, sind die Mittel ungleich verteilt. Die Regierung hat unbegrenzt Möglichkeiten, Harvard und andere Universitäten zu bestrafen, selbst wenn diese vor Gericht gewinnen. Sie können Fördermittel streichen, sie können die Visa aller ausländischen Studenten canceln, was eine Katastrophe wäre. Sie haben unheimliches Drohpotenzial, sich diese Institutionen zu unterwerfen. Womit wir wieder bei dieser Rutsche ins Autoritäre wären, wo Angst eine große Rolle spielt.

SPIEGEL: Muss man Donald Trump ernst nehmen, wenn er von einer dritten Amtszeit spricht?

Diamond: Darüber mache ich mir keine Sorgen. Ich glaube nicht, dass es eine Chance für Trump gibt, noch einmal Präsident zu werden.

SPIEGEL: Überwiegt die Angst oder die Hoffnung?

Diamond: Es gibt Hoffnungsschimmer. Dass die Amerikaner letztlich auf so ein autoritäres Projekt doch keine Lust haben, weil sie sehen, was Willkür und Gesetzlosigkeit mit ihrem Land anrichten. Trumps irre Zölle, die Abschiebungen – dabei hatten ihm die Wähler bei den Themen Wirtschaft und Einwanderung große Kompetenz bescheinigt. Jetzt sehen sie: Er ist ein Extremist. Und weil er prinzipienlos ist, kann er sich und seine Politik wieder ändern, wenn sie ins Leere läuft. Auch seine Inkompetenz ist ein Hoffnungsschimmer. Ich glaube, dass sich immer mehr ganz normale Menschen gegen ihn wehren werden.

Interview: Julia Amalia Heyer ■

Fast ein Happy End

ANALYSE Das Rohstoffabkommen mit der US-Regierung sorgt für Erleichterung in Kyjiw. Präsident Trump ist von seinen Maximalforderungen abgerückt. Bringt der Deal die Ukraine einem Frieden näher?

In dieser Woche hat eine Geschichte ihr vorläufiges Ende gefunden, die besonders anschaulich Donald Trumps erratische Außenpolitik beschreibt.

Sie handelt von dem Versuch der Ukraine, das Wohlwollen des US-Präsidenten zu erkaufen, seinen Geschäftssinn anzusprechen, um so seinen Schutz gegen Russland zu erhalten. Sie handelt davon, wie dieser Versuch so dramatisch scheiterte, dass der ukrainische Präsident regelrecht aus dem Weißen Haus geworfen wurde. Und sie handelt davon, wie dieses Desaster doch noch überwunden wurde.

Am Mittwoch unterschrieben die ukrainische Wirtschaftsministerin Julija Swyrydenko und US-Finanzminister Scott Bessent in Washington ein Abkommen, das den Vereinigten Staaten privilegierten Zugang zu ukrainischen Bodenschätzen gibt. »Historisch« nannte Bessent das Abkommen, so wie ja alles, was Trumps Leute tun, von ihnen stets als historisch, nie dagewesen oder einzigartig gepriesen wird, besonders in diesen Tagen, da die Bilanz der ersten 100 Tage der Regierung gezogen wird.

Das Abkommen sieht vor, dass die Vereinigten Staaten die Hälfte aller Einnahmen aus neu geförderten Bodenschätzen der Ukraine erhalten, im Wege eines gemeinsamen und noch zu schaffenden Fonds, der solche Investitionsprojekte entwickelt. Künftige US-Waffenhilfe für die Ukraine – etwa die von Kyjiw dringend benötigten Patriot-Flugabwehrsysteme – würde gegen diese Einnahmen verrechnet.

Der Trump-Regierung erlaubt das Abkommen, zumindest auf dem Papier, ein Versprechen an ihre Wähler einzulösen: dass man die Kosten für die Unterstützung der Ukraine auf andere abwälzen werde. »Auf dem Papier« – das muss man hinzusetzen, denn auch wenn die Ukraine Uran, Titanium und seltene Erden besitzt, sind viele der potenziellen Vorkommen unerforscht, unzugänglich oder unrentabel.

U.S. Department Of The Treasury / dpa

Finanzminister Bessent, Wirtschaftsministerin Swyrydenko bei Unterzeichnung in Washington

Das machte die Idee für die Ukraine so charmant, als Selenskyj sie noch im vergangenen Herbst Trump antrug. Die Ausbeutung ukrainischer Bodenschätze war ein virtuelles Geschenk, das Trump seinen republikanischen Wählern weiterreichen konnte; im Gegenzug wünschte Selenskyj US-Sicherheitsgarantien.

Trump nahm das Geschenk dankbar entgegen, ohne die damit verbundenen Verpflichtungen zu übernehmen. Aus dem Tausch ungehobene Bodenschätze gegen Sicherheitsgarantien strich er die Sicherheitsgarantien, ließ Knebelbedingungen für den Zugriff auf die Bodenschätze formulieren und wollte alle Gewinne mit bereits geleisteter Waffenhilfe verrechnen. Die Ukraine hätte nicht für künftigen Schutz bezahlt, sondern für die unentgeltlich geleistete Hilfe von einst, für die Trump auch noch Fantasiesummen nannte. Er wollte die Ukraine ausbeuten wie eine Kolonialmacht im 19. Jahrhundert ihre Schutzgebiete.

Das Hin und Her der Verhandlungen dauerte Monate, die schockierte ukrainische Regierung wehrte sich und weckte neuen Zorn. Als Selenskyj Ende Februar im Weißen Haus das Abkommen zu Bodenschätzen unterzeichnen wollte, wurde er vor laufenden Kameras gedemütigt. Kern des Streits war, dass er nicht aufgeben wollte, Sicherheitsgarantien einzufordern, die aus seiner Sicht die Gegenleistung für ukrainische Bodenschätze waren.

Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass Trump das Thema einfach fallen lässt.

Zwei Monate später scheint das Zerwürfnis im Oval Office überwunden, das unwürdige Schauspiel vor laufenden Kameras verblasst. Eine verblüffte Weltöffentlichkeit sah Donald Trump und Wolodymyr Selenskyj im Petersdom in Rom vertraut miteinander reden, und auch das nun unterzeichnete Abkommen zu den Bodenschätzen lässt darauf schließen, dass man in Washington wieder mit mehr Wohlwollen auf die Ukraine schaut. Zwar fehlen die von der Ukraine gewünschten amerikanischen Sicherheitsgarantien in dem Dokument weiterhin. Aber für Kyjiw inakzeptable Punkte wurden gestrichen; die Ukraine bleibt Herrin ihrer Bodenschätze, zahlt nicht für längst geleistete Waffenlieferungen, anerkennt keine Schulden. Auch die US-Rhetorik zum Abkommen ist freundlich, es wird als Ausweis des Friedenswillens beider Seiten dargestellt.

Nach all den Enttäuschungen der Ukraine über Trumps Kurs, über die bizarr russlandfreundlichen Äußerungen seines Chefunterhändlers Steve Witkoff und über die von Washington ins Auge gefassten Zugeständnisse an Moskau – inklusive einer völkerrechtlichen Anerkennung der Krim-Annexion – sorgt dieses Abkommen für Erleichterung in Kyjiw. »Hätte schlimmer kommen können«, sagt Oleksandr Mereschko, der Vorsitzende des Auswärtigen Ausschusses im ukrainischen Parlament Rada, das den Deal ratifizieren muss.

Ein Happy End also? Nein. Wenn diese Geschichte etwas lehrt, dann ist es dies: Bei Trump weiß man nie, woran man ist, im Guten wie im Schlechten. Dieser Ausgang ist kein glückliches Ende, er ist überhaupt kein Ende, das Wechselbad wird weitergehen.

Nach 100 Tagen im Amt hat Trump den von ihm selbst versprochenen Frieden für die Ukraine nicht erreicht, die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass er die Lust verliert und das Thema einfach fallen lässt, so wie er das mehrfach angedroht hat. Die Frage wäre dann nur noch, wem er die Schuld in die Schuhe schieben würde, der Ukraine oder Russland, der Angegriffenen oder dem Angreifer.

Christian Esch ■

Schenken Sie Lesefreude

Jetzt Ihren Wunschtitel verschenken und Gutschein sichern.

DER SPIEGEL für ½ Jahr
Deutschlands bedeutendstes Nachrichten-Magazin steht für einen unabhängigen und investigativen Journalismus.
26 Ausgaben für nur € 6,60 pro Ausgabe.

Belieferung endet automatisch

DEIN SPIEGEL für 1 Jahr
DEIN SPIEGEL, das Nachrichtenmagazin für Kinder, informiert altersgerecht, sorgt für Unterhaltung und gibt konkrete Tipps.
12 Ausgaben für nur € 5,40 pro Ausgabe.

SPIEGEL GESCHICHTE für 1 Jahr
Hier wird die Vergangenheit emotional und packend erzählt. Jede Ausgabe widmet sich einem historischen Thema.
6 Ausgaben für nur € 9,– pro Ausgabe.

Ihr Geschenk:
ein Amazon-Gutschein in Höhe von € 20,–.

Einfach jetzt anfordern:

abo.spiegel.de/geschenk

oder telefonisch unter 040 3007-2700

DER SPIEGEL

Publikum im Keller: Paare halten sich an den Händen, Frauengrüppchen flüstern

»Traviata« aus der Tiefe

UKRAINE Beinahe wäre das Opernhaus von Charkiw zerbombt, das Ensemble zerschlagen worden. Doch nach langer Pause spielt das Nationaltheater wieder. Und siegt mit jeder Vorstellung ein wenig über Russland. *Von Ann-Dorit Boy und Fedir Petrov (Fotos)*

Man sieht diesem Keller nicht an, was für ein Glücksfall er ist: grau getünchte Wände, staubiger Estrich. Statt eines Orchestergrabens sind da gelbe Linien auf dem Boden. Die Bühne ist nur sechs mal acht Meter groß. Sie hat keinen Vorhang, kein Geheimnis. Für den ersten Akt stehen ein Tisch bereit, ein paar Stühle und ein blinder Standspiegel.

Hier führt das Charkiwer Nationale Akademische Theater für Oper und Ballett Mykola Lyssenko, eines der besten Häuser der Ukraine, an diesem Sonntagnachmittag Giuseppe Verdis »La Traviata« auf. Die 400 Stühle für das Publikum sind fast alle besetzt. Eheleute im mittleren Alter, jüngere Liebespaare halten sich an den Händen, Frauengrüppchen flüstern.

Das Vorspiel setzt ein, leises Klagen der Streicher im Viervierteltakt. Über den Klang des Orchesters legt sich ein Brummen. Die Lüftung oder der Generator in der Ecke? Dafür hört man hier unten nichts von Explosionen in der Stadt, und die Dirigenten brechen die Vorstellungen auch bei Luftalarm nicht ab.

Die »Traviata«, die tragische Geschichte der Kurtisane Violetta, beginnt mit einem rauschenden Fest. Die Hauptdarstellerin Julija Antonowa erscheint im weißen Korsagenkleid, die Herren tragen Frack, die Damen des Chores schwingen weite Röcke. Bald halten alle Champagnergläser in die Höhe und singen das berühmte Trinklied. »Auf, füllet die Becher! Es schalle der Jubel! Die Freude vertreibe, vertreib' die Nacht.«

Hier unten berührt das so oft gespielte Stück wieder. Jede Aufführung in diesem Keller ist ein Kraftakt. Und ein kleiner Sieg der Ukraine über Russland.

In den drei Jahren, seit der russische Machthaber Wladimir Putin die Ukraine überfallen ließ, hat das Charkiwer Opernhaus vieles überstanden: Das Gebäude wurde beschossen, das Theater hat fast ein Drittel seiner Mitarbeitenden verloren. Viele von ihnen sind geflohen, manche wurden zum Kriegsdienst eingezogen, ein Mitarbeiter starb an der Front. Im Keller hat das geschundene Haus seine Rettung gefunden. Vorläufig.

Wie so viele Institutionen in Charkiw, der Stadt im Untergrund. Schulen unterrichten in Untergeschossen und Metrostationen, die Verwaltung, die Universität, das Kunstmuseum, viele sitzen unter der Erde.

Charkiw, die zweitgrößte Metropole der Ukraine, wichtiges Zentrum der Wissenschaft und Kultur, liegt gefährlich nahe an der Front. Mehr als eine Million Menschen leben hier nur 30 Kilometer von der russischen Grenze entfernt. Raketen, die der Kreml auf russischem Staatsgebiet abschießt, können schon nach 30 Sekunden im Stadtgebiet einschlagen.

Im vergangenen Jahr griff Russland Charkiw 318-mal an, mit fast 20 Arten von Raketen und Drohnen; 98 Menschen wurden getötet, mehr als 1000 verletzt. Vielleicht hätte es noch mehr Opfer gegeben, hätte sich Charkiw, die Unverwüstliche, nicht sicherheitshalber verkrochen.

Sängerinnen und Musiker beim ersten Akt von »Traviata«: Hier unten berührt das oft gespielte Stück wieder

Das Opernhaus über dem Keller gleicht einer gigantischen Zielscheibe. Sein überhängendes Dach ist größer als ein Fußballfeld auf zehn Etagen Höhe. »Flugzeugträger« nennen die Charkiwer das Theater. Oben auf dem Gebäude versteht man, warum es drinnen so gefährlich ist.

»Hier vorn«, sagt Ihor Tulusow. Er ist der Generaldirektor des Theaters, verantwortlich für Hunderte Menschen, die nach fast zwei Jahren Pause wieder darin arbeiten. Tulusow läuft zügig über das Dach zwischen kleinen Kuppeln aus Plexiglas, die Licht ins Haus lassen. Der Ausblick ist wunderbar, vor dem Frühlingshimmel sieht man die goldenen Zwiebeltürme der Kirche von den heiligen Myrrheträgerinnen.

Der Direktor zeigt auf den Boden. Auf dem hellgrauen Dachbelag kleben runde Flicken. Hier schlug vor drei Jahren, in den ersten Wochen des Krieges, ein Schrapnell ein, das Dach brannte. Auf der anderen Seite des Dachs liegt noch eine russische Artillerierakete, die nie explodiert ist.

Die Einschläge und Druckwellen damals haben 2000 Quadratmeter Fenster zersprengt. Inzwischen seien sie ersetzt, sagt Tulusow. Es ist wichtig, die Öffnungen nicht nur mit Pressholzplatten abzudichten, wegen der Feuchtigkeit. »Es ist für uns auch psychologisch wichtig«, sagt der Direktor.

Tulusow, 67, ist ein herzlicher Typ, hemdsärmelig, mit Vollbart und Brille. Er hat theoretische Physik studiert und den Verband der Weltraumunternehmen geleitet. Später wurde er Berater und Krisenmanager. Als solchen hätten sie ihn vor elf Jahren ans Theater geholt, erzählt er.

Als das Dach getroffen wurde, war er gerade im Haus. »Im ersten Kriegsjahr bin ich mit meiner Katze hier eingezogen«, erzählt er. Seine Frau sei damals zu den Enkeln nach Österreich geflohen. Er schlief in einem Zimmer gegenüber seinem Büro auf einem Sofa. Er habe die Oper mit ein paar Mitarbeitern bewacht, sagt Tulusow. Die Feuerwehr war in den ersten Wochen und Monaten des Krieges überfordert.

Ganz Charkiw wurde damals bombardiert, die Menschen schliefen in U-Bahn-Stationen. Tausende Gebäude wurden zerstört. Jeden Tag brachten Züge die Leute aus der Stadt. Hunderttausende sind damals geflohen.

Seit dieser Zeit kenne er jeden Winkel im Haus, sagt Tulusow. Das Theater hat 52.000 Quadratmeter Fläche. Hunderte Räume, schmale Gänge mit abgetretenem Parkett und ein großer Saal mit 1500 Plätzen liegen unter dem riesigen Dach, ein Café, eine Pizzeria, sogar eine Sauna gehören zum Komplex.

Als Kultur- und Unterhaltungszentrum war dieses postmoderne Trumm in den Sechzigerjahren entworfen worden. Es sei aber erst 1991 fertig geworden, sagt Tulusow, einen Monat vor dem Ende der Sowjetunion. Die Steinplatten aus Armenien, inzwischen porös, fallen von der Fassade ab. Sonst sei das Gebäude »voll funktionstüchtig«.

Das hilft Tulusow allerdings wenig. Einen Großteil seines Hauses darf er nicht benutzen. Die Stadtverwaltung hat praktisch alle überirdischen Veranstaltungsräume geschlossen: Das imposante Foyer im Obergeschoss verstaubt, der Chorprobensaal und der Ballettsaal stehen leer. Der Direktor verstand, dass auch die Oper einen sicheren Unterschlupf braucht. Deshalb beschloss er, den Keller als Konzertsaal herrichten zu lassen. Dort lagerten bislang Kulissen und Baumaterial.

Seit einem Jahr hat Tulusow die Genehmigungen beisammen, die Oper darf wieder Eintrittskarten verkaufen. Es gibt kein Parkett mehr, keinen ersten und zweiten Rang, keine roten Teppiche und keine Bar, an der man Kaviarbrote und Schaumwein bestellen kann. Aber es gibt die 400 schwarzen Stühle – und die sind meistens ausverkauft.

Dass dieses Theater noch am Leben sei, sagt Tulusow, verdanke es seinem Status als Nationaltheater, der die Löhne sichert – und seinem Keller.

Zwei Tage vor der »Traviata«-Aufführung halten Orchester und Sänger dort eine Durchlaufprobe ab, ohne Kostüme und Requisiten. Sie singen das Trinklied und prosten sich mit imaginären Champagnergläsern zu.

Verdis Heldin Violetta, Julija Antonowa, 36, Sopran und Publikumsliebling, trägt ein Sweatshirt mit Leopardenmuster. Sie singt die Liebesarie aus dem ersten Akt so, als wäre dies eine Premiere auf der großen Bühne. Niemand im Raum rührt sich, bis ihre silbrigen Töne verklingen.

Antonowa gehört seit 2016 zum Ensemble. Sie hat die Violetta schon oft gespielt, oben

vor opulent bemalten Kulissen, hier unten ohne alles.

Die Sängerin hat sich in einer der Zuschauerreihen niedergelassen, sie trinkt Ingwertee aus einem Thermobecher. Auf den Keller lässt sie nichts kommen. Die Bühne sei klein, natürlich. Man müsse seine Bewegungen berechnen, damit man nicht ins Orchester falle. Sie spürt den Staub noch ein wenig im Hals. »Aber Sie hätten einmal sehen sollen, wie es hier vorher aussah«, sagt Antonowa. Die Akustik sei wie in einem Badezimmer gewesen, bevor sie den Raum freigeräumt hätten. Es stecke viel Mühe und Arbeit darin.

Julija Antonowa ist mit einem Feuerwehrmann verheiratet, der die Stadt nicht verlassen darf. Wenn Russland wieder ein Wohnhaus getroffen hat, holt er die Toten und die Leichenteile aus den Trümmern. »Ich habe ihn gefragt, wie er das aushält«, erzählt sie. »Er sagt: In dem Moment, in dem ich zugreife, nehme ich nicht wahr, dass das ein Mensch ist.«

In den ersten Monaten des Krieges war Antonowa mit ihren Kindern in der Stadt geblieben. Ihre Tochter war damals zwei Monate alt, der Sohn gerade in die Schule gekommen. »Wir schliefen auf einer Matratze in der Tiefgarage unseres Hauses«, erinnert sie sich. »Es war kalt, aber das Schlimmste waren die Kampfbomber, die über die Stadt flogen. Diese fürchterliche Erwartung war schrecklich.«

Geholfen hat Antonowa, dass sie bald wieder auftreten konnte. Die Stadtverwaltung begriff schnell, dass die Menschen mehr brauchten als Brot und ein Bett im Untergrund. Die Polizei fing an, die Opernsänger und Instrumentalisten, die noch in der Stadt waren, von einer Metrostation zur anderen zu fahren. Sie sollten die verängstigten Menschen aufheitern. Auf den Treppen, die zu den Gleisen führen, standen Geiger und Bratschenspieler, Sänger und Sängerinnen.

Niemals in ihrem Leben, sagt Antonowa, habe sie sich nützlicher gefühlt. »Wenn wir gesungen haben, hat der Krieg für die Leute kurz aufgehört.«

Die Probe ist zu Ende, hinter der Bühne zeigt der Regisseur einem jungen Sänger, wie er sich auf der Bühne bewegen soll. Die »Traviata« steht seit Jahrzehnten in dieser Inszenierung auf dem Spielplan. Sie haben sie für den Keller ausgewählt, weil sie fast alle Hauptrollen mit den übrig gebliebenen Solisten besetzen konnten. Aber auch hier müssen sie Neulinge einarbeiten.

1 | Postmodernes Opernhaus von Charkiw
2 | Generaldirektor Tulusow auf Operndach neben Rakete
3 | Solistin Antonowa **4 |** Primaballerina Radiewska
5 | Chefregisseur Kalojan

Vor Russlands Angriff waren 800 Menschen im Haus beschäftigt. Es gab ein Opernensemble, das Orchester, den Chor, das Ballett, die Maske, die Schneiderei, den Kostümfundus, die Requisite, die Schuhmacherei, das Bühnenbild, die Lichttechnik, die Pforte, die Garderobe. Mittlerweile, sagt Tulusow, habe er wieder rund 600 Mitarbeiter. Sie konnten die Reihen mit frischen Absolventen des Konservatoriums füllen und haben einige der Musiker aus der Philharmonie aufgenommen.

Der Direktor hat vor allem männliche Solisten verloren, einige seiner besten Sänger und Tänzer. Die Ukraine zieht Männer im Alter von 25 bis 60 Jahren zum Kriegsdienst ein. Niemand in dieser Altersgruppe darf das Land ohne besondere Erlaubnis verlassen. Das betrifft auch Künstler. Zehn Mitarbeiter des Theaters dienen zurzeit in der Armee. Der Kunstschweißer Serhij Pywowarow starb an der Front bei Isjum. Er hatte sich zu Kriegsbeginn freiwillig gemeldet. »Er hatte goldene Hände«, sagt Tulusow.

Der Krieg macht den Direktor zum Herrn über Leben und Tod. Das Theater gilt als strategisch wichtiger Betrieb der Ukraine. »Deshalb darf ich 50 Prozent unserer wehrpflichtigen Mitarbeiter reservieren.« Es wirkt, als wählte Tulusow das Wort »reservieren«, um nicht aussprechen zu müssen, was er da eigentlich tut: Er rettet die Reservierten.

Hauptsächlich habe er die »kreativen Leute« reserviert, sagt Tulusow, und einige Männer, ohne die das Theater technisch nicht funktionieren könne. »Es ist moralisch schwierig«, sagt er. »Die Jungs gehören zur Familie.«

Es war nicht immer klar, ob diese Theaterfamilie überhaupt zusammenbleiben darf. Im Kulturministerium in Kyjiw soll zu Kriegsbeginn jemand auf die Idee gekommen sein, das Ensemble zu zerschlagen. Die Künstler sollten verteilt werden, auf die anderen ukrainischen nationalen Operntheater in Kyjiw, Odessa und Lwiw. Dort wären sie sicherer, dachte man wohl, und könnten die Lücken in den Truppen füllen. Tulusow sagte damals: »Nein. Das Theater gehört nach Charkiw.« So erzählt es jedenfalls Armen Kalojan, der Chefregisseur des Hauses.

Kalojan, 54, ist ein charmanter Mann, der ein Interview gern zum Theatermonolog macht. Er hat einen rasierten Kopf, trägt einen silbernen Ohrring und an diesem Tag auffällig große Basketballschuhe. Kalojan stammt wie Tulusow und die meisten anderen aus Charkiw. Die Stadt oder das Theater aufzugeben, kommt für ihn nicht infrage, jetzt noch weniger als zuvor. »Seit die Russen 2014 Donezk und Luhansk besetzten«, sagt Kalojan, »sind wir der letzte Vorposten der ukrainischen Kultur im Osten.«

Der Chefregisseur hat selbst lange als Schauspieler auf der Bühne gestanden. In seinem fensterlosen Büro hängen historische Schwerter und Degen an den Wänden. Inzwischen inszeniert Kalojan meistens Opern und Ballette. Er wünscht sich, dass das Theater nicht nur weiterlebt, sondern auch künftig zu den Besten des Landes gehört.

Dazu braucht es neue Inszenierungen. Doch Neues zu schaffen, das ist die schwierigste Aufgabe im Krieg. In den Monaten, in denen sie kaum arbeiten konnten, hätten die Künstler rasant an Form verloren. Die Muskeln wurden schlaff, den Stimmen und Musikern fehlte Training. »Wenn du einen Tag nicht übst«, sagt Kalojan, »merkst du es selbst. Wenn du zwei Tage nicht übst, merkt es dein Lehrer. Wenn du drei Tage nicht übst, merkt es das Publikum.«

Im Westen der Ukraine, in den Hunderttausende Binnenflüchtlinge strömten, fanden Tulusow und Kalojan kein Theater, das so viele Künstler zeitweise hätte auftreten lassen können.

Dann kam dem Direktor die rettende Idee, er organisierte eine Europatournee. 200 Sänger, Musiker, Tänzer und einige ihrer Angehörigen reisten 2022 erst nach Litauen, dann in die Slowakei. Antonowa nahm ihre beiden Kinder mit. Das Ensemble tourte durch 14 weitere Länder. Im Berliner Admiralspalast zeigten sie Giacomo Puccinis »Madama Butterfly«.

»Diese Reise durch Europa hat uns geholfen, unsere Fähigkeiten zu bewahren«, sagt Kalojan. »Wir haben gelernt, unsere Inszenierungen an kleinere Bühnen anzupassen.« Das war wichtig, als sie im Frühjahr des vergangenen Jahres wieder nach Hause kamen. Dorthin, wo der Keller wartete.

Am schwersten auf der unterirdischen Bühne haben es die Tänzer. Sie können keine zwei Sprünge in der Diagonale machen. Weil der Ballettsaal im siebten Stock zu gefährlich ist, proben sie im Halbdunkel der einstigen, großen Bühne im vierten Stock. Sie haben dort zwischen den alten Dekorationen Linoleum ausgerollt und bewegliche Ballettstangen aufgestellt. Auf dem Boden ist markiert, wo die Kellerbühne endet.

Der Platz sei nicht das Problem, sagt Antonina Radiewska, jedenfalls nicht das größte. Statt einer langen Diagonale einmal quer über die Bühne tanzten sie jetzt eben zwei kleine, die Dynamik gehe nicht verloren. Die 42 Jahre alte Primaballerina und Chefchoreografin malt mit beiden Händen Achten in die Luft.

Auf der Website des Theaters trägt Radiewska einen anderen Nachnamen. Der jüngere Solist, mit dem sie verheiratet war und mit dem sie ihre Tochter aufzog, gehört nicht mehr zum Ensemble. Er ist nicht in die Ukraine zurückgekehrt. »Meine Familie ist durch den Krieg zerbrochen«, sagt Radiewska. Sie tut nicht so, als hätte sie den Schmerz schon überwunden.

Im Haus munkeln manche, dass sie ihre Trauer in ihrem neuen Stück, den »Drachenliedern« vertanzt habe. Es ist ein erotisches Ballett über Liebe und Verrat, die Kritik feierte es als Radiewskas Wiederauferstehung.

Vor dem Krieg hatte sie mit ihrem Mann alle großen Liebespaare der Ballettgeschichte getanzt. Jetzt hat sie einen neuen Bühnenpartner. »Ich tanze mit einem sehr jungen Tänzer, der sich wahrscheinlich nie hätte träumen lassen, dass er einmal mit jemandem wie mir auftreten darf.«

Der Krieg nehme viel, sagt Radiewska, aber er gebe auch Chancen. Ihren Nachwuchstänzern sage sie immer: »Kinder, wenn hier noch die Solisten arbeiten würden, die wir vor dem Krieg hatten, würdet ihr wahrscheinlich nur die Kulissen umräumen.«

Chefregisseur Kalojan steckt den Kopf zur Tür herein. Radiewska beklagt sich bei ihm über einen Kollegen. »Er macht, was er will, ich flehe Sie an, kümmern Sie sich!«

> Kein »Schwanensee«, kein »Nussknacker«: Der Verzicht auf alles Russische trifft das Ballett hart.

Es sei schon klar, sagt Radiewska, dass hier alle unter einem posttraumatischen Stresssyndrom litten. Aber das interessiere sie nicht. »Entweder du arbeitest und schaffst etwas, oder du gehst und lässt deine Psyche reparieren.«

Direktor Tulusow hat in seinem Büro eine Tafel an der Wand, auf die er physikalische Formeln kritzelt. Samstags beschäftige er sich hier immer für ein paar Stunden mit seiner alten Liebe, der Wissenschaft. »Alle wissen, dass sie mich dann nicht stören dürfen.« Den Rest der Woche steht Tulusows Tür offen.

Wie kompliziert es werden würde, mit Künstlern umzugehen, hatte er nicht geahnt, als er am Theater anheuerte. Der schwierigste Moment, sagt er, sei die Rückkehr des Ensembles aus Europa gewesen. Diejenigen, die in Charkiw geblieben waren, und diejenigen, die durch westliche Theater tourten, hatten so Unterschiedliches erlebt. »Wir hatten damals viele Konflikte«, so Tulusow. Zum Glück habe sich das nach einigen Wochen gelegt.

Das Theater hatte vor dem Krieg 90 Stücke im Repertoire, 30 davon Ballette. Nun müssen sie auswählen, welche der Stücke im Keller umsetzbar sind. Das Lieblingsballett von Tulusow, »Spartacus«, von dessen Premiere er minutenlang schwärmen kann, gehört nicht dazu. Dafür reichen weder der Platz noch die männlichen Tänzer.

Noch kleiner wird die Auswahl, weil das Theater alle russischen Komponisten aus dem Programm nehmen musste. Das ukrainische Parlament verbot gleich im ersten Kriegsjahr Auftritte russischer Künstler und Aufführungen russischer Werke. Zwei Sänger im Opernchor mit russischen Pässen mussten gehen.

Der Verzicht auf alles Russische trifft das Ballett hart: kein »Schwanensee«, kein »Nussknacker«, kein »Romeo und Julia«. Tulusow hofft, dass der Komponist Peter Tschaikowski, dessen Großvater aus der Ukraine stammt, irgendwann rehabilitiert wird. »Aber im Moment ist dafür nicht die richtige Zeit.«

Der Direktor will nun Neues, Ukrainisches auf die Bühne bringen. Die folkloristischen Opern, die der ukrainische Romantiker Mykola Lyssenko Ende des 19. Jahrhunderts schrieb, spielen sie ohnehin schon oft. Die jüngste Premiere im April war eine kabarettistische Oper über den Nationaldichter Taras Schewtschenko, die Kalojan selbst in Auftrag gegeben hatte.

Wenn wieder Frieden herrscht, will Tulusow internationale Künstler in die Stadt holen, vielleicht ein Festival gründen. Für jemanden, auf dessen Dach eine russische Rakete liegt, träumt Tulusow große Träume. Doch so klingen sie alle hier.

Oben im vierten Stock sitzt die Sopranistin Antonowa noch in ihrer Garderobe. Einen Vorteil, sagt sie, habe es doch, dass sie nun nicht mehr im großen Saal singen dürfe. »So muss ich wenigstens das dicke Bühnen-Make-up nicht mehr tragen.«

In Friedenszeiten hätte ihr die Maskenbildnerin nun dunkle Konturen auf Wangen und Nase gemalt, einen extrabreiten Lidstrich gezogen. Bühnenschminke muss dramatisch sein, damit auch die Zuschauer, die weit entfernt sitzen, die Gesichtszüge der Künstler erkennen. Zumindest darum müssten sie sich keine Sorgen mehr machen.

Fünf Minuten bevor der Dirigent die Ouvertüre spielen lässt, steigt Antonowa im Korsagenkleid in den Fahrstuhl nach unten. Sie wird an diesem Abend sehr viel rennen müssen. Drei Kostümwechsel über vier Etagen, weil es unten nicht genug Platz gibt. Sie wird die Souffleuse kaum hören können, die an der Seite der Bühne auf dem Treppchen sitzt.

Doch sie wird singen und spielen, lieben und leiden, Szenenapplaus bekommen und am Ende mit einem Freudenschrei an Tuberkulose sterben. Die treuesten Fans werden Blumen zum Bühnenrand bringen. Und hinter der Bühne werden sie sich in die Arme fallen, die alten und die neuen Sänger von Charkiw. »So Spektaklem!«, werden sie sich wünschen, so wie sie es immer getan haben. »Herzlichen Glückwunsch zur Aufführung!« ■

Reporterin Roshchyna

Ihre letzte Recherche

VERBRECHEN Die ukrainische Journalistin Viktoriia Roshchyna wollte Russlands Folter aufdecken. Und fiel ihr offenbar selbst zum Opfer.

Am Ende ihres Weges ist Viktoriia Roshchyna, die unermüdliche Recherchеurin, selbst zum Gegenstand einer Recherche geworden. Forensiker in der Ukraine untersuchen zurzeit den geschundenen Körper der Journalistin. Sie wollen herausfinden, wie Roshchyna starb und was sie vor ihrem Tod im Alter von 27 Jahren in russischer Gefangenschaft erleiden musste.

Die Reporterin war im Sommer 2023 in den besetzten Gebieten der Ukraine festgenommen und später in eine Haftanstalt in der südrussischen Stadt Taganrog gebracht worden. Mehr als 400 Tage lang befand sie sich in russischer Gewalt.

Im Februar dieses Jahres übergaben die Russen der Ukraine Roshchynas Leiche zusammen mit den Leichen von mehr als 750 toten Soldaten. Sie lag in einem weißen Sack auf der Ladefläche eines Lastwagens. Beinahe wäre Roshchynas Körper übersehen worden. Ihr Name fehlte auf der Liste, die Russland übermittelt hatte.

Erst als die ukrainischen Ermittler in Winnyzja die gefrorenen Körper auftauen, entdecken sie in einem als »männlich« markierten Sack einen weiblichen Körper und an dessen Schienbein ein Schild mit dem Namen »Roshchyna«.

Der magere Körper mit dem kahl rasierten Kopf soll zahlreiche Folterspuren aufweisen, eine gebrochene Rippe, Blutergüsse am Kopf, Verletzungen im Nacken, Spuren von Elektroschocks. Ein DNA-Test bestätigt, dass es sich um die in der Ukraine bekannte Journalistin handelt.

Bei der teilweise schon mumifizierten Leiche, so heißt es aus Ermittlerkreisen, fehlten die Augäpfel, Teile des Kehlkopfes und das Gehirn. Warum sie entnommen wurden, ist unklar. Möglicherweise wollten Roshchynas Peiniger die Todesursache verschleiern.

Roshchynas Vater Wolodymyr Roshchyn erfuhr vom Tod seiner Tochter durch eine schriftliche Mitteilung des russischen Verteidigungsministeriums im Oktober 2024. Viktoriia Roshchyna, heißt es darin, geboren am 6. Oktober 1996, sei am 19. September 2024 gestorben.

In dem nüchternen Schreiben an den Vater findet sich kein Wort über die Todesursache. Roshchynas Körper, heißt es dort, werde bei einem Leichenaustausch an die Ukraine übergeben. Aber weder im ersten noch im zweiten darauffolgenden Austausch ist die Journalistin dabei.

Das Verschwinden von Roshchyna in den besetzten Gebieten wird damals in der Ukraine viel diskutiert und geht durch alle Medien. Sogar Papst Franziskus schaltet sich ein. Ehemalige Journalistenkollegen versuchen herauszufinden, wo sie festgehalten wird.

Später wird die Rückgabe ihrer Leiche zum Politikum. Mitte Januar 2025 kommt es sogar zu einem geheimen Treffen an der belarussischen Grenze, wo russische und ukrainische Vertreter darüber verhandeln.

Die zierliche junge Frau war eine der wenigen Reporterinnen, die sich trauten, aus den von Russland besetzten Regionen zu berichten. Roshchyna, so erzählen es Kollegen, sah es als ihre Pflicht an, die Verbrechen der russischen Besatzer ans Licht zu holen. Millionen Ukrainer leben in den 2022 von Russland annektierten Teilen der Regionen Donezk, Luhansk, Saporischschja und Cherson in einem Klima der Angst und Repression. Roshchyna wollte ihnen eine Stimme geben. Sie reiste seit dem Beginn des russischen Angriffskriegs vor drei Jahren wohl insgesamt viermal in die besetzten Gebiete, obwohl die russischen Behörden ausländischen Journalisten oder Ermittlern offiziell keinen Zugang gewähren.

Die Reporterin spricht im südukrainischen Enerhodar mit Arbeitern, die den Atommeiler Saporischschja am Laufen halten, trotz Einschüchterung und Repression. Sie recherchiert die fürchterliche Geschichte von Tihran und Mykyta, zwei 16-Jährigen aus Berdjansk, die von den Besatzern der Sabotage beschuldigt und hingerichtet wurden.

Sie berichtet auch über Söldner der Wagner-Gruppe, die Russlands Machthaber Wla-

[M] DER SPIEGEL; Fotos: nugen-advokat.ru; Coordination Headquarters for the Treatment of Prisoners of War; HIMERA; YouTube

dimir Putin scharenweise an der ukrainischen Front in den Tod schickt. »Ich glaube«, soll Roshchyna zu einer Kollegin gesagt haben, »die Arbeit in den besetzten Gebieten ist das, worum es beim Journalismus eigentlich geht. Deswegen werde ich damit weitermachen.«

Die letzte Dienstreise der Reporterin in die besetzten Gebiete beginnt am 25. Juli 2023. Am Nachmittag, kurz nach 14 Uhr, verbindet sich Roshchynas Handy mit dem polnischen Mobilfunknetz. Die Journalistin muss um diese Zeit die Grenze ins Nachbarland überquert haben. Sie will über Polen, Lettland und Russland in die Besatzungszone reisen, ein gefährliches Unterfangen für eine bekannte ukrainische Journalistin. Russland kontrolliert Ukrainer, die in die besetzten Gebiete reisen, sehr genau und weist nicht wenige ab.

Dieses Mal möchte Roshchyna herausfinden, was mit Tausenden ihrer Landsleute geschehen ist, die dort seit Beginn des russischen Angriffskriegs spurlos verschwunden sind, angeblich in geheimen Gefängnissen in den besetzten Gebieten und auch auf russischem Staatsgebiet.

Die Journalistin will diese Orte dokumentieren, auch die Folterkammern, von denen sie gehört hat. Sie will mit Überlebenden sprechen und Täter identifizieren. Als Roshchyna am 26. Juli über die lettisch-russische Grenze am Checkpoint Ludonka reist, gibt sie auf dem Einreiseantrag als Ziel die besetzte Stadt Melitopol in der Region Saporischschja an. Danach verliert sich Roshchynas Spur. Anfang August meldet sie sich kurz bei ihrer jüngeren Schwester. Dann bricht der Kontakt ab.

Inzwischen ist bekannt, dass Roshchyna im Winter 2023 selbst an einen der Orte gebracht wurde, über die sie schreiben wollte: in das berüchtigte Foltergefängnis »Siso 2« im südrussischen Taganrog.

Es ist nicht einfach, sich dem Menschen Viktoriia Roshchyna anzunähern. Die Journalistin galt unter Kollegen als Einzelgängerin, arbeitswütig, zielstrebig, akribisch. Um ihre Quellen zu schützen, nutzte sie mehrere Telefone und Accounts und stellte in Chats »verschwindende Nachrichten« ein. Bevor sie auf Recherchen in die besetzten Gebiete fuhr, säuberte sie ihr Telefon, löschte Fotos und andere Informationen, die den Besatzungsbehörden verdächtig vorkommen könnten.

Chrystyna Kozira, die damalige Chefredakteurin des Onlinemediums Hromadske, bei dem Roshchyna mehrere Jahre arbeitete, lobt das Arbeitsethos der jungen Kollegin. Doch Roshchyna sei als Mitarbeiterin »nicht kontrollierbar« gewesen. Sie sei ohne Absprache mit ihren Vorgesetzten gereist, oft lange abgetaucht. »Sie wollte sich auf niemanden verlassen, sie vertraute niemandem«, sagt Kozira.

Wie gefährlich der Einsatz im von Russland kontrollierten Gebiet ist, erfährt die Reporterin schon früh. Im März 2022 wird sie bei einer Recherchereise in Berdjansk in der Region Saporischschja für mehrere Tage festgenommen. Sie habe auf dem Boden schlafen müssen, so beschreibt sie es später, und habe sich von ihrem Proviant und süßem Tee ernährt.

Vor ihrer Freilassung wird sie gezwungen, ein absurdes Video aufzunehmen, das man noch immer im Internet anschauen kann: In der Aufnahme steht Roshchyna in einem kargen Raum neben einer Zimmerpflanze und spricht in die Kamera, die Arme vor der Brust verschränkt. Sie bedankt sich ausgerechnet beim russischen Militär. Das Video wird auf prorussischen Plattformen verbreitet – eine gezielte Demütigung.

Ihre damalige Chefin Kozira erzählt, man habe Roshchyna nach ihrer Rückkehr einen Psychologen besorgt, sich große Sorgen um sie gemacht. Doch die Reporterin sei entschlossen gewesen, ihre Arbeit fortzusetzen. Irgendwann wurde Kozira die Verantwortung zu groß. Sie trennte sich von der Journalistin. Roshchyna arbeitete als freie Reporterin, nun ganz auf eigene Faust.

Geboren und aufgewachsen ist Roshchyna in Krywyj Rih, der Industriestadt, aus der auch der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj stammt. Ihr Vater Wolodymyr Roshchyn lebt dort noch immer. Für ein Treffen mit einer ukrainischen Journalistin schlägt er ein Café in einem Einkaufszentrum vor, in dem er gern mit seiner Tochter gesessen und den Ausblick genossen hat. Inzwischen ist ein georgisches Restaurant eingezogen. Vom Fenster aus ist eine kleine Kirche mit blau gedecktem Dach zu sehen, dahinter rauscht der Fluss Saksahan durch die Landschaft. Am anderen Ufer erstrecken sich die weißen Wohnblöcke des Stadtteils Pokrowskyj fast bis zum Horizont.

Roshchyn erinnert sich, dass seine Tochter, die er Vika nennt, schon als Kind immer mit ihrer Kamera herumgelaufen sei und alles dokumentiert habe. Früh ist ihr klar, dass sie Journalistin werden will, sie dreht Videos für die Journalismus-AG ihrer Schule und arbeitet schon mit 21 Jahren für Hromadske, den Sender, der während der Revolution auf dem Maidan beliebt wurde. Vor der russischen Invasion schreibt Roshchyna vor allem über Verbrechen und Gerichtsurteile. Das Dunkle, Gefährliche interessiert sie – und Gerechtigkeit für die Opfer.

Viktoriia Roshchynas letzte Recherchereise endet offenbar jäh in der besetzten Kleinstadt Enerhodar. Dort soll sie eine Unterkunft gemietet, für drei Nächte im Voraus bezahlt und dann mit ihrem Rucksack losgezogen sein. Später, im Foltergefängnis von Taganrog, wird sie einer Zellennachbarin erzählen, dass sie einige Tage in einer Polizeistation in Enerhodar festgehalten wurde. Dann wurde sie wohl ins 100 Kilometer entfernte Melitopol gebracht.

»Ihr seid Besatzer, ihr seid in unser Land gekommen, ihr ermordet unsere Leute!«
Viktoriia Roshchyna

An beiden Orten wird sie offenbar gefoltert. Als Roshchyna im Dezember 2023 in Taganrog ankommt, ist ihr Zustand wohl bereits schlecht. Die Zellengenossin berichtet, sie habe Schnittwunden an den Armen und Beinen der Journalistin gesehen. Ein Mann, der in der Zelle neben Roshchyna inhaftiert war, hört, dass sie das Essen verweigert und viel Gewicht verliert. Obwohl ihre Stimme schon schwach gewesen sei, sei sie die Wärter angegangen: »Ihr seid Besatzer, ihr seid in unser Land gekommen, ihr ermordet unsere Leute!«

Die Angehörigen der Journalistin erfahren von alldem nichts. Im August 2023 melden sie Viktoriia als vermisst. Roshchynas Vater stellt Anträge bei der russischen Regierung und fragt nach dem Verbleib seiner Tochter. Doch erst ein Dreivierteljahr später, im April 2024, teilen ihm die Behörden schriftlich mit, dass seine Tochter sich in russischer Gefangenschaft befindet. In dem Schreiben heißt es, Viktoriia sei auf »russischem Territorium« inhaftiert.

Vor einem Besuch von Vertretern der russischen Kommissarin für Menschenrechte im Gefängnis Taganrog soll sie Recherchen der Nichtregierungsorganisation Reporter ohne Grenzen zufolge versteckt worden sein. Eine gängige Methode, wenn man dem ukrainischen Geheimdienst glaubt: In anderen russischen Gefängnissen sei die Folter drei Wochen vor ähnlichen Kontrollbesuchen ausgesetzt worden, kurz vorher seien dann Hygieneartikel, neues Bettzeug und neue Kleidung ausgeteilt worden – verbunden mit der Drohung: Wer über Folter rede, bekomme diese danach umso härter zu spüren.

Ihre Eltern dürfen noch einmal mit Roshchyna sprechen, im August 2024, rund ein Jahr nach ihrer Festnahme. Das Gespräch dauert etwa vier Minuten und wird von einer ukrainischen Regierungsstelle organisiert. Tagelang habe er das Telefon nicht aus der Hand gegeben, so erzählt der Vater, weil unklar war, wann der Anruf kommen würde. Als es endlich klingelt, schießt er los: »Wo bist du? Wie geht es dir?«, fragt er sie, aber Viktoriia, so erzählt er es, antwortet nicht auf diese Fragen. Sie spricht Russisch, offenbar, weil jemand im Hintergrund zuhört. Sie vermisse ihre Familie, habe Roshchyna gesagt, und dass ihr versprochen worden sei, im September zu Hause zu sein. Der Vater ermahnt sie, anständig zu essen. Roshchyna verspricht es. »Tschüss Mama, Papa, ich habe euch lieb!«, sagt sie am Ende.

Laut der Anwältin der Familie war Roshchyna damals tatsächlich für einen Gefangenenaustausch im September vorgesehen. Es kommt anders.

Roshchynas Vater hört Ende Februar aus Russland. Die Ermittlungsbehörden von Taganrog teilen in einem Brief mit, dass mit Bezug auf den Tod von Viktoriia Roshchyna keine Informationen über ein Verbrechen vorliegen.

Ann-Dorit Boy, Christo Buschek, Dajana Kollig, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer, Fedir Petrov
Mitarbeit: Joachim Bartz, Stas Kozliuk, Tetiana Pryimachuk, Phineas Rückert ■

DER SPIEGEL

Lieblingsprämie wählen

Jetzt eine neue Leserin oder einen neuen Leser werben und Ihre Prämie sichern!

Faltliege »Nassau« – rot/beige
Aus geöltem Eukalyptusholz und mit bequemer Wendeauflage.
Aufstellmaße: ca. 186 × 55 × 56 cm. Ohne Zuzahlung.

€150,– Prämie
Erfüllen Sie sich selbst oder Ihren Lieben einen besonderen Wunsch!

Weber Holzkohlegrill »Bar-B-Kettle«
Ein Klassiker mit porzellanemailliertem Deckel und Kessel. Maße: 47 × 91 × 58 cm. Ohne Zuzahlung.

€-150-Amazon-Gutschein
Über eine Million Bücher sowie DVDs, Technikartikel und mehr für Sie zur Auswahl.

TCL Android Tablet TAB 10L Gen2
Mit 10,1-Zoll-Display, 1,8-GHz-Prozessor und 3 GB RAM für schnelle Performance.

Einfach jetzt bestellen: abo.spiegel.de/p25

oder telefonisch unter: 040 3007-2700
DER SPIEGEL zum Vorzugspreis von nur €6,60 statt €6,90 im Einzelkauf.

Bloß kein Ei

ITALIEN Strenge Richter wachen über die Qualität neapolitanischer Pizza weltweit. Wer das Handwerk vor Ort erlernen will, muss sie von seiner Margherita überzeugen.

Die Pizzabäcker von Neapel haben wenig unversucht gelassen, um der Welt zu beweisen, dass ihre Pizza die beste ist. Im vergangenen Juli bestiegen sie den Mont Blanc und bereiteten auf 3466 Metern über dem Meeresspiegel im Holzofen eine neapolitanische Pizza zu, die höchste Europas. Im April dieses Jahres stiegen sie in eine Kohlenmine im polnischen Zabrze hinab, dort setzten die Männer 320 Meter unter der Erde den Rekord für die tiefste neapolitanische Pizza Europas. Sie beförderten Zutaten und einen Ofen auf eine Forschungsstation in die Antarktis und unterrichteten die Wissenschaftler darin, ihre Spezialität zu backen.

»Wir wollen das kulinarische Erbe der Stadt bewahren«, sagt Stefano Auricchio, 52 Jahre alt, Generaldirektor der »Associazione Verace Pizza Napoletana«, ein Mann, der schnell und ausschweifend über seine Leidenschaft spricht. Er empfängt in den Vereinsräumen im Norden der süditalienischen Metropole, auf dem Hügel Capodimonte, hoch über dem quirligen Treiben der Innenstadt. An der Wand hängen Fotos der Mitarbeiter, auf denen sie Mehl bedeckte Nasen haben, in den Regalen stehen Tomatendosen und Olivenölflaschen.

»An diesem Ort hat unser Gründer im Sommer 1984 mithilfe von 17 Pizzabäckern zum ersten Mal das Rezept für neapolitanische Pizza offiziell niedergeschrieben – und notariell registrieren lassen«, sagt Auricchio. Ein wichtiger Moment: Danach erkannten die italienische Regierung und die Europäische Union die traditionelle Zusammensetzung und Herstellung der Pizza Napoletana an. Im Jahr 2017 nahm die Unesco die »Kunst des neapolitanischen Pizzabäckers« in die Liste des immateriellen Kulturerbes der Menschheit auf.

»Nun versteht die ganze Welt, was der Unterschied zwischen unserer Pizza und den anderen ist«, sagt Auricchio. Der flachen, römischen Pizza etwa, deren Teig quadratisch ausgerollt wird. »Wir haben heute 1150 zertifizierte Partnerrestaurants in 60 Ländern, die unser Handwerk respektieren«, erzählt er. »Und wir überprüfen, was sie verkaufen. Durch stichprobenartige Besuche, Kundenrezensionen – oder indem wir uns die Fotos ansehen, die Restaurantbesitzer auf Social Media von ihren Pizzen posten.« Wer schlechte Ware anbietet, wird zum Kurs nach Neapel geladen.

Generaldirektor Auricchio führt ins Erdgeschoss, durch die aufgeheizten Backstuben, in denen sich 16 Männer und Frauen um zwei strenge Lehrer drängen. Sie alle sind hier, um neun Tage lang zu lernen, wie man echte neapolitanische Pizza backt. Die Schüler stellen pro Tag etwa 30 Pizzen her – macht pro Person 270 Pizzen während des Kurses. Was nicht gegessen wird, geht an die örtliche Caritas.

Da ist Onur, ein Softwareingenieur aus Stuttgart, der sich nach Arbeit mit den Händen sehnt. Dave, Produzent aus New York, der für seine Liebe zur Pizza nach Neapel gezogen ist. Matteo, ein Koch aus dem italienischen Aostatal, der sein Repertoire erweitern will. Und Gilda aus Concepción, Chile, die keine Lust mehr auf ihre Anwaltsarbeit hatte und jetzt eine kleine Pizzeria eröffnen will. Die meisten hier wollen Pizza backen, weil sie sich nach der Schönheit des Einfachen sehnen. Die Welt wird komplizierter, aber für einen guten Pizzateig braucht es nur vier Zutaten.

Machi di Pace / DER SPIEGEL (2)

Pizza-Richter bei Begutachtung in Neapel, perfekte Margherita

Der Teig der Pizza Napoletana geht vom Wasser aus (und nicht vom Mehl!), das optimalerweise eine Temperatur von 16 bis 22 Grad Celsius hat, so erklärt es der Generaldirektor. Grobes Meersalz dazu, was einen antibakteriellen Effekt hat. Es folgen Bierhefe, dann Mehl, Typ 00 oder 0 (was dem deutschen Typ 405 entspricht), das aus hochwertigen Weizensorten mit einem hohen Proteingehalt besteht. »Der Teig muss 12 bis 24 Stunden ruhen, danach wird die Kugel mit einer Schlagtechnik geöffnet und tellerrund geformt.« Für eine klassische Margherita kommen Tomatensoße, Basilikumblätter, Mozzarella und ein Schuss Olivenöl dazu.

»Und dann haben wir den typischen dickeren Rand«, sagt Auricchio, »er entsteht beim Backen durch das im Teig gebundene Gas automatisch dort, wo der Teig nicht mit Tomatensoße bestrichen ist.« Achtung: Er darf maximal zwei Zentimeter hoch sein, und natürlich wird er mitgegessen. »Alles andere wäre ein Massaker«, sagt Auricchio.

Die Schüler erfahren auch mehr über die Geschichte der Pizza, die bis zum Jahr 1600 zurückgeht. Die erste historisch erwähnte Pizza sei mit Schmalz, Basilikum und Käse belegt gewesen, erzählt der Generaldirektor. Später nahm man statt Tierfett Olivenöl und dazu Tomaten, die mit den spanischen Kolonialisten aus Peru nach Europa kamen. Um 1700 folgte der Büffelmozzarella: Die ersten »Tomaten-Mozzarella«-Pizzen entstanden, damals ein Essen für einfache Leute, das sie gefaltet im Gehen aßen. Berühmt wurde die »Margherita« 1889, anlässlich des Besuchs der damaligen Herrscher Italiens, König Umberto I. und Königin Margherita, deren Leibkoch die typische Pizza für die noblen Gäste in Neapel zubereitet haben soll.

In der Backstube der Associazione steht am nächsten Morgen die finale Prüfung an. Ein Schüler nach dem anderen wird hereingebeten, um vor den Augen zweier Richter eine Pizza Margherita zu backen. Gilda aus Chile ist aufgeregt, sie weiß, was alles schiefgehen kann. Als Erstes kontrolliert sie den Holzofen, der bei circa 485 Grad Celsius brennen muss. Dann nimmt sie den Teig, drückt, wirbelt, belegt, zieht die Pizza auf eine Schaufel und schiebt sie in den Ofen. Ruckartig bewegt sie sich nach hinten, um die Pizza abzuwerfen. Bloß nicht nach vorn, dann würde die Kreation eiförmig. Nach 60 bis 90 Sekunden ist ihr Werk fertig für den Richtertisch, »fast rund«, sagt sie stolz auf dem Weg dahin.

Die Richter schnuppern, tasten, heben die Pizza an. Sie bemängeln die schwarzen Flecken am Rand, die durch zu viel Mehl auf der Arbeitsfläche entstanden sind. Gilda bekommt für den praktischen Teil ihrer Prüfung 65 von 100 Punkten, sie hat zufriedenstellend bestanden. »Üben, üben, üben«, sagen die Pizza-Richter. Gilda strahlt, es gibt gerade nichts Freudvolleres.

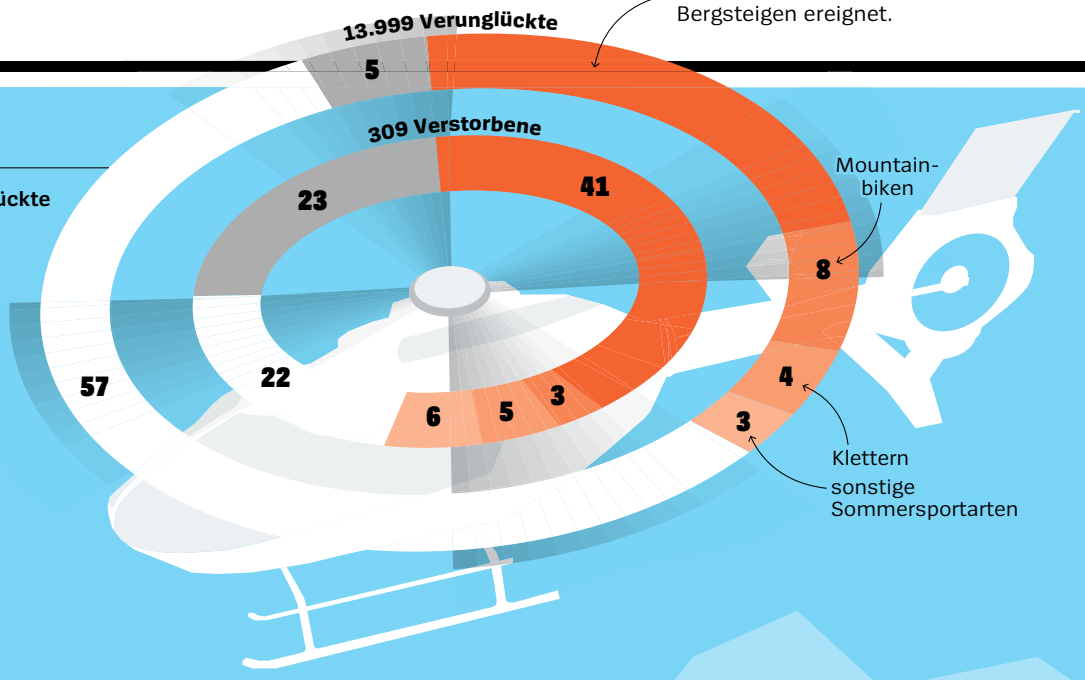
Katrin Kuntz ■

23 **Prozent** dieser Unglücks- und sogar 41 Prozent der Todesfälle haben sich beim Wandern oder Bergsteigen ereignet.

Von Bergen bergen

In der Saison 2024 alpin Verunglückte in Österreich, Anteile in Prozent

- bei Sommersportarten
- bei Wintersportarten
- aus sonstigen Gründen



5 • Quelle: ÖKAS

In Österreich gab es 2024 mehr tödliche Bergunfälle als in den Vorjahren. Von den insgesamt 309 Menschen, die vor allem bei Wanderungen oder beim Bergsteigen umkamen, stammten 85 aus Deutschland. Die meisten der Verunglückten waren Männer (269) und über 51 Jahre alt. Die höchste Todesrate wurde in den Monaten Juli und August verzeichnet. Die Erklärung ist einfach: Wegen der günstigen Wetterverhältnisse sind in dieser Zeit immer besonders viele Wanderer und Kletterer im Gebirge unterwegs.

HALL OF FAME

Desmond Watson, Footballspieler

Für Desmond Watson wird sogar der Besuch einer Tankstelle zuweilen zur Herausforderung. Er füllt dann Benzin in sein Auto, will bezahlen, und plötzlich überkommt es ihn. »Man geht rein und sieht nur Junkfood«, sagte Watson. »Und wer isst nicht gern, wenn er Auto fährt?«

Tatsächlich essen sehr viele Menschen gern beim Autofahren. Vermutlich aber die wenigsten so leidenschaftlich wie Watson. Bei einer Körpergröße von 1,98 Metern wiegt er rund 200 Kilogramm. Beeindruckend viel, zumal für einen Leistungssportler.

Und dennoch hat er nun Chancen, es in die amerikanische Profifootballliga NFL zu schaffen. Beim Draft, der jährlichen Talentbörse, wurde er am Samstag zwar nicht gewählt, dennoch unterschrieb er jetzt einen Vertrag bei den Tampa Bay Buccaneers.

Beim zweimaligen Super-Bowl-Sieger kämpft er um einen Platz im Kader. Erreicht er sein Ziel, wäre Watson der schwerste Spieler der NFL-Geschichte. Der Rekordmann in einem Sport, in dem Fliegengewichte keine Chance haben. Denn auf bestimmten Positionen müssen Footballer schwer sein. Im Kampf Mann gegen Mann können die Stars vor allem ihr Gewicht einsetzen.

In Watsons Fall wäre es dennoch unfair, ihn auf sein Gewicht zu beschränken. Er spielte zuletzt vier Jahre für die University of Florida, verpasste dort kein einziges Spiel. Watson sei groß und schwer, aber auch »extrem intelligent«, sagte sein Trainer.

Auf dem Feld ist es die Hauptaufgabe des Defensive Tackle, die Laufspielzüge der Gegner aufzuhalten. Im besten Falle prallen die flinken Kerle von ihm ab. »Ich bin einer der besten Laufstopper da draußen, und das liegt nicht nur an meiner Statur. Da ist auch ein bisschen Technik dabei«, sagte Watson. Und er ist flink. Über 40 Yards (etwa 36,5 Meter) benötigte er nicht einmal sechs Sekunden. Es gibt weniger massige Spieler, die langsamer sind.

James Gilbert / Getty Images

Natürlich birgt das Gewicht Risiken. Die Fettpolster können das Herz überfordern. Außerdem fehlt irgendwann die Beweglichkeit.

Watson scheint das zu wissen, er sagt, er habe schon einiges abgenommen. Zuletzt hat er offenbar sogar das Problem mit den Tankstellen in den Griff bekommen. Er geht nicht mehr rein, nicht mehr dahin, wo das Junkfood lockt. Sondern bezahlt gleich an der Zapfsäule. KJO

Und wir alle glänzen weiter!

Meistermacher Slot im Liverpooler Stadion

David Rawcliffe / Propaganda Photo / IMAGO

FUSSBALL Der Niederländer Arne Slot führte Liverpool gleich im ersten Jahr nach Jürgen Klopp zum Titel. Was macht er anders als sein Vorgänger? *Von Ron Ulrich*

Jürgen Klopp kann eine Stadt verlassen und trotzdem an jeder Ecke auftauchen. Etwa im irischen Pub »Lanigans« unweit des Liverpooler Bahnhofs, wo sich die Besucher samstags zu Karaokeklassikern in den Armen liegen.

Über dem Ausgang: eine Tafel mit den Konterfeis der Legenden des Liverpool FC, von den Anfängen bis heute, eine Art Heiligengalerie. Am Ende der Reihe ist ein Mann mit unverkennbar breitem Lächeln abgebildet. Sie nennen ihn hier im örtlichen Idiom einfach »Jeergan«.

Seit fast einem Jahr ist Klopp nicht mehr Trainer in Liverpool, dennoch grinst er von Wandgemälden, auf Tellern in den Souvenirshops oder auf dieser Tafel. Die Stadt scheint wie ein Klopp-Graceland. Bei Spielen von Liverpool tragen Männer einen Spruch auf ihrem Shirt-Rücken: »Sollte ich Jürgen Klopp mit meiner Frau im Bett erwischen, würde ich ihn fragen, was er zum Frühstück mag.«

Wenn Klopp geht, hinterlässt er bei seinen Klubs jedes Mal tiefe Wehmut. *»Nobody gets out sober«,* steht unter der Tafel im »Lanigans«, keiner geht nüchtern raus. Aus Pubs nicht und auch nicht aus Vereinen.

Nach Klopps Abschied im vergangenen Sommer würde sich der kollektive Kater über Liverpool legen, das war so gut wie sicher. Wohl keine Nachfolge im europäischen Fußball schien undankbarer, kein Schatten größer.

Doch dann kam ein recht unbekannter Glatzkopf aus den Niederlanden an die Merseyside, der 46 Jahre alte Arne Slot. Einer, der stoisch am Rand stehen kann, ein Pragmatiker, der nicht am lautesten im Raum über Witze lacht, sondern in sich hinein. Einer, der immer wieder betont, er müsse rational sein. Ein komplett anderer Typ als Klopp. Einer, der Liverpool gleich in seiner ersten Saison unangefochten zum englischen Meistertitel führte, ein fulminantes 5:1 über Tottenham am Sonntag reichte dafür. Und das ohne wirklichen nennenswerten Neuzugang.

»Niemand konnte damit rechnen, dass wir so eine Saison spielen würden«, sagte Liverpools Kapitän Virgil van Dijk Mitte März. Doch je länger man in Liverpool und in den Niederlanden mit Leuten spricht, die den Abschied von Klopp oder die Persönlichkeit von Slot einordnen können, desto erklärbarer erscheint dieser Titel.

Es ist eine Geschichte von der Kunst, am Ende einer Ära nicht alles zu ändern, sondern nur das Wichtige. Wie es der berühmteste Sohn der Stadt, John Lennon, einst sang: *We all shine on.*

Um Neuanfänge in Liverpool zu ergründen, eignet sich vermutlich kein Ort besser als die Docks. Am einst modernsten Hafen der Welt stehen nun Museen und Büros. Früher haben sie von hier aus Fracht in die Welt geschickt, heute schicken sie Videos.

»The Anfield Wrap« hat sich hier eingemietet, ein Fan-Podcast über Liverpool, mehr als eine Million digitale Follower. Vor zwei Jahren brachten die Macher eine fünfteilige, aufwendige Video-Doku über Klopp heraus, für die sich der Trainer öffentlich bedankte. Auch hier himmeln sie den Deutschen noch immer an, doch sie können die Emanzipation von ihm immerhin erklären.

Es komme auf die Details an.

»Schauen Sie mal genau auf die offiziellen Bezeichnungen«, sagt Andy Bell, einer der Mitwirkenden, ein 26-Jähriger mit Backenbart, der aus Nordirland in die Stadt kam. »Klopp war der ›*manager*‹, Slot aber wird als ›*head coach*‹ geführt.« Jahrelang habe Klopp sich um alles gekümmert, auch das habe ihn aufgezehrt.

Anfangs wusste Klopp noch den Sportdirektor Michael Edwards an seiner Seite, dem er vertraute. 2017 wollte der Trainer eigentlich Julian Brandt nach Liverpool holen, doch Edwards, ein Datenanalytiker, überzeugte ihn vom Ägypter Mohamed Salah. Ein goldener Transfer, denn Salah wurde zu einem der besten Spieler aller Zeiten.

Klopp und Edwards kamen in der Folge dann nicht mehr so gut miteinander aus. »Weil Klopp zu mächtig wurde«, wie es die Liverpool-Legende Jamie Carragher umschrieb – oder weil Edwards etwas Glanz abbekommen wollte, wie es Kenner der Führungsriege beschreiben. Edwards verließ den Klub 2022, kehrte aber nach Klopps Abschied 2024 als Fußballchef zurück, auch ein Sportdirektor war wieder da. Arne Slot ist jetzt einfach nur: Trainer.

So steckt das erste Geheimnis seines Erfolgs hinter dem Wort »weniger«. Weniger Verantwortung außerhalb des Rasens, aber auch weniger Intensität auf dem Rasen. Dafür mehr Kontrolle im Spiel. Entschleunigung, um nach vorn zu kommen.

Wandgemälde mit Ex-Trainer Klopp

Gary Oakley / IMAGO

Andy Bell von Anfield Wrap nennt ein Beispiel für die Veränderung: »Unter Slot haben wir in Wolverhampton Anfang des Jahres 2:1 gesiegt, unter Klopp hätten wir wohl weiter gepresst und 6:0 gewonnen. Doch im Laufe der Saison wäre der Sprit ausgegangen.«

In Klopps letzter Saison mussten Jugendspieler ran, weil sich so viele Stammspieler verletzt hatten. Insgesamt fast 1400 Tage fielen Liverpooler Spieler seinerzeit aus, mehr als doppelt so viele Ausfalltage wie beim Konkurrenten Manchester City. Auch das führte zu Patzern im Meisterschaftsrennen. Der »Heavy-Metal-Fußball«, wie Klopp seine Idee einst nannte, schafft wie der Musikstil elektrisierende Unterhaltung und bleibende Erinnerungen; Ärzte und Apotheker würden ihn jedoch nicht als gesundheitsfördernd empfehlen. Doch Klopp hätte es wohl nicht übers Herz gebracht, seinen Stil zu ändern.

Bei der Suche nach seinem Nachfolger setzte Liverpool auf Daten. Slot stach auch deswegen heraus, weil seine Spieler in Rotterdam eine Verfügbarkeit von über 90 Prozent aufwiesen.

Bereits in den ersten Wochen ließ er die Mannschaft nicht unentwegt anrennen, sondern gönnte ihr Erholungspausen im Ballbesitz. Als Trainer in den Niederlanden hatte er, auf Englisch, eine Anweisung über den Trainingsplatz gerufen, die nun als sein Mantra verstanden wird: *Kill them with passes.* Frei übersetzt: Zermürbt den Gegner mit euren Pässen.

Slot ließ Liverpool auch mal tiefer verteidigen. Er regelte den Puls herunter. Zwei defensive Mittelfeldspieler anstelle von nur einem bestimmten den Fluss im Spiel, besonders Ryan Gravenberch, vom FC Bayern gekommen, blühte als Ballverteiler auf. Slot setzte auf Spielkontrolle, mit dosiertem Gegenpressing. Er baute in das Hardrock-Konzert, wenn man so will, Unplugged-Sessions zur Regeneration ein.

Von größeren Verletzungen blieb das Team auch deswegen verschont. Im März konnte Slot zum sechsten Mal in Folge dieselbe Elf aufstellen, was Klopp in seinen fast 500 Spielen nie vergönnt war.

Slot passte genau ins datenbasierte Liverpooler Modell. Er brachte Mitarbeiter im Athletikbereich mit, die auf Periodisierung setzen: Jeden Morgen bekommt das Trainerteam anhand von Laufwerten oder Blutmessungen für jeden Spieler genaue Anleitungen, wer wie lange auf dem Platz stehen muss. »Manchmal gehen wir dann genau mit diesen Spielern noch in Kleingruppen zusammen«, sagt Liverpools Torwarttrainer Fabian Otte.

Der Deutsche kam im Sommer nach Liverpool, schon vorher hatte er wissenschaftliche Erkenntnisse in seine Arbeit einbezogen. Spieler wie Mo Salah, sagt Otte, würden un-

glaublich viel individuell im Kraftraum arbeiten, um Verletzungen vorzubeugen. Und: »Es ist absolut essenziell für unser Modell, dass Arne den Experten viel Freiraum gibt. Er ändert nach ihren Hinweisen mitunter die Belastung, Spielfeldgrößen und Trainingsdauer. Das mag sich normal anhören, aber so ein offener Cheftrainer ist im Fußball nicht immer selbstverständlich die Regel.«

Slot ist auch Schlaf sehr wichtig. Er lässt die Spieler häufiger daheim übernachten oder verschiebt Trainingszeiten nach hinten. Es sind die Details, die offenbar entscheiden können.

Wenn Ären im Mannschaftssport enden, erholen sich Vereine nur langsam davon oder nie, Manchester United nach Sir Alex Ferguson ist ein gutes Beispiel, Arsenal nach Arsène Wenger, die Chicago Bulls nach Phil Jackson im Basketball. Borussia Dortmund beschäftigte in den zehn Jahren nach Klopps Weggang 2015 neun Trainer.

In Liverpool ist weniger von Klopps Fußstapfen die Rede, weil Slot einen anderen Weg ging.

Das nächste Geheimnis seines Erfolgs ist simpel: Er wollte Klopp nie imitieren. Als Slot Mitte März sein erstes Finale mit Liverpool beim Ligapokal verliert, gegen Newcastle, steht er während der 90 Minuten am Rand, die Hände in den Taschen, ungerührt wie ein Aufseher. Wenn Liverpool eine Ecke bekommt, stellt sich der Techniktrainer neben ihn und gibt Anweisungen. Immer wieder eilt ein Co-Trainer heran, flüstert Slot Analysen zu, gibt gleichberechtigt Instruktionen.

Slot kann delegieren, er nimmt sich zurück. Nur einmal sucht er Kontakt zum Publikum, als er nach dem Spiel die Liverpooler Kurve abläuft und ihr applaudiert. Nach der enttäuschenden Leistung hätte sein Vorgänger wohl sein Innerstes nach außen gekehrt. Slot nimmt stattdessen vor der Presse Platz, fast regungslos analysiert er die Fehler seiner Mannschaft. Am Ende weist er den Pressesprecher sogar noch darauf hin, dass es weitere Nachfragen geben würde.

»Er ist wirklich fantastisch darin, Strömungen innerhalb des Teams zu erkennen.«

Mikos Gouka, Slot-Biograf

Slot ist kein Selbstdarsteller. Er wirkt, als müsste er niemandem etwas beweisen. Weil sein Vertrauen in die eigene Fußball-Kenntnis unerschütterlich scheint.

Arend Martijn Slot wurde in Bergentheim im Osten der Niederlande groß. Seine Eltern arbeiteten beide als Lehrer, der Vater trainierte den örtlichen Fußballklub. Schon im Alter von sechs Jahren soll der junge Arne Slot bei Teambesprechungen immer in der Ecke der Kabine und bei Spielen auf der Bank gesessen haben.

Als Fußballer wurde er zu einem zentralen Mittelfeldspieler. Er musste mehr vom Spiel verstehen, erklärte Slot mal, weil er selbst nicht schnell war. Vor einer Partie mit Sparta Rotterdam gegen Ajax Amsterdam habe *er* die Taktik geändert, heißt es, nicht der Trainer. Sparta siegte sensationell 4:0.

Den Underdog Alkmaar führte Slot als Trainer beinahe zur Meisterschaft, Feyenoord ins Europapokalfinale. Unermüdlich zeigte er seinen Spielern Videos von Pep Guardiolas Mannschaften. Slot liebt Analysen, oft wirkt es, als könnte er ein Spiel vorhersehen. Wie nur wenige andere kann er mitten in einer Partie umstellen. Bevor er Liverpool übernahm, hatte er nicht nur die vorangegangenen Spiele, sondern auch Aufnahmen der Trainingseinheiten studiert. Der Ex-Profi Gary Lineker fragte Slot vor Kurzem, wie er von einem harten Tag als Trainer abschalte. Slot antwortete: »Ich schaue Fußballspiele.«

So zurückhaltend er wirken mag, Slot verfügt über einen trockenen Humor. An seinem ersten Tag auf Liverpools Trainingsgelände soll er frohlockt haben, dass sie ihm den Einstand einfach gemacht hätten. Dazu zeigte er auf einen Mitarbeiter und sagte: »Da ist noch ein anderer Glatzkopf, danke.« Auf die Frage, warum Curtis Jones unter ihm so viel besser spiele, sagte Slot: »Er ist Vater geworden. Aber damit habe ich nun wirklich nichts zu tun gehabt.«

Andererseits kann er sehr strikt sein. Als Slot im ersten Liverpool-Spiel den Verteidiger Jarell Quansah zur Pause auswechselte, erklärte er dies ohne Plattitüden mit dessen verlorenen Duellen. Für den Trainer war es unverständlich, warum daraus in England eine große Sache gemacht wurde. Slot ist zu seinen Spielern direkt, aber fair.

»Er ist wirklich fantastisch darin, Strömungen innerhalb des Teams und drum herum zu erkennen«, sagt der niederländische Journalist Mikos Gouka, der das Buch »Slot-bal« geschrieben hat. »In seiner Zeit in Alkmaar hat er nach der Qualifikation für den Europapokal in den Videoaufnahmen analysiert, welche Ersatzspieler beim Abpfiff nicht mitgefeiert haben. Dann hat er das Gespräch mit ihnen gesucht und sie aufgebaut.« Ähnliche Strömungen hat Slot in Liverpool erkannt.

Die hochveranlagte Mannschaft brauchte nach Klopp einen neuen Impuls, ein neues Gesicht. Der Autor und Liverpool-Kenner Tony Evans schrieb im Magazin »FourFourTwo« über Klopps Spätphase: »Ja, die Spieler liebten ihn, aber nicht immer.« Klopp sei viel konfrontativer gewesen als für Außenstehende ersichtlich. »In der schmerzhaften Saison 2022/23 wurden die Umarmungen auf dem Spielfeld zwischen Klopp und den Spielern zu passiv-aggressiven *shoulder bumps*. Zwist lag in der Luft.«

Sichtbar wurde dieser Zwist immer dann, wenn der Star Salah mit den Entscheidungen des Trainers Klopp haderte. Im April 2024 mussten Mitspieler zwischen ihnen schlichten. Enge Beobachter sagen, dass es zwischen Klopp und Salah kein weiteres Jahr gut gegangen wäre. Slot ließ Salah häufiger etwas tiefer auf dem Feld beginnen, sodass der Trainer selbst scherzte, Salah sei ein rechter Verteidiger. Der Ägypter nutzte den vor ihm entstandenen Raum für seine wohl beste Saison in der Karriere: Kurz vor Ende der Saison steht er bei unglaublichen 28 Toren und 18 Vorlagen in 34 Liga-Spielen. Salah hing an Klopp, aber in ungewöhnlicher Offenheit bekannte er im offiziellen Stadionheft zum diesjährigen Ligapokalfinale: »Mein Leben ist leichter als unter Jürgen Klopp.«

Es bestehen durchaus Parallelen zu Klopps letzter Saison in Dortmund 2014/15. Auch da folgten ihm zwar die Spieler weiterhin, doch es gab Momente der Zwietracht, beispielsweise, als Klopp mit dem damaligen BVB-Mittelfeldspieler Sebastian Kehl in Gladbach heftig aneinandergeriet. Bei der Verkündung seines Dortmunder Abschieds einige Tage

Carl Recine / Getty Images

Topstar Salah: »Mein Leben ist leichter als unter Jürgen Klopp«

später sagte Klopp, angesprochen auf das Verhältnis zu den Spielern: »Wenn ich bleibe, hätten sich viele, viele Dinge verändern müssen unter Umständen. Wenn meine Position verändert wird, können viele Dinge gleich bleiben.«

In Dortmund übernahm seinerzeit Thomas Tuchel, er verglich die Aufgabe so: »Das ist, als würde man ›Wetten, dass ..?‹ nach Thomas Gottschalk übernehmen.« Tuchel schaffte in der ersten Saison nach Klopp die zweitmeisten Punkte der BVB-Vereinsgeschichte, unter normalen Umständen wäre die Elf erneut Meister geworden, was das Post-Klopp-Trauma abgemildert hätte. Doch die Umstände waren nicht normal, weil zur selben Zeit ein Besessener die Bayern von Rekord zu Rekord peitschte: Pep Guardiola.

Fußball hat viel mit Timing und Glück zu tun; Slots Vorteil ist auch, dass er nicht auf den Guardiola jener Jahre als Konkurrenten traf. Mit Manchester City stürzte der Katalane in dieser Saison ab, ließ sich auf Scharmützel mit Fans ein, blaffte Reporter an und kratzte sich bei einem Spiel gegen Rotterdam die Nase blutig.

Es ist eine Ironie der Geschichte: Jahrelang hatten sich Klopp und Guardiola mit taktischen Kniffen und personellen Finten gegenseitig angestachelt und ihre Teams zu immer neuen Höchstleistungen getrieben. Doch als es um die Frage eines rechtzeitigen Abschieds ging, war Klopp seinem Widersacher den entscheidenden Schritt voraus. Als seine Nemesis gegangen war, verlor sich Guardiola in Kämpfen mit sich selbst.

Für Slot könnte zum Problem werden, wenn sich Manchester City in der kommenden Saison fängt. Seine Liverpooler Mannschaft bekam schon im Frühjahr Probleme, wenn sie die Konzentration und Kontrolle verlor. Dann killte sie sich selbst mit Fehlpässen. Slot setzte immer wieder auf die nahezu gleiche Startelf, er wird nun einen breiteren Kader brauchen.

Doch es gibt noch andere Unwägbarkeiten, die mit der Ausnahmestellung von Liverpool zusammenhängen. Beim Ligapokalfinale gegen Newcastle waren 30.000 Fans mitgereist. Als die britische Hymne gespielt wurde, pfiffen oder sangen sie. »*We are not English, we are scouse*«, sagen sie an der Mersey. Ihre Abneigung geht auch auf die Stadionkatastrophe von Hillsborough 1989 zurück, als 97 Menschen starben und mehr als 700 verletzt wurden.

Öffentlichkeit und Medien gaben den Liverpooler Fans damals die Schuld an der Katastrophe, zu Unrecht. Beispielhaft für die Abneigung der Hauptstadteliten gegenüber der Stadt steht noch immer das Zitat der Regierung unter Margaret Thatcher, die für Liverpool 1981 einen »geordneten Verfall« beschrieb. Nach Thatchers Tod 2013 versammelten sich Hunderte Menschen in der Stadt und sangen: *Ding-Dong! The Witch is Dead*.

Noch immer sieht sich Liverpool als Paria im Kampf gegen den Rest von England – keiner konnte diese Rolle besser bedienen als Jürgen Klopp. Er wetterte gegen das in der Stadt boykottierte Boulevardblatt »Sun«, stellte sich gegen rechte Politiker und kultivierte selbst dann noch den »Underdog«-Status, als der Klub 85 Millionen Euro für einen neuen Innenverteidiger ausgab. Noch heute kursiert die Geschichte, dass er eine Prämie vollumfänglich an den Mitarbeiterstab weitergegeben haben soll.

Kieran McManus / Shutterstock / IMAGO

Liverpool-Fans beim 5:1-Sieg gegen Tottenham: Kampf gegen den Rest von England

Klopp war mehr als ein Trainer. Mal ein Anwalt der Stadt, oft ein Animateur des Stadions. Liverpools Anfield gilt als eines der stimmungsvollsten in Europa, doch die Fans können mitunter sehr zurückhaltend werden, wenn sie an der Mannschaft zweifeln. Klopp führte La Ola vor den Tribünen ein, er wiederholte das Ritual der Faustschläge in die Luft vor der Kop, jener Tribüne, auf der Liverpools treueste Fans stehen. Yes! Yes! Yes!

Slots Stärken, Kontrolle und Pragmatismus, könnten sich auf lange Sicht als Nachteil erweisen. Er ist ein hervorragender Trainer, doch manchmal genügt das in diesem Klub nicht. Klopps größte Leistung war es, den Verein aus seiner Lethargie befreit zu haben.

Daher das letzte Geheimnis von Slots Erfolg: Sein Erbe war gar nicht so schwer wie für seinen Vorgänger. Der diesjährige Titel ist auch ein Werk von »Jeergan«; der Meister 2024/25 ist eine Jürgen-Klopp-Mannschaft ohne Jürgen Klopp. Wie bei einem Tennisvater, der nicht mehr am Spielfeldrand anpeitscht, sondern auf der Tribüne zusieht. Klopp überließ Slot nicht nur einen formidablen Kader, sondern brachte bei seinem letzten Spiel auch das Liverpooler Stadion dazu, auf die Melodie von »Live Is Life« den Namen »Arne Slot« zu singen. Und nach der Meisterschaft revanchierte sich Slot mit einem Gesang für seinen Vorgänger, auf dieselbe Melodie.

Klopp hatte eine Vorahnung gehabt, dass sein persönliches Ende einen Aufbruch bedeuten könnte.

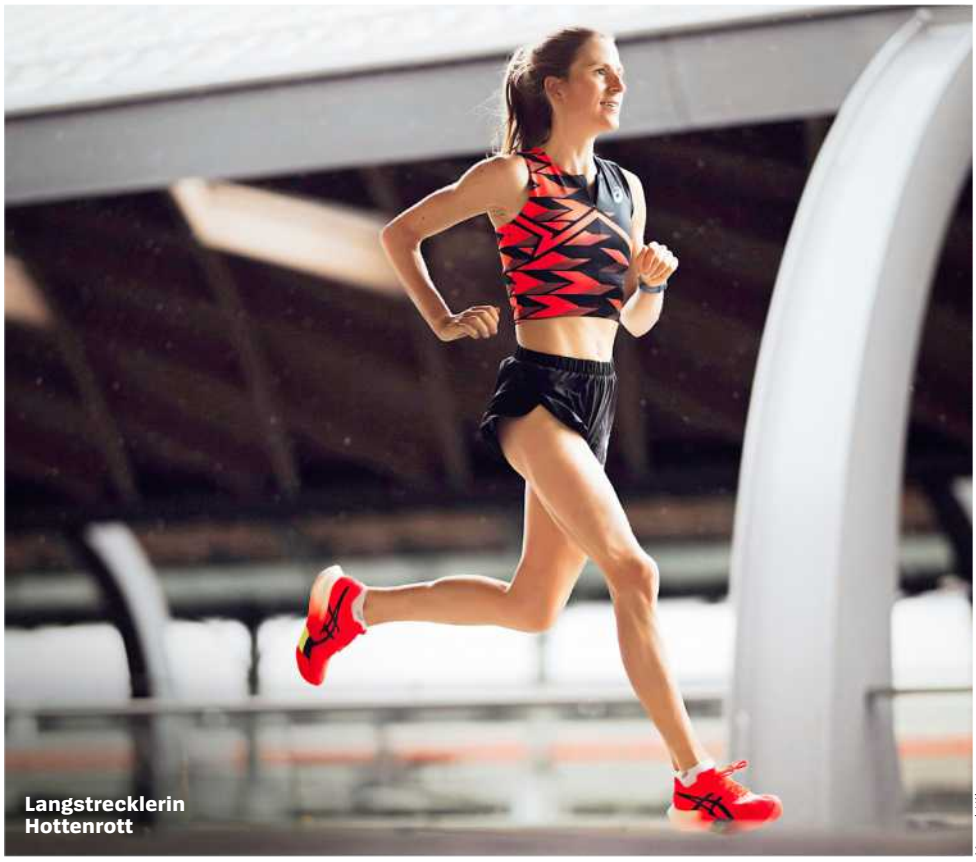
Eine in England erschienene Amazon-Prime-Doku zeichnet die neun Jahre von Klopp in Liverpool nach, sie zeigt auch, wie er »aus Zweiflern Glaubende« machte. Natürlich schwelgt die Doku in pathetischen Zeitlupen, doch besonders am Ende scheinen Momente der Wahrhaftigkeit durch.

Klopp atmet häufig tief ein vor seinen Antworten, die Stimme ist rauer, das Gesicht blasser, die Ringe unter den Augen sind tiefer. Als er noch einmal über das verlorene Spiel in Everton sprechen soll, beginnt er zu fluchen: *Now I have to go back to that fucking Everton game … All wrong … Shit*. Wer ihn in den letzten Monaten in England beobachtete, konnte spüren, dass da einer vom Trainerjob für lange Zeit genug hatte.

Kurz vor seinem Abschied betrachtet Klopp in der Doku ein Foto von sich bei seiner Ernennung 2015 und sagt, wohl nur halb im Scherz: »Das ist der Grund, warum ich gehe. Es sind nur achteinhalb Jahre, aber es sieht nach 500 aus.« Eigentlich wollte Klopp schon 2023 aufhören, doch er verschob das Ende, weil er mit einem Champions-League-Platz gehen wollte. Seinen Abschied teilte er den Klubbesitzern bereits im November jenes Jahres mit, zwei Monate vor der offiziellen Verkündung.

Klopp besitzt die seltene Gabe, den idealen Zeitpunkt für den Abgang richtig einzuschätzen – und damit klarzukommen. In der letzten Einstellung der Dokumentation nach dem Lebewohl von seinem Fahrer in Liverpool sitzt er an der Straße, schaut weg von der Kamera, abgekämpft oder verkatert. Oder beides. Der Bart ist grau meliert. *Nobody gets out sober.*

Klopp sinniert darüber, wie gut es sei, dass die Mannschaft eine neue Stimme höre, ein neues Gesicht sehe. Er weiß da schon, dass es Arne Slot sein wird. Klopp sagt: »*They will be fine – or even more.*« Ihnen wird es gut gehen – wenn nicht sogar sehr viel mehr als das. ■



Langstrecklerin Hottenrott

Marcel Hilger

»Viel mehr Frauen könnten den Marathon schaffen«

FITNESS Laura Hottenrott läuft Marathon-Spitzenzeiten, ihr Vater Kuno ist ihr Trainer. Hier sprechen sie über Trainingspläne speziell für Frauen und ihre Formel zur idealen Herzfrequenz.

Als Sportlerin und als Coach teilt dieses Vater-Tochter-Team auch ein wissenschaftliches Spezialgebiet: Laura Hottenrott, 32, zählt zu den schnellsten deutschen Marathonläuferinnen (Bestzeit 2:24:32) und war 2024 Olympionikin in Paris. Die Biologin und Sportwissenschaftlerin forscht zur Belastungssteuerung und Herzfrequenzvariabilität im Ausdauersport. Kuno Hottenrott, 66, beschäftigt sich als Professor für Sportwissenschaft in Halle-Wittenberg ebenfalls mit Wechselwirkungen zwischen Belastung und Erholung. Er war früher ambitionierter Marathonläufer (Bestzeit: 2:36:43) und trainiert seit Kindertagen seine Tochter. Die Hottenrotts sind gerade im Höhentrainingslager in Spanien, als sie mit dem SPIEGEL *über Trainingsmethoden und den perfekten Puls sprechen.*

SPIEGEL: Herr Hottenrott, erinnern Sie sich an Lauras erste Schritte im Laufsport?

Kuno Hottenrott: Natürlich. Unsere ersten Wettkämpfe waren kleine Sprints bis zur Haustür. Es ging um das Erleben, nie ums Gewinnen. Laura war immer aktiv – Mountainbike, Skifahren, Laufen, Wandern. Wir haben viele Extremtouren zusammen gemacht.

SPIEGEL: Frau Hottenrott, an welche Geschichten erinnern Sie sich?

Laura Hottenrott: Mit sechs Jahren bekam ich einen Pulsgurt von meinem Vater. Ich setzte mich aufs Rad und wollte wissen, ob ich meine Herzfrequenz auf 200 bringen kann. Für mich war es ein spannendes Spielzeug, um den eigenen Körper zu verstehen, für meinen Vater natürlich auch ein kleines Experiment.

SPIEGEL: Wie ist das heute, wenn der Vater zugleich Ihr Trainer ist?

Laura Hottenrott: Ich sehe das als echten Vorteil. Wir diskutieren viel und hart miteinander, aber streiten uns nicht wirklich. Ich bekomme keine fertigen Trainingspläne vorgesetzt, sondern entscheide mit. Das motiviert. Ich habe nie das Gefühl, mich beweisen zu müssen, wenn mal etwas zu viel ist. Aber genau das erschwert es auch manchmal, aus der Komfortzone herauszugehen.

SPIEGEL: Welche Tricks haben Sie da?

Kuno Hottenrott: Als Vater ist es nicht immer leicht, harte Einheiten durchzusetzen. Man will fordern, aber nicht überfordern. Ich gebe lieber etwas weniger vor – so hat Laura die Chance, sich selbst zu übertreffen. Das wirkt oft stärker, als wenn ich es direkt verlange. Individualisierung funktioniert nur, wenn Athleten selbst mitdenken. Diesen Grundsatz fordere ich in jeder Trainingsgruppe.

SPIEGEL: Wie gelingt ein individueller Trainingsansatz ohne Coach an der Seite?

Laura Hottenrott: Der erste Schritt ist, den eigenen Körper besser kennenzulernen, indem man subjektives Empfinden mit objektiven Daten kombiniert. Per Trainingstagebuch kann man Messungen und Gefühle dokumentieren und erst mal beobachten.

SPIEGEL: Welche Parameter sind für Langstreckenläufer besonders wichtig?

Laura Hottenrott: Die Herzfrequenz ist zentral. Sie zeigt in Echtzeit, wie stark der Körper gerade arbeitet. Je höher der Puls, desto mehr muss das Herz leisten, um die Muskeln mit Sauerstoff zu versorgen.

SPIEGEL: Viele Hobbyläufer orientieren sich an der Pace: Minuten pro Kilometer. Ist das nicht entscheidend?

Laura Hottenrott: Die Pace hilft, das Lauftempo zu kontrollieren. Aber sie zeigt nicht, ob ich überlaste. Wer erst beginnt, sollte sich herantasten und die Intensität langsam steigern – sonst drohen Verletzungen. Mit Herzfrequenzdaten kann das gelingen. Besonders interessant ist die Herzfrequenzvariabilität.

SPIEGEL: Was sagt dieser Wert aus?

Kuno Hottenrott: Er misst die Schwankung der Herzschlagabstände. Je höher die HRV, desto erholter der Körper. Damit kann ich langfristig beobachten, wie der »vagale Tank« gefüllt ist – also wie gut das autonome Nervensystem funktioniert.

Laura Hottenrott: Die HRV wird im Ruhezustand gemessen, etwa mit einem Lagewechseltest direkt nach dem Aufwachen. Dafür liege ich zwei Minuten still und messe meine Herzfrequenz, dann stelle ich mich hin und messe erneut. Schon kleine Abweichungen der täglichen Ergebnisse zeigen mir klar, wie gestresst oder erholt mein Körper ist.

SPIEGEL: Welche Fitnesstracker nutzen Sie?

Laura Hottenrott: Eine Pulsuhr und Apps, die meine Daten direkt auswerten oder zusätzlich Schlaf und Regeneration analysieren.

Kuno Hottenrott: Man braucht kein teures Equipment, kann aber auf wissenschaftlich evaluierte Technik achten. Für den Einstieg

reicht eine Pulsuhr von einem etablierten Hersteller. Wer es genauer will, nutzt einen Brustgurt. In Kombination mit einer App sind die Werte dann sehr exakt.

SPIEGEL: Sie haben zum Thema Herzfrequenz eine eigene Formel entwickelt. Warum?

Laura Hottenrott: Die Hottenrott-Formel soll helfen, die individuellen Trainingsbereiche gezielter zu steuern. Angepasst an Alter, Geschlecht und Fitnesslevel kann man damit seine Herzfrequenzzone für verschiedene Trainingsziele berechnen.

Kuno Hottenrott: Frauen haben bei gleicher Belastung eine höhere Herzfrequenz als Männer. Das haben wir in einer eigenen Studie erstmals systematisch untersucht. Aber das ist kein Nachteil: Frauen können in den unteren Intensitätsbereichen mit einem höheren Puls trainieren, ohne sich zu überfordern.

SPIEGEL: Wie genau berechne ich mit der Formel meinen idealen Trainingspuls?

Laura Hottenrott: Man multipliziert die maximale Herzfrequenz mit fünf Faktoren, darunter das Geschlecht und Werte für Trainingsziel, Fitnesslevel und Sportart. Das Ergebnis: Ein ganz persönlicher Zielbereich verrät, wie hoch der Puls beispielsweise beim Dauerlauf oder Radfahren im Bereich der Grundlagenausdauer sein sollte – damit das Training effektiv ist, aber nicht überfordert.

SPIEGEL: Gab es konkrete Auslöser für die Formel?

Kuno Hottenrott: Ja, aus der Praxis. Viele Paare, die zusammen laufen, berichten: Gleiche Strecke, gleiches Tempo, aber die Herzfrequenz der Frau ist deutlich höher. Viele haben sich gefragt, ob sie falsch trainieren oder überhaupt noch zusammen laufen können.

SPIEGEL: Weshalb haben Sie in Ihrem Buch »Marathon für Frauen« spezielle Trainingspläne entwickelt?

Laura Hottenrott: Vielen ist nicht bewusst: Wer sich einen Marathonplan aus dem Netz zieht, bekommt einen Plan – für Männer. Frauen merken das oft erst, wenn ihr Körper nicht mitzieht oder sie sich verletzen. Dabei brauchen sie Ansätze, die auf ihre Physiologie abgestimmt sind. Ein Plan für die gleiche Marathonzielzeit von beispielsweise unter vier Stunden kann nicht für Frauen und Männer identisch sein.

SPIEGEL: Was sind die wichtigen geschlechtsspezifischen Unterschiede?

Kuno Hottenrott: In Schnell- und Kraftsportarten liegen die reinen Leistungsunterschiede bei 30 bis 35 Prozent. Frauen haben weniger schnelle Muskelfasern und eine geringere Muskelmasse. Sie müssen viel häufiger und gezielter trainieren, um Kraft aufzubauen. Fürs Laufen ist das besonders wichtig, denn die Muskulatur ist ein Dämpfungsorgan, das die Gelenke stabilisiert.

SPIEGEL: Wie sollte das Krafttraining für Läuferinnen aussehen?

Laura Hottenrott: Drei Einheiten pro Woche sollten es mindestens sein. Der Fokus liegt auf funktionellem Training mit dem eigenen Körpergewicht. Wichtige Bereiche sind die

Tochter-Vater-Team Hottenrott im Trainingslager in Spanien im August 2024

privat

Rumpfstabilität, das Becken, die hintere Oberschenkelmuskulatur und das Gesäß.

Kuno Hottenrott: Diese Muskulatur spielt beim Laufen eine zentrale Rolle. Frauen neigen durch ihre Anatomie zu einer eher sitzenden Laufhaltung. Ein gezieltes Lauf-Abc, also ein Technik- und Koordinationstraining, hilft, die Bewegungsmuster zu verbessern und ökonomischer zu laufen. Zusätzlich sind Kraftübungen wichtig für ein aufgerichtetes Becken und gute Hüftstreckung.

SPIEGEL: Haben Frauen auch Vorteile gegenüber Männern?

Kuno Hottenrott: Auf jeden Fall. Frauen sind im Fettstoffwechsel effizienter: Sie greifen bei langen Distanzen besser auf körpereigene Energiereserven zurück. Das ist beim Marathon oder bei Ultradistanzen ihr Trumpf. Der Unterschied zur männlichen Ausdauerleistung schrumpft bei extrem langen Distanzen auf unter acht Prozent.

Laura Hottenrott: Die Sauerstoffaufnahme VO_2max ist bei Frauen zwar geringer, aber sie produzieren weniger Laktat und regenerieren auf Stoffwechselebene schneller. Das heißt: Nach intensiven Einheiten können sie oft früher wieder in die Belastung gehen.

Kuno Hottenrott: Dazu kommt ein psychologischer Aspekt: Frauen schätzen ihre Belastung häufig realistischer ein. Die Borg-Skala zur subjektiven Anstrengung zeigt, dass sie seltener überziehen – ein echter Vorteil bei langen Wettkämpfen.

SPIEGEL: Warum laufen vergleichsweise wenige Frauen Marathon?

Kuno Hottenrott: Das ist ein interessantes Phänomen: Je länger die Disziplin, desto seltener nehmen Frauen teil. Männer trauen sich tendenziell mehr zu – auch extreme Belastungen. Zugleich ist das Verletzungsrisiko bei Frauen höher, besonders im Hinblick auf das unterstützende Bewegungssystem. Nach der Menopause wird das Knochensystem anfälliger, das Risiko für Osteoporose steigt.

SPIEGEL: Sollten Frauen sich den Marathon dennoch zutrauen?

Kuno Hottenrott: Unbedingt. Viel mehr könnten es schaffen und müssten Verletzungen nicht fürchten, wenn sie mehr für ihre Kraft tun. Ein Halbmarathon kann ein guter Einstieg sein.

SPIEGEL: Wie wichtig ist zyklusbasiertes Training?

Laura Hottenrott: Es gibt unzählige Empfehlungen, die sich allein um Zyklusphasen drehen. Natürlich sind Zyklus und Hormonlage wichtige Faktoren. Aber die entscheidenden Unterschiede liegen woanders: in Regeneration, Intensität, Trainingsvolumen. Wer das ignoriert, trainiert am Körper vorbei.

Kuno Hottenrott: Die Forschung dazu ist dünn. Gern wird der Zyklus in seinen vier Phasen gezeichnet und jeder Phase eine bestimmte Ernährungs- oder Trainingsweise zugeordnet. Klingt einfach. Zu einfach. Und nicht evidenzbasiert. Es gibt keine Universallösungen. Jede Frau muss lernen, ihren Körper zu lesen. Es gibt aber Erkenntnisse, wann besonders auf Proteine und Eisen zu achten ist.

SPIEGEL: Welche Ernährungstipps geben Sie Läuferinnen?

Kuno Hottenrott: Besonders Eisen ist bei Sportlerinnen oft kritisch, durch Schweiß und Stoßbelastung gehen viele Reserven verloren. Wir empfehlen: rotes Fleisch, Hülsenfrüchte, grünes Blattgemüse, Kürbiskerne, Haferflocken, kombiniert mit Vitamin-C-reichen Lebensmitteln. Für Gelenke und Sehnen: Kollagen, etwa über Knochenbrühe oder Supplemente. Mit Vitamin C wirkt das am besten. Und: Magnesiumcitrat für die Regeneration.

Laura Hottenrott: Vor dem Training sollte man nicht zu schwer essen. Zwei, drei Stunden vorher reicht eine leichte, kohlenhydratbetonte Mahlzeit. Sonst rebelliert der Magen.

SPIEGEL: Warum hat sich die Industrie bislang nicht auf Trainingspläne für Frauen gestürzt?

Kuno Hottenrott: Der Transfer aus der Forschung in den Trainingsalltag ist noch sehr anspruchsvoll. Viele geschlechtsspezifische Unterschiede sind komplex – und zusätzlich abhängig von Sportart und Trainingsbereichen. Zudem fehlt die Grundlage, weil sich die Wissenschaft lange fast nur um Männer gekümmert hat. Dieser Gender-Gap muss erst aufgeholt werden.

SPIEGEL: Wann wird frauenspezifisches Training zur Normalität?

Kuno Hottenrott: Zehn Jahre mindestens, bis wir verlässliche Daten haben und bis sie tatsächlich im Trainingsalltag ankommen. Viele Dinge, die heute durch Social Media geistern, klingen zwar gut, sind aber mehr Lifestyle als Wissenschaft.

Laura Hottenrott: Gerade für Frauen bedeutet das: mehr Verantwortung, mehr Selbstbeobachtung, mehr Wissen. Den eigenen Körper wirklich ernst nehmen – nicht nur optimieren. Wer mitdenkt, läuft besser. Und länger.

Interview: Anne Paulsen ■

DER SPIEGEL
FITNESS

Dieser Beitrag ist aus dem SPIEGEL-Extra »Aktiv leben, mehr erreichen« – immer dienstags
spiegel.de/extra

Chanakarn Laosarakham / AFP

Verstorben, aber nicht vergessen: Eine ältere Dame betrachtet in der thailändischen Provinz Nakhon Ratchasima die gesäuberten Knochen von Toten. Das buddhistische Ritual namens Lang Pa Cha wird von chinesischstämmigen Thailändern gepflegt. Es erlaubt freiwilligen Helfern, die sterblichen Überreste von Menschen, die anonym bestattet werden mussten, wieder auszugraben. Nach dem einsamen Ende werden in einem würdevollen Ritual die Knochen gereinigt, geschmückt und schließlich eingeäschert.

Gefühlte Wahrheit

ANALYSE Eine Untersuchung von Reden aus dem US-Kongress zeigt: Wird weniger faktenreich debattiert, kann das die Arbeit des Parlaments stören.

»Es gab Hunderttausende von illegalen Grenzübertritten pro Monat, und praktisch alle wurden in unser Land gelassen, darunter Mörder, Drogenhändler, Bandenmitglieder und Menschen aus psychiatrischen Anstalten und Irrenhäusern.« Das sagte Donald Trump im März 2025 in seiner ersten Rede im Kongress als wiedergewählter Präsident der USA. Zwar ist diese Aussage nicht ganz falsch, Trump stärkt mit ihr aber vor allem das Narrativ, dass Migranten grundsätzlich kriminell und gefährlich sind. Er versucht, Vorurteile beim Publikum anzusprechen, Fakten scheint er zu ignorieren.

Ist das ein Trend in der Politik? Segun Aroyehun, Wissenschaftler an der Universität Konstanz, hat zusammen mit einem Team Reden aus dem US-Kongress von 1879 bis 2022 analysiert, insgesamt rund acht Millionen. Sie suchten nach Schlüsselwörtern, um herauszufinden, wie oft Fakten die Grundlage für eine Argumentation waren und wie oft persönliche Meinungen. Inhalte und Tonalitäten der Reden spielten in der Auswertung keine Rolle.

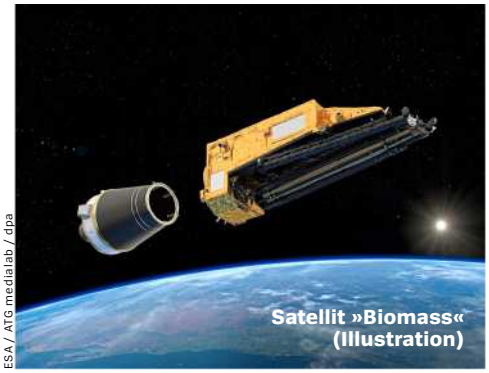
Das Ergebnis: Ab den Fünfzigerjahren hat faktenbasierte Sprache deutlich zugenommen. Der Trend setzte sich bis in die Siebzigerjahre fort. Seitdem rückt mehr und mehr Intuition in den Fokus. Demokraten und Republikaner entwickeln sich in den vergangenen Jahrzehnten im Schnitt ähnlich. Das ändert sich nach 2017: Auch die Demokraten argumentierten zwar mehr mit Intuition als mit Fakten, doch die Republikaner steuerten bis zum Ende der Erhebung auf einen historischen Tiefpunkt zu.

Grundsätzlich sei nichts Falsches daran, mit intuitionsgeleiteter Sprache zu argumentieren, so Aroyehun. »Wenn ein Parlament aber gar nicht mehr über Fakten spricht, können Diskussionen auch zu keinem Ziel mehr führen.« Entscheidend sei, welche Folgen ein Kommunikationsmuster für demokratische Institutionen habe. Um das herauszufinden, hat das Team untersucht, wie produktiv die Politik war. Es zeigte sich: Je gefühlsbasierter die Sprache im Kongress ausfiel, desto weniger Gesetze wurden verabschiedet. Zwar können die Fachleute nicht nachweisen, dass die intuitionsgeleitete Sprache ursächlich dafür war. Dennoch legt die Studie nahe, dass eine evidenzbasierte Sprache Vorteile für die Demokratie hat. Anika Freier

Abschalten, bitte!

RAUMFAHRT Ein neuer Satellit der Europäischen Weltraumorganisation (Esa) soll die Wälder des Planeten aus dem All vermessen. »Biomass« heißt das zwei mal vier Meter große Forschungsgerät, das am Dienstag vom europäischen Weltraumbahnhof in Französisch-Guayana startete. Allerdings muss die Esa beim Betrieb Rücksicht auf Interessen des US-Militärs nehmen. »Biomass« wurde maßgeblich bei Airbus in Friedrichshafen entwickelt und soll die Waldbestände mit einem Radar erfassen. »Wenn man sich für die Gesamtmenge der Biomasse interessiert, muss man auch die Baumhöhe kennen«, sagt Susan Trumbore, Direktorin am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena. Bisher gebe es Messungen dazu aber nur von wenigen Orten in den Tropen, weil Expeditionen am Boden sehr aufwendig seien.

Von bisherigen Satelliten, die Landschaften aus dem All sichtbar machen, unterscheidet sich das Gerät, indem es besonders langwellige Radarstrahlung aussendet. Damit operiert der Satellit in einem Frequenzbereich, der auch vom US-Militär genutzt wird, genauer vom »United States Space Objects Tracking Radar«. Der dient der Überwachung von Weltraumschrott in der Erdumlaufbahn und der Frühwarnung vor Interkontinentalraketen. »Wenn zwei Systeme dieselbe Frequenz nutzen, kommt es zu Störungen«, sagt Andreas Knopp, der sich an der Universität der Bundeswehr in München mit Satellitenkommunikation beschäftigt. Solche Frequenzkonflikte löst die »International Telecommunication Union« der Vereinten Nationen. Sie hat dem Militärradar Priorität eingeräumt. »Biomass« muss beim Flug über Nord- und Mittelamerika, über Europa und Teile Nordafrikas ausgeschaltet werden. »Das war das Beste, was für die Forschung herauszuholen war«, sagt Knopp. Ein wirklicher Verlust ist die Funkstille zum Glück nicht: Die Mission widmet sich vor allem den tropischen Regenwäldern. Mitteleuropäische Wälder seien mit Blick auf den CO_2-Zyklus weniger wichtig, weniger dicht und würden bereits gut lokal abgedeckt, sagt die Esa. CHS



ESA / ATG medialab / dpa

Satellit »Biomass« (Illustration)

»Trinkwasserquellen versiegen«

Stefanie Buchholz

Die Ökologin Sinah Drenske, 32, vom Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin erklärt, wie es den Wildtieren nach Wochen der Trockenheit geht.

SPIEGEL: Frau Drenske, seit Monaten ist es in Deutschland ungewöhnlich trocken. Die Pegelstände der Flüsse sinken, Pflanzen verdorren. Zuletzt gab es Berichte, dass von Dürre geplagte Eichhörnchen vor Erschöpfung von den Bäumen plumpsen. Stimmt das?

Drenske: Es kommt zwar vor, dass Eichhörnchen vom Ast fallen, aber ob das derzeit an der Dürre liegt, ist unklar. Krankheiten, Verletzungen oder schlicht die Erschöpfung nach einem Winter könnten genauso Ursachen dafür sein. Einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Einrichtungen für verletzte oder verwaiste Wildtiere sagen, dass sie derzeit mehr Tiere retten müssen. Das scheint mit der derzeitigen Dürre zwar zusammenzuhängen, aber das heißt nicht zwangsläufig, dass es Eichhörnchen schlechter geht als in den vergangenen Jahren.

SPIEGEL: Sondern?

Drenske: Möglicherweise gibt es in diesem Frühjahr grundsätzlich mehr Eichhörnchen als sonst. Oder wir sehen hauptsächlich die kranken Tiere, während die gesunden sich versteckt halten.

SPIEGEL: Genau wissen Sie es nicht?

Drenske: Bislang fehlen Informationen darüber, wie viele Eichhörnchen in Deutschland leben, wie sich ihre Bestände entwickeln und wie es ihnen geht. Die Mitarbeiter von Wildtierstationen leisten wichtige Arbeit, indem sie kranke und verletzte Tiere gesund pflegen. Doch das ist nur eine Momentaufnahme. Um zu erkennen, wie sich der Bestand einer Art entwickelt, brauchen wir langfristige Informationen über die Tiere in ihrem natürlichen Lebensraum. Aus Studien in anderen Ländern wissen wir, dass es in Städten oft mehr Tiere gibt als auf dem Land. Zudem scheinen Stadt-Eichhörnchen weniger Scheu vor Menschen zu haben. Das macht sie flexibler, weil mutige Eichhörnchen bessere Chancen haben, Wasser und Nahrung zu finden.

SPIEGEL: Woran forschen Sie und Ihre Kolleginnen genau?

Drenske: Wir untersuchen, wie sich Eichhörnchen an das Leben in der Stadt anpassen. Dafür fangen wir Tiere an verschiedenen Standorten in Berlin, etwa im Wald und mitten in der Stadt. Seit Herbst 2021 greifen wir zweimal im Jahr Eichhörnchen auf, etwa 45 pro Saison. Die, die wir zum ersten Mal fangen, markieren wir mit einem Chip unter der Haut.

SPIEGEL: Was haben Sie bisher aus diesen Proben gelernt?

Drenske: Den Eichhörnchen scheint es insgesamt gut zu gehen, die Zahl der Tiere hat sich im Laufe der Jahre kaum verändert. Aber: Es wäre vermessen zu glauben, die Trockenheit würde ihnen nicht zusetzen. Weil Trinkwasserquellen versiegen, Pflanzen weniger Blätter und Früchte tragen oder sogar vollständig vertrocknen, müssen die Tiere stärker um Wasser und Nahrung kämpfen. Auf die Dauer ist das nicht nur für Eichhörnchen, sondern für die meisten Wildtiere problematisch. Ganz gleich, ob sie in der Stadt oder auf dem Land leben.

SPIEGEL: Welche Wildtiere sind von diesem Kampf im Moment besonders betroffen?

Drenske: Frösche, Molche und andere Amphibien, die auf feuchte Gebiete angewiesen sind, trifft es hart; ebenso Insekten und Vögel. Bei Amphibien trocknen Laichgewässer aus, Insekten finden weniger Blüten und damit Nahrung. Und Vögel haben Schwierigkeiten, ihre Jungen zu versorgen, weil sie nicht mehr genügend Wasser und Futter finden können. Wir können die Tiere unterstützen, indem wir unsere Gärten oder Balkone naturnah gestalten, also Verstecke schaffen. Es hilft auch, Gewächse anzupflanzen, von denen Vögel und Insekten fressen können, und den Tieren Wasser in flachen Tellern mit ein paar Steinen darin anzubieten, damit die Insekten nicht ertrinken. Das Wasser sollte man täglich wechseln. ALW

Gokhan Balci / Anadolu Agency / picture alliance

Eichhörnchen im Stuttgarter Zoo

Wie der Blick in den Körper das Sterberisiko verrät

LEBENSERWARTUNG Mediziner wollen CT- und MRT-Bilder nutzen, um herauszufinden, wie alt ein Mensch wird. Künstliche Intelligenz macht es möglich.

In der griechischen Sagenwelt gibt es drei Schicksalsgöttinnen, die wissen, wie alt ein Mensch wird. Klotho ist die jüngste von ihnen, sie spinnt den Lebensfaden, er symbolisiert die Existenz eines bestimmten Individuums. Lachesis, die mittlere, bemisst die Länge des Fadens und damit die Lebensspanne. Atropos schließlich zerschneidet den Faden, wenn die Zeit abgelaufen ist.

In der modernen Medizin könnte bald ein intelligentes Computerprogramm über eine vergleichbare Fähigkeit wie die drei göttlichen Schwestern verfügen. Anstelle des Lebensfadens analysiert es allerdings Aufnahmen aus dem Körper einer Person. So erfasst es, in welchem Zustand die Organe und Gewebe sind. An diesem Bild erkennt das KI-Programm binnen Sekunden, wie lange die Person noch leben wird. Der eine 40-Jährige könnte sich bei günstiger Prognose auf weitere 47 Jahre freuen, dem anderen blieben bei schlechten Voraussetzungen bloß noch 23 Restjahre.

Menschen altern unterschiedlich schnell. Das Phänomen lässt sich auf Klassentreffen beobachten. Einige der früheren Mitschülerinnen und Mitschüler sehen viel älter und verbrauchter aus als andere – obwohl sie demselben Jahrgang angehören.

Der Körper verändert sich nicht nur chronologisch, sondern vor allem biologisch. Nicht nur die Jahre hinterlassen ihre Spuren, sondern auch, wie man sich selbst in dieser Zeit behandelt hat. Menschen, die ihren Körper hegen, leben statistisch gesehen 20 Jahre länger als Gesundheitsmuffel, die ihre Organe mit schlechter Ernährung oder Zigaretten und Alkohol strapazieren. Die Unterschiede zeigen sich nach und nach – und können vom mittleren Alter an die Lebenserwartung enorm beeinflussen.

Zu den Pionieren auf dem neuen Gebiet des digitalen Organorakels gehört der Radiologe Matthias Jung vom Universitätsklinikum Freiburg. Gemeinsam mit anderen Forschenden hat er kürzlich im Fachblatt »eBioMedicine« ein Programm beschrieben, das die Muskulatur und das Fettgewebe anhand der mit Magnetresonanztomografie (MRT) gewonnenen Ganzkörper-Scans vollautomatisch auswerten kann. Ein MRT erfasst die Wasserstoffatome des Körpers und erzeugt millimetergenaue Bilder sämtlicher Gewebe, Organe und Strukturen. »Insbesondere die mit dem KI-Programm ausgewerteten Daten zur Muskelmasse und Muskelqualität konnten das Sterberisiko der untersuchten Personen zuverlässig vorhersagen«, sagt Jung, der derzeit an der Harvard Medical School im amerikanischen Boston forscht.

Das Team von Jung hatte eine KI trainiert und wandte sie auf die MRT-Bilder und Gesundheitsdaten von mehr als 60.000 erwachsenen Frauen und Männern an. Die mit dem KI-Programm bestimmten MRT-Muster verknüpften sie danach mit einer verkürzten Lebensdauer. Eine Erkenntnis schälte sich schnell heraus: Je weniger Muskelmasse der Leib enthält und je schlechter die Muskelqualität ist, desto höher ist das Sterberisiko – und zwar unabhängig davon, ob die Personen zusätzlich rauchen, Alkohol trinken oder an Vorerkrankungen leiden.

Ein ähnliches Programm zur Lebenszeitprognose hat das Team des Radiologen Perry Pickhardt von der University of Wisconsin School of Medicine and Public Health im amerikanischen Madison entwickelt. Es wertet keine MRT-Daten aus, sondern analysiert Körperaufnahmen, die mit Computertomografie (CT) erstellt wurden.

CT-Bilder beruhen auf Röntgenstrahlen und erkennen kalkhaltige Ablagerungen in den Blutgefäßen und Abweichungen der Knochendichte besonders gut. Das Team von Pickhardt hat sein Programm bislang mit den Gesundheitsdaten und CT-Aufnahmen von mehr als 123.000 erwachsenen Menschen gefüttert. Die KI vermisst Muskeln, Fett, Knochen, Gefäßablagerungen und Organe wie die Leber und hat gelernt, dass insbesondere die Muskeldichte, der Kalkgehalt der Hauptschlagader, die Dichte des Bauchfetts und die Knochendichte mit der Lebenserwartung verknüpft sind.

Heritage Images / IMAGO

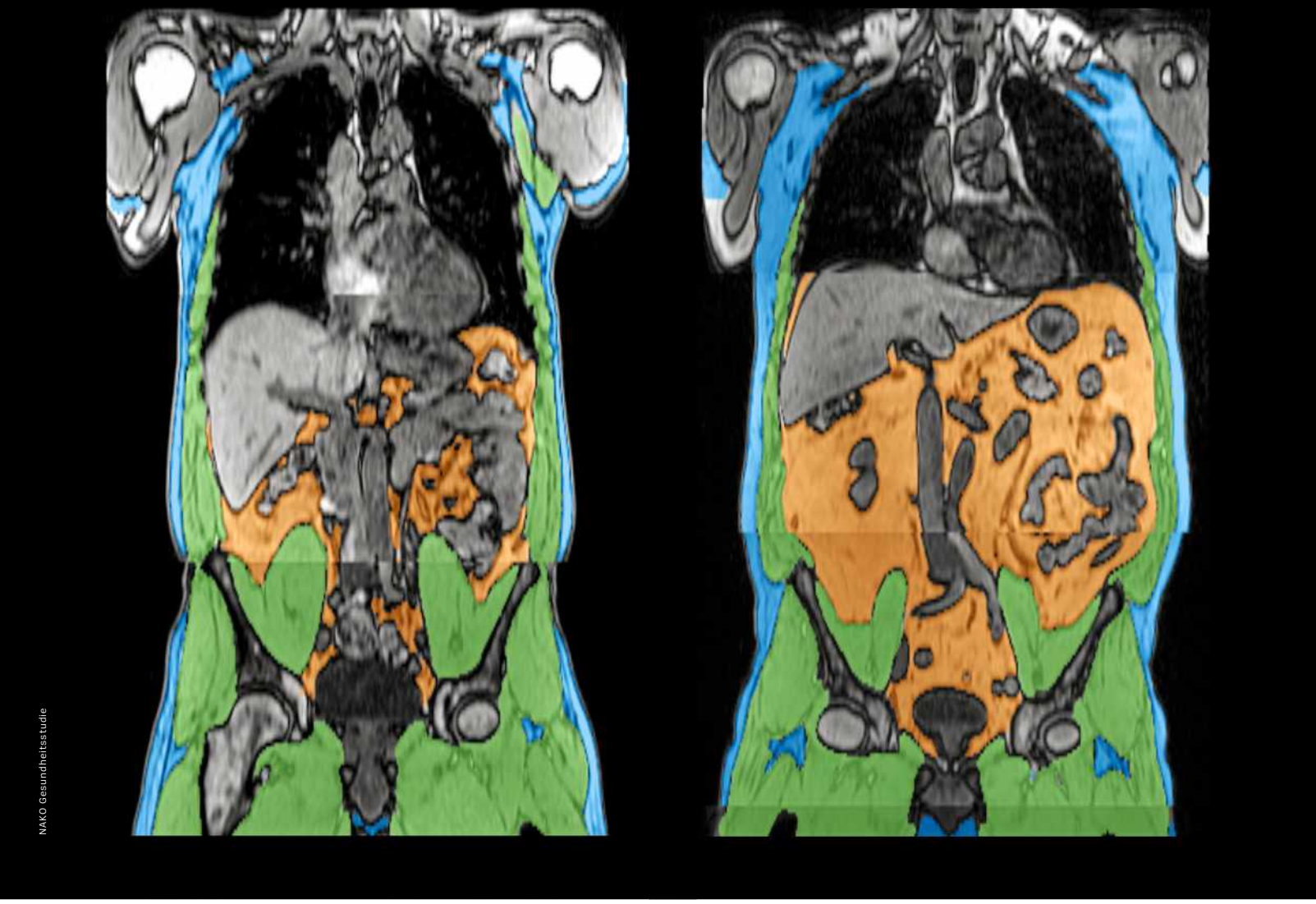
Schicksalsgöttinnen (Darstellung von 1887)

Schon länger versuchen Forschende, den körperlichen Zustand und das erwartete Lebensalter zu erraten. Bislang vor allem, indem sie demografische Statistiken auswerteten oder Werte im Körper bestimmten. Mediziner und Sportwissenschaftler von der Tufts University in Boston etwa beschrieben bereits vor mehr als 30 Jahren zehn Kenngrößen wie Muskelmasse, Fettanteil, Blutdruck, Knochendichte oder das Vermögen, die Körpertemperatur zu regulieren – sie alle offenbaren, wie gut oder schlecht eine bestimmte Person gesundheitlich beieinander ist.

Andere Forscher untersuchen das genetische Material in den Körperzellen und wollen so das biologische Alter ermitteln. Die Wissenschaftler Carmen Koch und Wolfgang Wagner vom Institut für Stammzellbiologie der Uniklinik in Aachen wiesen 2011 im Fachblatt »Aging« darauf hin, dass Körperzellen über eine sogenannte epigenetische Uhr verfügen.

Im Laufe der Zeit entstehen im genetischen Material der Körperzellen messbare Spuren, in der Fachsprache epigenetische Muster genannt. Sowohl der natürliche Alterungsprozess als auch der Lebensstil prägen dieses Muster. Wolfgang Wagner sagt: »In der Tendenz sehen wir, dass jemand, der gesund lebt und damit eine höhere Lebenserwartung hat, auch epigenetisch jünger erscheint.« Die dafür benötigten Zellen kann man etwa im Blut des Menschen finden, sie müssen nur abgezapft werden. Ganz einfach also – zumindest in der Theorie.

Aber die epigenetische Analyse ist nicht ausgereift. Zwar gibt es im Handel bereits Tests, mit denen man angeblich das epigenetische Muster der eigenen Zellen bestimmen lassen kann. Doch die immerhin 200 oder



NAKO Gesundheitsstudie

Kolorierte MRT-Aufnahmen zweier gleichaltriger Männer*: Biologisches Alter messen

300 Euro teuren Kits sind wissenschaftlich nicht abgesichert und lassen keine verlässlichen Rückschlüsse auf die Gesundheit zu.

Auch andere Ansätze, etwa den Zustand von Stammzellen, von Mitochondrien (das sind die Kraftwerke in den Zellen) oder von Telomeren (den Enden der Chromosomen) zu analysieren, taugen bislang nicht für eine belastbare Prognose.

Viel einfacher sei es, ein CT vom Oberkörper auszuwerten, sagt Perry Pickhardt, der Radiologe aus Madison. »Die objektiven Befunde aller CT-Untersuchungen des Bauchraums spiegeln die vielschichtigen körperlichen Auswirkungen von Lebensgewohnheiten, genetischer Veranlagung und zusätzlichen Krankheiten besser wider« als die Methoden der Zellforscher.

Laut einer im Februar im Fachblatt »Nature Communications« veröffentlichten Studie kann die KI-Analyse das Sterberisiko viel genauer vorhersagen, als es anhand von demografischen Daten wie Alter, Geschlecht oder ethnischer Zugehörigkeit jemals möglich wäre.

Günstiger wären die neuen KI-Programme womöglich auch. Sie brauchten keine eigens angefertigten Aufnahmen, sondern könnten CT- und MRT-Aufnahmen auswerten, die bei anderen medizinischen Untersuchungen bereits gemacht und in den Krankenakten abgelegt wurden. »Unser Ansatz zielt nicht darauf, spezielle Ganzkörper-MRTs durchzuführen«, sagt Radiologe Matthias Jung.

Aus Sicht eines Patienten oder einer Patientin könnte der medizinische Beifang so aussehen: Aufgrund etwa von Rückenschmerzen legt man sich in die MRT-Röhre, weil die Bandscheiben untersucht werden sollen. Anschließend jagt man das MRT vom ganzen Oberkörper durch das KI-Programm und erfährt, wie gut oder schlecht der Rest des Körpers in Schuss ist.

»Ein motivierendes Signal, den Lebensstil zu ändern«
Matthias Jung, Radiologe

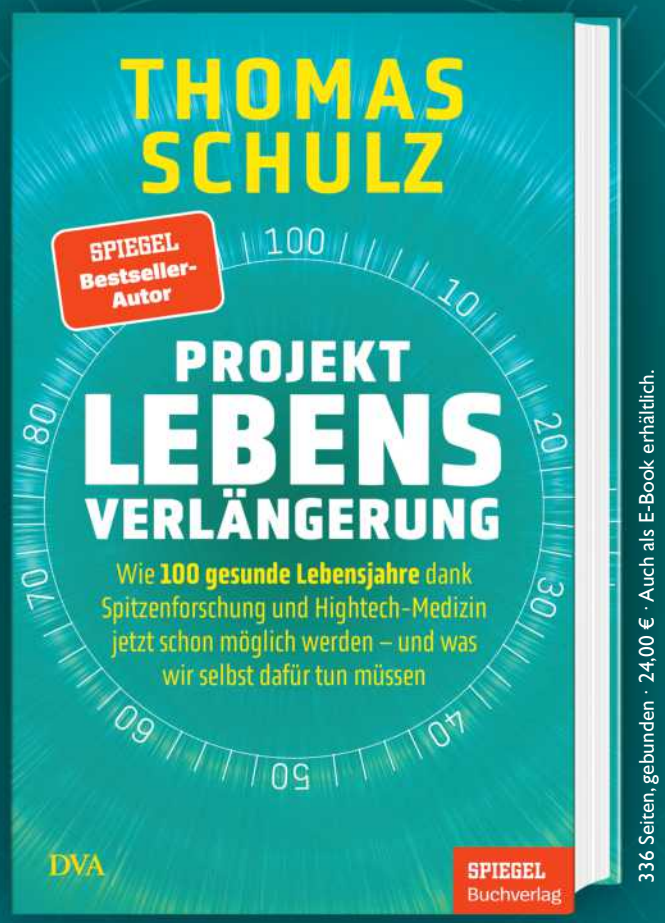
Die Medizinerin und Altersforscherin Andrea Maier von der School of Medicine an der National University of Singapore ist von den Ergebnissen beeindruckt. »Der Ansatz, biologisches Alter durch MRT zu ermitteln, ist sehr innovativ und zeigt viel Potenzial«, sagt sie. Allerdings seien weiterführende Studien notwendig, bis er in der breiten klinischen Praxis anwendbar sei. Ebenso vielversprechend findet Maier die Idee, das biologische Alter mittels CT-Bildgebung zu erfassen.

Noch ist nicht klar, welche Methode am besten geeignet sein wird, um das Sterberisiko zu prognostizieren. Der MRT-Experte Jung möchte jetzt mit dem CT-Fachmann Pickhardt zusammenarbeiten, um das in weiteren Studien herauszufinden.

Wie lange man lebt, liegt nicht in der Hand der drei Schicksalsgöttinnen, sondern in der eigenen. Die Gesundheit ist höchstens zu 20 Prozent durch die Gene vorbestimmt und zu 30 Prozent durch die Umwelt, in die man hi-

* Muskulatur grün, Unterhautfett blau, Eingeweidefett orange.

REVOLUTION DES ALTERNS



In seinem neuen Buch führt Thomas Schulz in die angesehensten Longevity-Forschungslabore der Welt. Welche Ernährung, welche Sportarten sind am besten geeignet, um gesunde 100 oder sogar 120 Jahre zu werden? Kann die Einnahme von Zusatzstoffen oder Medikamenten tatsächlich das Leben verlängern? Und können wir uns die kommende Gesellschaft der Hundertjährigen überhaupt leisten? Ein faszinierender Einblick in die Möglichkeiten der modernen Medizin und die Herausforderungen einer immer älter werdenden Gesellschaft.

DVA
www.dva.de

SPIEGEL Buchverlag

Uniklinik Freiburg

Mediziner Jung

neingeboren wird. Den Rest, also den größten Anteil, kann jede und jeder selbst beeinflussen.

In einer Studie haben Medizinerinnen und Epidemiologen acht Verhaltensweisen betrachtet, die als besonders gesund gelten: sich maßvoll und überwiegend mit pflanzlicher Kost ernähren, sich regelmäßig bewegen, gut mit Stress umgehen, erholsam schlafen, positive soziale Beziehungen pflegen, nicht rauchen, Saufgelage sowie Opioide meiden, also Schmerzmittel wie Morphin, die ein hohes Suchtpotenzial haben.

Was bringt es, wenn Menschen diese Verhaltensregeln befolgen? Diese Frage konnte das Team der Forscherinnen Xuan-Mai T. Nguyen und Yanping Li vom VA Boston Healthcare System, einem Klinikverbund für Veteranen der US-amerikanischen Streitkräfte und deren Angehörige, beantworten. Sie werteten die Daten von mehr als 276.000 Frauen und Männern aus, die penibel Auskunft über ihren Lebensstil gegeben hatten.

Die Auswertung der Lebenswege ergab ein klares Bild: Im Unterschied zu Menschen, die keine einzige der gesundheitsfördernden Gewohnheiten hatten, konnten 40-jährige Frauen, die alle acht Verhaltensweisen annahmen, ihre Lebenserwartung im Durchschnitt um 20,5 Jahre steigern. Bei Männern waren es 24 Jahre.

Selbst später im Leben lohnt es sich laut der Studie, zu einem Gesundheitsapostel zu werden. Bei 50-jährigen Frauen verlängerte sich die Lebenserwartung dann noch um 18,9 Jahre; bei 50-jährigen Männern um 21,3. Und auch ältere Menschen profitierten noch von einem gesundheitlichen Neuanfang.

Die frohe Botschaft stößt jedoch oft auf taube Ohren. In Deutschland ist die Lebenserwartung geringer als in den anderen Industriestaaten, viele Einwohnerinnen und Einwohner können sich nicht durchringen, ihr Leben zu ändern. Hier sollen die neuartigen Programme helfen. »Ein erhöhtes biologisches Alter könnte ein verständliches und motivierendes Signal sein, den Lebensstil zu ändern«, sagt Radiologe Jung.

Sowohl im MRT als auch im CT wäre der leibliche Verfall auf einen Blick sichtbar und könnte einen heilsamen Schock auslösen. Ein Bild aus dem Körper sagt mehr als 1000 Messwerte.

Jörg Blech ■

Völlig vernebelt

MOBILITÄT Die Cannabistests im Verkehr sind nicht alltagstauglich. Manche Autofahrer müssen ein Bußgeld zahlen, obwohl sie lange nichts geraucht haben. Andere sind high und können nicht belangt werden.

Nach der Arbeit sitzt Uwe Gremer gern auf seiner Terrasse in Oberfranken, krümelt Cannabis in einen Verdampfer und zieht an der kleinen Maschine. So, sagt der Mittvierziger mit blondem Zopf, erhole er sich von seinem Job. Gremer baut aktuell auf 5000 Quadratmetern Nutzhanf an, um daraus etwa Hanfmehl zu produzieren.

Die Strecke bis zum Feld am Rand seines Dorfes legt Gremer meist im Auto zurück. Wahrscheinlich hat er oft mehr des berauschenden Wirkstoffs THC im Blut, als es der Grenzwert für den Straßenverkehr zulässt.

Im vergangenen Jahr nahm Gremer im Rahmen einer ARD-Reportage an einem Fahrtest teil. Er fuhr mit dem Auto um Hütchen, einmal nüchtern, einmal leicht, einmal stark bekifft. Ein Arzt nahm ihm vor jeder Fahrt Blut ab. Bei der »nüchternen« Fahrt hatte Gremer 36 Stunden kein Cannabis geraucht – und doch 5 Nanogramm THC je Milliliter Blutserum im Körper, 1,5 Nanogramm mehr als maximal erlaubt. Da sei er »ganz schön baff« gewesen, erinnert sich Gremer. »Es ist ja nicht so, dass ich da noch high war.«

Vor gut einem Jahr wurde Cannabis in Deutschland teillegalisiert, doch heute sind viele Kifferinnen und Kiffer beim Autofahren verunsicherter denn je. Frust herrscht auch bei der Polizei. Seit Sommer 2024 gilt zwar der erhöhte Grenzwert von 3,5 Nanogramm. Aber Kontrollen führen zu absurden Ergebnissen: Wer akut nicht gekifft hat und quasi nüchtern ist, kann als fahruntüchtig gelten. Das betrifft insbesondere Menschen, die oft kiffen, wie Hanfbauer Gremer. Ist der Grenzwert überschritten, drohen Bußgeld, Punkte, Fahrverbot und eine medizinisch-psychologische Untersuchung (MPU.

Das mag im Einzelfall ungerecht sein, doch Sicherheit geht vor, ließe sich argumentieren. Potenziell gefährlich ist der Umgang mit Gelegenheitskiffern. Haben sie kurz vor einer Fahrt einen Joint geraucht und werden kontrolliert, können sie mitunter trotzdem nicht belangt werden. Das hat mit den langsamen und praxisfernen Testverfahren zu tun.

Ein Problem: THC reichert sich im Fettgewebe an. Wer regelmäßig kifft, hat gut gefüllte THC-Depots. Dieses residuale THC wird noch lange weiter im Körper verteilt und ist in Urin und Blut nachweisbar. Obwohl jemand seit Wochen nicht konsumiert hat, kann der Drogentest positiv sein. Ob das freigesetzte THC die Fahrleistung einschränkt, ist in der Forschung nicht abschließend geklärt, wie etwa aus dem Bericht »THC-Grenzwerte im Straßenverkehr« des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Basel hervorgeht.

»Residuales THC hat das gleiche Wirkspektrum wie frisch aufgenommenes«, erklärt Rechtsmediziner Matthias Graw von der Universität München. Wer regelmäßig konsumiert, sei aber wohl weniger eingeschränkt. »Die THC-Wirkung ist meist so gering, dass es eher nicht zu einer Beeinträchtigung der Fahrsicherheit kommt«, so der Toxikologe Thomas Daldrup, emeritierter Professor am Universitätsklinikum Düsseldorf. THC wirkt anders als Alkohol. »Alkohol bildet im Körper keine Depots und ist nach einer überschaubaren Zeit vollständig eliminiert«, so Daldrup. Der Rückschluss: Wer Alkohol im Blut hat, hat kürzlich getrunken. Bei THC ist das nicht unbedingt so.

Die Polizei kontrolliert meist mit Urintests. Im Urin ist THC nachweisbar, solange es sich in den Körperdepots befindet. Über einen Speicheltest lässt sich immerhin herausfinden, ob lange genug kein THC im Mund war, sodass der Fahrer nüchtern sein müsste. Doch wer positiv getestet wurde, muss zur Blutentnahme auf die Wache.

»Das führt zu Verzögerungen«, sagt Michael Mertens, stellvertretender Bundesvorsitzender der Gewerkschaft der Polizei. Die aktuelle Testpraxis sei »nicht zeitgemäß, nicht rechtssicher«. Dabei kann durchs Raster fallen, wer nur ab und zu kifft. Denn bis zum Bluttest verstreicht oft viel Zeit. »Gelegenheitskonsumenten bauen den Wirkstoff THC relativ schnell ab«, erklärt Toxikologe Daldrup. »So kann eine Person, die während der Fahrt stark beeinflusst war, beim Zeitpunkt der Blutentnahme wieder geringe Werte vorweisen.«

In einem solchen Fall käme ein bekiffter Fahrer womöglich ohne Konsequenz davon, obwohl er andere Verkehrsteilnehmer gefährdet hat. »Ab sieben Nanogramm THC pro Milliliter Blutserum lässt sich mit relativer Sicherheit eine erhöhte Unfallwahrscheinlichkeit nachweisen«, sagt Uwe Verthein, Psychologe an der Universität Hamburg.

Was tun? Mertens wünscht sich Speichel- oder Urintests, die den THC-Wert beweissicher anzeigen – noch auf der Straße.

Toxikologe Dalrup schlägt Speicheltests und einen strengeren Grenzwert fürs Labor vor. »Der Speicheltest zeigt an, ob vor kurzer Zeit etwas THC-Haltiges im Mund gelandet ist«, so Daldrup. Regelmäßig Konsumierende, die 12 bis 24 Stunden vor der Fahrt abstinent waren, dürften weiterfahren, wenn ihr Test negativ ausfällt. Bei einem positiven Speicheltest folgt die Blutentnahme – dann aber mit dem Grenzwert von einem Nanogramm THC im Blutserum. Dann würden Gelegenheitskiffer dennoch belangt werden können.

Aus den Parteien ist bisher wenig zu dem Problem zu vernehmen, obwohl mehrere Bundesländer steigende Zahlen für Unfälle unter Drogeneinfluss melden. Die kommende schwarz-rote Koalition will jedoch die gesamte Cannabislegalisierung überprüfen.

Hanfbauer Gremer fürchtet Kontrollen weniger als früher. Inzwischen bekommt er Cannabis gegen Schmerzen verschrieben. Wird er mit zu viel THC im Blut erwischt, dürfen ihm die Behörden nicht einfach den Führerschein wegnehmen.

Lena Frommeyer ■

Christoph Hardt / Panama Pictures / IMAGO

Mit Joint am Steuer: Ganz andere Wirkung als Alkohol

Granger / ullstein bild

Jonas Radtke / ullstein Verlag

Held Arminius (Holzschnitt 19. Jahrhundert), Germanen (nachgestellt): »Wir dürfen die Deutung nicht politischen Wirrköpfen überlassen«

»Dann wäre man vermöbelt worden«

GESCHICHTE Wie tickten die Germanen? Der Archäologe Karl Banghard kommt in seinem neuen Buch zu überraschenden Ergebnissen.

Banghard, 58, ist Prähistoriker und seit fast 23 Jahren Direktor des Archäologischen Freilichtmuseums Oerlinghausen im Teutoburger Wald, wo die Geschichte der Germanen im Zentrum steht. Banghard hat sich in den vergangenen Jahren intensiv mit der Bedeutung der Germanen für die extreme Rechte beschäftigt.

SPIEGEL: Herr Banghard, Ihr neues Buch heißt »Die wahre Geschichte der Germanen«*. Waren die bisher veröffentlichten Erzählungen eher falsch?

Banghard: Die alten Stereotype vom Met saufenden Barbaren sind trotz erstaunlicher neuer archäologischer Entdeckungen kaum totzubekommen, genauso wie die Gleichung »Germanisch gleich Deutsch«. Doch schon Arminius, der Held der Varusschlacht, der auch als Hermann der Cherusker bekannt ist, hätte ihnen wohl widersprochen. Wenn man Arminius als Deutschen bezeichnet hätte, wäre man dafür wohl vermöbelt worden.

SPIEGEL: Warum das?

Banghard: Das Wort »*peudisk«, von dem »deutsch« mutmaßlich abstammt, stand ursprünglich für das allgemeine Volk. Ein Mann aus der Oberschicht, also etwa ein Adeliger wie Arminius, hätte es deswegen mit einiger Wahrscheinlichkeit als beleidigend empfunden, Deutscher genannt zu werden. Arminius gehörte dem Stamm der Cherusker an, und so hätte er sich wohl auch vorgestellt. Es spricht nichts dagegen, die Bezeichnung Germane zu benutzen, aber es gab kein Volk der »Germanen«.

SPIEGEL: Dennoch muss es unter Arminius eine Art Zusammengehörigkeitsgefühl der einzelnen Stämme gegeben haben, schließlich boten sie gemeinsam Rom die Stirn, etwa in der Varusschlacht.

Banghard: Das waren immer nur kurzfristige Bündnisse – und die Bedeutung der Varusschlacht wird überschätzt. Die Römer erlitten viel schwerwiegendere und blamablere Niederlagen, etwa die gegen Hannibal. Zeitgenössische römische Schriftquellen beschrieben das Gefecht zunächst nicht einmal als eine besonders herausstechende Katastrophe. Das änderte sich ab 26 nach Christus, als die Familie des Varus aufgrund innerrömischer Konflikte in Ungnade fiel. Danach wurde die Niederlage aufgebauscht. Wie die Germanen auf die Schlacht blickten, wissen wir nicht, aber die Stämme dürften sich wohl kaum plötzlich wie ein großes Volk gefühlt haben. Als Identitätsschmiere ist der Stoff viel zu dünn.

SPIEGEL: Können Sie die Begeisterung für die Varusschlacht trotzdem verstehen?

Banghard: Ja. Bis heute ist sie eine Art Chiffre für einen »Befreiungskampf«, bei dem soziales Unbehagen in einen Kampf David gegen Goliath mündete. Wie viele andere Menschen bewegt mich zum Beispiel im Kino kaum etwas mehr, als wenn die Unterdrückten gegen die Unterdrücker aufbegehren, so wie es Arminius und seine Leute im Jahr 9 nach Christus taten. Heikel finde ich es, wenn diese Schlacht hochgeschrieben wird zur Geburtsstunde der Deutschen und herhalten muss, um ein Hohelied auf angeblich deutsche Tugenden wie Mut, Kampfeslust und Siegeswillen zu singen. Dieses ganze Trara um die Varusschlacht ist mir daher eher suspekt, genauso wie der Streit darüber, wo genau sie stattgefunden hat.

SPIEGEL: Mittlerweile scheint diese Frage ja geklärt zu sein. Vor allem metallurgische Untersuchungen deuten klar auf Kalkriese bei Osnabrück hin.

Banghard: Viele historisch interessierte und archäologisch gebildete Menschen sind da noch anderer Meinung. Es gibt zwar gute Argumente dafür, dass Kalkriese Schauplatz der Schlacht war. Allerdings wurde bislang trotz aufwendiger Untersuchungen nichts gefunden, was dort zweifelsfrei auf die drei an der

* Karl Banghard: »Die wahre Geschichte der Germanen«. Propyläen; 280 Seiten; 22 Euro.

Varusschlacht beteiligten Legionen hindeutet. Dabei haben die einzelnen Legionen in dieser Zeit sehr gründlich ihre Ausrüstung markiert, aber bislang wurden keine Schwerter mit Gravuren oder andere aussagekräftige Überreste gefunden.

SPIEGEL: Haben die Germanen nach der Schlacht vielleicht einfach einen großen Teil des Altmetalls vom Schlachtfeld eingesammelt, um es einzuschmelzen?

Banghard: Kann sein. Aber stellen Sie sich vor, jemand behauptet in ferner Zukunft, das Festivalgelände von Wacken gefunden zu haben. Würden Sie ihm glauben, wenn er keinen einzigen Kronkorken des Biersponsors vorweisen könnte? Letztlich ist es völlig schnuppe, wo die Schlacht stattgefunden hat. Die Schnitzeljagd mag vielen Menschen Spaß bereiten, aber sie hilft nicht, um sich den Germanen und ihrer Lebenswelt zu nähern; man könnte sie auch beenden.

SPIEGEL: Was hilft denn?

Banghard: Wir sollten uns verstärkt dem widmen, was wir in den vergangenen Jahren über die Germanen gelernt haben. Es wird quasi im Wochentakt Neues ausgegraben, das uns einen realistischen und durch Fakten gedeckten Blick auf unsere Ahnen ermöglicht. Fast alle gravierenden neuen Erkenntnisse zu den Germanen sind archäologische Erkenntnisse.

SPIEGEL: Was sind das für Menschen und Gemeinschaften, deren Bild durch neue Ausgrabungen und Forschungen nach und nach schärfer wird?

Banghard: Dank archäobotanischer und anderer Forschungen wissen wir etwa, dass diese Menschen anders lebten und wirtschafteten als etwa die Römer. Germanen legten in der Regel keine Siedlungen an, sondern bauten Einzelgehöfte, die sich perlschnurartig entlang der großen Flüsse und Bäche reihten. Von dort aus betrieben sie dann meist das, was in der Fachsprache Low-Level-Food-Produktion genannt wird.

SPIEGEL: Was ist damit genau gemeint?

Banghard: Ein Mix aus Ackerbau und Sammelwirtschaft. Die germanischen Stämme nutzten, was in ihren Wäldern und auf den Wiesen wuchs. Allerdings wussten sie, dass etwa Pflanzen wie Waldäpfel, Brombeeren, Schlehen oder Haselnüsse in einem beweideten Wald besser gedeihen als in einem, der sich selbst überlassen wird. Die germanischen Stämme halfen der Natur vor ihrer Haustür auf die Sprünge und hatten damit im Grunde einen sehr modernen und deutlich nachhaltigeren Ansatz als die extensive Getreide- und Viehwirtschaft, die etwa die Römer praktizierten.

SPIEGEL: Übernahmen die Germanen nicht auch einiges von dem, was die Römer in ihrer Nachbarschaft vormachten?

Banghard: Die Stämme konnten mit dem, was die Römer ihnen landwirtschaftlich vorlebten, wenig anfangen. Sie ließen etwa die von Eroberern eingeführten Gartenpflanzen wie Pastinake, Gurke oder Rote Rübe links liegen. Rückständig waren sie deswegen aber noch lange nicht: Sie betrieben Handel mit weit entfernten Regionen und waren viel reiselustiger, als wir lange annahmen. Außerdem verstanden sie sich auf prächtiges Kunsthandwerk und auf Schneiderarbeiten.

SPIEGEL: Können Sie ein Beispiel geben?

Banghard: Mir fallen da etwa die gut erhaltenen Überreste einer Frau aus Jütland ein. Es zählte damals zu den Territorien der germanischen Stämme. Die Dame starb ungefähr im Jahr 200 und trug eine Hochsteckfrisur mit aufwendigen Haarextensions aus Fremdhaar. Ihr Kleid hatte einen eleganten Schnitt und bestand aus sehr sorgfältig ausgekämmtem Garn. Das alles deutet nicht auf tumbe Menschen hin, die ihre Scholle nicht verließen. Der Stil der Frau zeugt von einem mobilen, gut vernetzten und sicher nicht ganz unkultivierten Leben.

SPIEGEL: Welche archäologische Entdeckung hat Sie in den vergangenen Jahren besonders beeindruckt?

Banghard: Die neuerliche Untersuchung eines bereits 1937 entdeckten Grabes in Sachsen-Anhalt. Darin befanden sich die Überreste einer Brandbestattung. Die germanischen Stämme beerdigten ihre Angehörigen über viele Jahrhunderte fast ausschließlich auf diese Weise. Bei der ersten Untersuchung vor 88 Jahren konnten die Archäologen mit den verkohlten Überresten im Grab nichts anfangen und unterstellten, dass Grabbeigaben fehlten. Bei erneuten Analysen vor einiger Zeit entpuppten sich grauschwarze Bruchstücke aus dem Grab dann als Überreste eines äußerst exklusiven Trinkgefäßes aus kostbarem Achat. Das war überraschend.

SPIEGEL: Warum?

Banghard: Waffen, Schmuck und andere Dinge, die den Toten mit ins Jenseits gegeben werden, verraten viel über Kultur, Reichtum und Zivilisationsgrad einer Gesellschaft. Vieles, was das Leben der germanischen Stämme ausmachte, kam aber gar nicht erst ans Tageslicht oder wurde nicht richtig erkannt, weil es mit den Verstorbenen verbrannte. Glücklicherweise können wir die Überreste mittlerweile besser analysieren und aus verkohlten Stückchen und Asche mehr herauslesen, als es die Archäologen und Archäologinnen vergangener Tage vermochten. So muss etwa das Grab in Sachsen-Anhalt nun plötzlich als das eines reichen Menschen gedeutet werden. Ich bin sehr gespannt, was noch alles herausgefunden wird in den kommenden Jahren. Auf jeden Fall müssen wir die Germanen beharrlich weiter erforschen und Ergebnisse besser kommunizieren als in der Vergangenheit.

Max Slobodda

Museumsdirektor Banghard

SPIEGEL: Weshalb ist das so wichtig?

Banghard: Wir dürfen die Deutung der Germanen nicht politischen Wirrköpfen überlassen. Für die Nazis waren Germanen immer schon wichtig, sie galten als heimatverbundene, todesmutige, blauäugige und blonde Urdeutsche mit reinem Blut. Auf dieses fest in die Hinterköpfe eingebrannte Germanenbild folgte nach 1945 ein Vakuum: Schulen und die Forschung schwiegen fortan zu den Germanen, sie wurden weitgehend stillgelegt. Aus meiner Sicht die vollkommen falsche Strategie. Ein überkommendes, in Verruf geratenes Bild kann nicht aufgelöst werden, indem es tabuisiert wird, sondern nur mit einem Gegenbild. Weil dieses fehlte, konnten rechtspopulistische und -extreme Gruppen mithilfe der Germanen rechte Inhalte und Mythen in die Mitte der Gesellschaft tragen. Die extreme Rechte weiß sehr genau, dass man durch eine bestimmte Art der Geschichtenerzählung den Blick auf die aktuelle Gesellschaft manipulieren kann.

SPIEGEL: Sie haben sehr viel zum Thema Rechtsextremismus und Germanen recherchiert, etwa auf Nazi-Musikfestivals. Was bekamen Sie dort zu sehen?

Banghard: Bei derlei Veranstaltungen prangen germanische Runen und Arminius-Bilder auf Hunderten T-Shirts, sie sind allgegenwärtig. Rechte Magazine haben sich in den vergangenen Monaten fast alle teils auf abwegige Art mit den Germanen beschäftigt. In der Zeitschrift »Compact Geschichte« wird etwa die Frage diskutiert, ob die Germanen nicht doch vom Polarkreis kämen; das ist eine alte völkische These. Die extreme Rechte hat sich die Germanen geschnappt, und wir haben zu lange dabei zugeschaut.

SPIEGEL: Es dürfte schwer werden, das Bild von den kampfeswilligen Vorfahren aus den Köpfen zu verjagen. Zumal es mit Blick auf den Widerstand gegen Rom ja auch nicht ganz falsch ist.

Banghard: Es geht darum, das schablonenhafte Germanenbild zu überwinden. Viele Überreste dieser Kultur haben wir reflexhaft in unsere Fantasie eines stets kämpfenden, derben Volkes eingefügt. Dieser Blick wird den Germanen aber nicht gerecht. Ihre Geschichte hat mehr zu bieten als nur die Varusschlacht.

Interview: Guido Kleinhubbert ■

Performerin Perry

Theo Wargo / Katy Perry / Getty Images

Das Gefühl, das kein Star braucht

POP Ein peinlicher Ausflug ins All und misslungene Tourauftritte: Für Katy Perry läuft es nicht rund. Demontiert hier gerade eine ihren eigenen Status?

Mitleid ist nicht bekreischbar. Wer einen ehemals erfolgsbeschienenen, nun akut lädierten Menschen in eine Flauschdecke pucken und ihm ein warmes Trostgetränk reichen möchte, muss die Person für diese Akte weicher Menschlichkeit erst einmal runterholen vom Podest, auf dem sie stand – sonst kommt man ja gar nicht richtig ran.

Für die in diesen Tagen viel bespöttelte Sängerin Katy Perry könnte sich dieser Umstand dementsprechend ungünstig auswirken: So schepprig verläuft gerade alles, was sie anfasst, dass sich die Beömmelung darüber nun in einem emo-alchemistischen Akt in Mitleid umzuwandeln droht – in das Gefühl also, das ein Popstar wirklich am allerwenigsten gebrauchen kann. Weil er zwar die Emotionen von uns Normalos spiegeln und überhöhen soll – Liebe, Trauer, Schmerz –, aber dabei immer positiv entrückt bleiben muss. Eben kein armes Würstchen. Über Perrys grandiose Fehleinschätzung, wie begeistert die Öffentlichkeit ihre paar Minuten im Weltraum an der Seite von Lauren Sánchez, der Verlobten von Amazon-Gründer Jeff Bezos, wahrnehmen würde, konnte man sich noch amüsieren. Die Werbeaktion für Bezos' Weltraumtouristik-Unternehmen ernsthaft als feministisches Leuchtsignal zu framen, weil mehrere Frauen in die Rakete gesteckt wurden? Klassischer Fall von Star-Entrücktheit!

Dann aber tauchte die Kritik an Perrys Konzertreise »The Lifetimes Tour« auf, unter anderem wurde die Glaubwürdigkeit ihrer Empowerment-Botschaften angezweifelt: Sie tanze selbst schlecht und lasse sich gleichzeitig nur von Männern umtanzen, statt Frauen im wahrsten Sinne des Wortes eine Bühne zu geben. Man kann über diese Kritik inhaltlich streiten, aber der Eindruck, dass hier ein Popstar den eigenen Starstatus wegmeißelt, verfestigte sich. War es das also?

Vielleicht doch noch nicht. Perry selbst ging in die Offensive. Wenn die Online-Welt nun versuche, aus ihr »eine menschliche Piñata« zu machen, also eine mit Süßigkeiten gefüllte Figur aus Pappmaché, auf die man einschlägt, nehme sie das mit Gelassenheit hin – und sende den Kritikern im Gegenzug Liebe. Das klingt dann doch wieder genauso egal und abgehoben, wie es sich für einen Star ziemt, der kilometerweit über uns Normalos unterwegs ist. Anja Rützel

Zarte Zeichnungen

AUSSTELLUNGEN Sein Außenbüro, wie Thomas Schütte es bezeichnet, bezog er gleich in seinen ersten Tagen in Venedig. Es befindet sich auf der Dachterrasse des Museums Punta della Dogana, das bis November Werke des deutschen Künstlers zeigt. Hier hielt er sich am liebsten auf, wenn ihm der Trubel während des Aufbaus seiner Ausstellung in den Hallen des ehemaligen Zollgebäudes zu viel wurde. Dann setzte er sich auf einen Stuhl und blickte auf den Canal Grande. In der Zwischenzeit platzierte Schütte rote »Glasgeister« – Skulpturen aus Murano-Glas – vor den Fenstern, um sie vor der türkisblauen Lagune leuchten zu lassen wie in einer Filmkulisse. Und stellte drei große Skulpturen, die »Männer im Wind«, in die größte Halle des Hauses. Umgeben sind sie von bemalten Fahnen, die zuvor nur einmal ausgestellt wurden. Nach einer Woche stand die Werkschau. Der ruhelose Schütte mag es nicht, wenn Dinge zu lange dauern. 50 Skulpturen sind seither in der Ausstellungsstätte des französischen Milliardärs François Pinault zu sehen. Fast alle stammen aus der privaten Sammlung Pinaults. Darunter monumentale, schwermütige Figuren wie »Vater Staat« (2010) oder die gerade erst rechtzeitig zur Ausstellung fertig gewordene »Mutter Erde«, die unter freiem Himmel vor dem Museum steht. Der überraschende Teil der Schau aber hängt an den Wänden: Es sind 150 Zeichnungen Schüttes, teilweise erstaunlich zart und überraschend persönlich. Viele von ihnen entstanden während eines längeren Klinikaufenthalts des Künstlers in einer Psychiatrie nahe Düsseldorf 2022. Die meisten wurden noch nie ausgestellt. Sie offenbaren eine unbekannte, verletzliche Seite des Künstlers – so wie ein Tränenbild mit der Zeile »I wish these would be my tears«, »Ich wünschte, das wären meine Tränen«. Sein Klinikaufenthalt sei wie Hochleistungssport gewesen, sagt Schütte in Venedig, er habe an seine Grenzen gehen müssen: »Den Ärzten derart ausgeliefert zu sein, ihnen vertrauen zu müssen, war schwierig. Im Zeichnen fand ich einen Weg, dem zu entkommen.« An die 1000 Zeichnungen entstanden so in kurzer Zeit. Sie sind nun nur zu sehen, weil Schütte der Kuratorin Camille Morineau, die er seit Langem kennt, erlaubte, sie zu begutachten. Er gewährte ihr jeweils eine halbe Stunde vor den gemeinsamen Risotto-Essen bei ihm in Düsseldorf, um einige davon auszusuchen. Zum Glück für das Publikum. Britta Sandberg

»Thomas Schütte. Genealogies«. Venedig, Punta della Dogana. Bis zum 23. November.

An der glanzvollen Oberfläche

SACHBÜCHER Die entscheidende Phase auf dem Weg zu sich selbst hat Andreas Banaski in einem Essay für die »Süddeutsche Zeitung« festgehalten. Darin beschreibt er die mittleren Siebzigerjahre. Die Zeit, in der er sich von der linksradikalen Rumpelrockband Ton Steine Scherben abwandte und stattdessen Roxy Music hörte. Deren Sänger Bryan Ferry war, wie Banaski selbst, in einem Arbeiterklassehaushalt aufgewachsen. Als Popstar verkörperte Ferry den Typus des »Working-Class-Dandys«. Sein Fan Banaski, damals um die 18 Jahre alt, versuchte ihm nachzueifern und ging mit schwarzem Samtsakko und Nadelstreifenschlaghose in die Schule. Unter dem Pseudonym Kid P. schrieb er Jahre später für die Hamburger Musikzeitschrift »Sounds«. Und so wie Ferry einen frischen Ton in die Popmusik gebracht hatte, brachte »Sounds«, das sich Anfang der Achtzigerjahre als New-Wave-Magazin neu erfunden hatte, einen frischen Ton in den deutschsprachigen Journalismus: schwungvoll und geistreich, ein Bruch sowohl mit dem Rockjournalismus der Siebzigerjahre als auch mit dem bürgerlichen Feuilleton. Andreas Banaski war einer der wichtigsten Schreiber des Blattes. In seinen Texten mischte er, was er bei Ton Steine Scherben und bei Roxy Music gelernt hatte: den Verbalradikalismus und die glamouröse Geste. Die deutschsprachige Variante des »New Journalism« war geboren. Jetzt hat die Literaturwissenschaftlerin Erika Thomalla einen Band mit den Texten Banaskis herausgegeben: »Die Wahrheit über Kid P. Wie ein Hamburger Punk den deutschen Popjournalismus erfand«. Literarischer Journalismus ist einer der Forschungsschwerpunkte Thomallas, im Herbst veröffentlicht sie das Buch »Gegenwart machen«, eine Oral History zum Thema. Ihr Sammelband über Banaski könnte da als Grundlage dienen. Denn wenn Banaski, der 2021 nach langer Krankheit starb, auch selbst nicht mehr Auskunft geben kann über seine Arbeit: So subjektiv und mit so großer Lust an der glanzvollen Oberfläche hatte vor ihm zumindest in der alten Bundesrepublik kaum einer geschrieben. »Die Wahrheit über Kid P.« ist die Kanonisierung eines Autors, den viele Kulturjournalistinnen und -journalisten, die nach ihm kamen, längst vergessen haben – und der ihnen doch den Weg bereitete. Sebastian Hammelehle

Andreas Banaski: »Die Wahrheit über Kid P.«. Junius; 350 Seiten; 22 Euro.

Ein Dandy in Nöten

FILME In seinen besten Momenten wirkt Jan-Ole Gersters Film »Islands« wie eine zeitgenössische Version der Abenteuer des von Patricia Highsmith erfundenen Hochstaplerhelden Tom Ripley. Der Schauspieler Sam Riley spielt einen hübsch verzottelten Tennistrainer und Touristinnenverführer namens Tom, der auf der Insel Fuerteventura ein Dandydasein fristet. Rileys Held arbeitet tagsüber in einer riesigen Hotelanlage. Die Nächte verbringt er im Tanzklub, beim Drogenkonsum und in den Betten von frisch aufgegabelten Frauen. Eines Tages verstrickt er sich in ein erotisches Psychodrama, das auch eine Kriminalstory ist. Der Zyniker Tom ist jäh verzaubert, als die schöne Britin Anne (Stacy Martin) eines Nachmittags ihren kleinen Sohn Anton (Dylan Torrell) bei ihm zum Training anmeldet. Die Zutraulichkeit des Kindes scheint ihn ebenso zu rühren wie die merkwürdige Nervosität der jungen Frau. Zu seinem eigenen Erstaunen lässt sich Tom von Anne, ihrem Sohn und ihrem hirnlosen Ehemann Dave (Jack Farthing) in eine Art Fremdenführerrolle drängen. Als der eitle Dave spurlos aus dem Hotel verschwindet, geraten Anne und Tom ins Visier der Polizei. »Islands« ist in vier Kategorien für den Deutschen Filmpreis nominiert, der am 9. Mai in Berlin vergeben wird. Ähnlich wie in seinen hochgelobten Filmen »Oh Boy« (mit Tom Schilling, 2012) und »Lara« (mit Corinna Harfouch, 2019) präsentiert Gerster auch hier eine von ihren Lebenszielen abgekommene, aus der Bahn geworfene Hauptfigur. Manchmal wirkt der Film mit seinen Anspielungen auf große Regievorbilder wie Bernardo Bertolucci oder Michelangelo Antonioni ein wenig überehrgeizig. Manchmal ist er auch eine nette Kriminalkomödie, in der ein scharfsinniger Polizist (gespielt von Pep Ambròs) den Protagonisten sehr vergnüglich auf die Pelle rückt. Die Chemie zwischen der Anne-Darstellerin Martin und Rileys windigem Helden Tom jedenfalls funktioniert prächtig, was ihren Flirt so aufregend wirken lässt wie selten ein Liebesduett im deutschen Kino. Die Sonne im kanarischen Inselreich scheint in diesem Film unbarmherzig auf Gehirne und Gemüter zu schlagen – und der Regisseur, der für das Drehbuch mitverantwortlich ist, zeigt eine Begeisterung für überraschende Wendungen, die viele Kinozuschauer verblüffen dürfte. Wolfgang Höbel

»Islands«. Regie: Jan-Ole Gerster. Mit: Sam Riley, Stacy Martin, Jack Farthing. 123 Minuten. Ab 8. Mai.

Der Meinungsritter

KARRIEREN Wolfram Weimer soll neuer Kulturstaatsminister werden. Schon vor seinem Antritt erntet er so viel Kritik wie kein anderer in diesem Amt.

Herrlich ist es hier, im Biergarten am Tegernsee. Das kristallklare Wasser funkelt in der schon recht kräftigen Frühlingssonne. Menschen sind zwar in großer Menge zu beobachten, allerdings nur als zahlende Gäste, die sich eifrig gegenseitig vor idyllischem Alpenpanorama fotografieren. Hier sieht Deutschland so aus, als wäre es nicht nur für einen chinesischen Touristen, sondern auch für einen deutschen Konservativen gemalt worden. Einen ähnlichen Ausblick hatte schon der bayerische Schriftsteller Ludwig Thoma von seinem Wohnort weiter im Süden bei Rottach, und da drüben, auf der anderen Seite, am Hang über Bad Wiessee – das ist doch das Haus von Uli Hoeneß, dem FC-Bayern-Ehrenpräsidenten und ehemaligen Wurstfabrikanten!

Freilich geht es aber noch herrlicher, noch ein bisserl besser, weil noch ein bisserl exklusiver: Ein paar Hundert Meter den Hang hinauf reicht der Blick womöglich noch weiter, ist die Luft womöglich noch gesünder. Von hier aus betrachtet scheint die Welt sich in praktisch nicht mehr zu steigernder, prachtvoller Ordnung zu befinden.

»Lieber Thomas Mann als Bertolt Brecht«

Wolfram Weimer

Hier wohnt seit 2010 Wolfram Weimer.

Er ist in dieser ersten Maiwoche nicht daheim. Der Medienmanager und Publizist ist in der Stadt, in der sich die Welt in prachtvoller Unordnung befindet: in Berlin. Dort wird er mit der Aufgabe vertraut gemacht, die ihn bald erwartet. Weimer soll neuer Kulturstaatsminister im Kabinett Merz werden. Damit hatte keiner gerechnet. Der Kanzler habe selbst sein eigenes Umfeld mit der Personalie überrascht, heißt es in der Hauptstadt. Aber nun, da er berufen wurde, ergebe die Wahl eine innere Logik. Denn Weimer, der bald ein Stockwerk über Merz im Kanzleramt residieren soll, verkörpere ein bürgerliches Kulturverständnis.

Weimer ist 1964 im hessischen Gelnhausen geboren und aufgewachsen im portugiesischen Porto, er hat sein Abitur mit der Bestnote abgelegt und nach dem Wehrdienst Geschichte, Politikwissenschaften und Germanistik studiert, in Frankfurt am Main und Washington. Seine Dissertation beschäftigt sich mit der »Kontroverse über die Bank of North America 1783–1787«. Erst war er Wirtschaftsredakteur, später Madrid-Korrespondent der »Frankfurter Allgemeinen«, wechselte dann zur »Welt« nach Berlin. 2004 gründete er mit dem Schweizer Ringier-Verlag das Debattenmagazin »Cicero«, das er bis 2010 leitete, danach war er kurz Chefredakteur des »Focus« in München.

2012 gründete er mit seiner Frau, der Publizistin und Verlegerin Christiane Goetz-Weimer, die Weimer Media Group, die heute in einem erstaunlich schmucklosen, kastenförmigen Flachbau an der Seestraße in Tegernsee untergebracht ist. Die beiden verantworten unter anderem das Debattenportal »The European«, aber auch kleinere Spezialmagazine wie »Markt und Mittelstand«, »Business Punk«, »Börse am Sonntag«.

Katholizismus ist ihm wichtig, er praktiziert ihn aktiv und führt eine betont glückliche Ehe. Seine drei Söhne, die teilweise ebenfalls publizistisch und unternehmerisch tätig sind, heißen Wolf, Wim und Valentin. Und: Er ist 1,98 Meter, fast so groß also wie Mathias Döpfner, zu dem Weimer eine gute Beziehung pflegte, bis diese zerbrach, worüber noch zu sprechen sein wird. Was dieses Leben zeigt: Weimer ist im konservativen Teil Mediendeutschlands extrem gut vernetzt, nicht so sehr im Kulturdeutschland. So weit die Fakten.

Seit der Bekanntgabe der Personalie herrscht Aufruhr. Seit das Amt 1999 unter Gerhard Schröder geschaffen wurde, hat noch keine Berufung eines Kulturstaatsministers im Kulturbetrieb so heftige allergische Reaktionen ausgelöst. Falls Merz von seinem Kabinett ablenken möchte, hat seine Entscheidung für Wolfram Weimer bereits ihren Zweck erfüllt. Dabei hat der Mann in dieser Funktion noch gar nichts gemacht. Klar ist nur: Auf ihn warten große Aufgaben. Die Behörde, die er übernehmen wird, hat sich in den vergangenen Jahren professionalisiert, vor allem unter Monika Grütters.

Von dem Zuwachs an Bedeutung profitiert auch Weimer. Er hat rund 450 Mitarbeiter und ein jährliches Budget von mehr als zwei Milliarden Euro. Er darf viel Geld verteilen. Ein großer Batzen geht an die Deutsche Welle, aber ein gewisser Anteil wird sich auf etliche Institutionen im Land verteilen. Viele Einrichtungen dürften auch aus seiner Sicht etwas hermachen, das Deutsche Literaturarchiv in Marbach vielleicht, die Stiftung Preußischer Kulturbesitz ohnehin. Spannend wird sein, wie er mit der freien Szene umgeht, deren Experimente so wichtig sind für das Kulturlabor Deutschland – und wo die Sorge vor dem neuen Mann am größten ist.

Manche trauen sich gar nicht erst, etwas zu sagen, weil sie bald wohl von Weimers Geld und Wohlwollen abhängen. Die, die laut sind, glauben aber oft schon zu wissen, was kommt – für manch Konservativen ist Weimer ein opportunistischer Manager mit bürgerlicher Fassade, einer, der Cicero als Buzzword kennt, aber nicht richtig zitieren kann; der »FAZ«-Herausgeber Jürgen Kaube etwa hält Weimer für einen Blender. Linke Kulturschaffende sehen in ihm einen gefährlichen Agenten der Reaktion. »Wolfram Weimer ist nicht geeignet für dieses zentrale Amt der Kulturpolitik«, heißt es in einer Petition gegen seine Berufung, für die bereits Zehntausende Unterschriften gesammelt wurden: »Er ist ein konservativer Publizist und Verleger, der bislang kaum als Kulturmensch in Erscheinung getreten ist.«

Der Schauspieler Ulrich Matthes sieht in Weimer einen »stramm konservativen, wirtschaftsliberalen Ideologen mit in unzähligen Talkshows gestähltem Sendungsbewusstsein«. Tatsächlich liegt Weimer mit 38 Auftritten seit 2019 als Studiogast in Sendungen wie »Maischberger« oder »Markus Lanz« noch vor Politgrößen wie Ricarda Lang, Armin Laschet oder Carsten Linnemann. Matthes befürchtet, in den kommenden vier Jahren werde Helmut Kohls »geistig-moralische Wende« nachgeholt, »ein bürgerliches Trauerspiel«. Für den Schriftsteller und Publizisten Max Czollek ist die Personalie eine »Eskalation im rechten Kulturkampf«. Der Dramaturg Harald Wolff befürchtet mit Blick auf Weimers »Publikations- und Denkbiografie« gar eine »nationalistische und bürgerlich-rechte Neuausrichtung der bundesdeutschen Kulturpolitik«, wie sie »Orbán für Ungarn und Trump für Amerika entwickelt haben«. Der Dramatiker Moritz Rinke sagt: Er stelle sich für die Zukunft »hoffnungsvoll Weimer und Merz beim Golfspielen am heimischen Tegernsee vor. Und wie sie dabei immer gute Deals für die Kultur machen, von der sie beide keine Ahnung haben«.

Weimer selbst ist deshalb schon jetzt im Schadensbegrenzungsmodus, was es noch

teutopress / picture alliance / dpa

Talkgast Weimer bei »Markus Lanz« 2024: Extrem gut vernetzt

schwieriger macht, ihn zu fassen. Er hat offenbar große Sorge um sein öffentliches Bild. Lange interessierten sich nur wenige für das, was er in den vergangenen Jahren so schrieb und tat am Tegernsee, plötzlich blicken alle auf ihn. Er bemüht sich auf jeden Fall, alle Befürchtungen zu zerstreuen, er plane einen kulturpolitischen Salto rückwärts. Er lese nur »lieber Thomas Mann als Bertolt Brecht«, wie er dem SPIEGEL sagt, und sehe sich in der Tradition von Michael Naumann – der erste Kulturstaatsminister von 1999 war ebenfalls Publizist und Verlagsprofi, kein Berufspolitiker.

Wer also ist Wolfram Weimer? Und was kann die Kulturwelt von ihm erwarten?

Woran man ihn messen kann: an dem, was er bisher getan hat. Und was er bisher viel

Steffen Kugler / picture alliance / dpa

Martin Lengemann / WELT / ullstein bild

Peter Schickert / Alamy / mauritius images

1 | »Cicero«-Gründer Weimer 2006 **2 |** »Welt«-Chefredakteur Weimer mit Verlegerin Friede Springer und Vorstandsmitglied Döpfner 2000 **3 |** König-Ludwig-II.-Statue am Tegernsee

getan hat, ist: reden. Schreiben. Meinen. Dass Weimer für so viele, und nicht nur für Linke, ein rotes Tuch ist, hängt damit zusammen, dass er publizistisch so schillert. Es heißt, Martin Walser, mit dem er befreundet gewesen sei, habe ihn nach gemeinsamen theologischen Gesprächen als Pfarrer in einen Roman eingebaut. Er selbst schreibt auch viel. Unter anderem mal eine fürchterlich unlustige Merkel-Satire namens »Heimspiel«, in der die Kanzlerin Fußballnachhilfe bei Günter Netzer nehmen muss, weil Franz Beckenbauer Präsident werden soll. Und wer sich jemals fragte, wer eigentlich Grabbeltischware wie »Mit Platon zum Profit. Ein Philosophie-Lesebuch für Manager« (1994) oder »Mit Goethe zum Gewinn. Ein Literatur-Lesebuch für Manager« (1995) schreibt – Wolfram Weimer war das. Erstaunlich ist, wie ähnlich sich seine Bücher sind: So enthalten »Das konservative Manifest« und »Sehnsucht nach Gott« Dutzende wortgleiche Seiten, obwohl die Werke unter unterschiedlichen Titeln erschienen sind. Auf Nachfrage sagt Weimer, dies sei mit den Verlagen so geplant und abgesprochen gewesen, einige Passagen habe er auch in Artikeln verwendet.

Es heißt über ihn, er sehe sich leicht rechts der Mitte. Richtig entgleiste er tatsächlich aber auch – und vor allem, wenn er sich nach den ganz großen Statements streckte. In seinem »Konservativen Manifest« stellt er mit Bedauern fest, dass Europa aufgehört habe, sich biologisch, wirtschaftlich, kulturell und räumlich zu »vermehren«. Während den ehemaligen SPD-Politiker Thilo Sarrazin noch die Sorge umtrieb, Deutschland schaffe sich ab, erweiterte Weimer den sorgenvollen Blick sogar auf ganz Europa. In der üblichen Verschränkung von Islamophobie und völkischem Denken fürchtete er »die biologische Selbstaufgabe« eines Kontinents, der es versäumt habe, »die Fortdauer der eigenen Familie, des eigenen Blutes, der Sippe, des Stammes, der Nation, der Kultur, der Zivilisation« zu bewahren. Die »räumliche Vermehrung« Europas ist derweil seine Umschreibung für den europäischen Kolonialismus.

Konfrontiert man ihn heute mit solchen Stellen, sagt er: »Gegen die Etikettierung als Ultrarechter oder Rechtskonservativer wehre ich mich, weil ich das einfach nicht bin. Ich bin ein Mensch der bürgerlichen Mitte. Mein Gehäuse ist die weltoffene, liberale Demokratie.« Er sei »vom völkischen Denken so weit weg, wie man nur sein kann«. Auch seine Einlassungen zu Kolonialismus, Familie, Sippe und Blut im »Konservativen Manifest« will er als »historische Beschreibung« dessen gelesen wissen, was »über Jahrhunderte und Jahrtausende ein kulturprägendes Moment« gewesen sei – und nicht als Selbstbeschreibung als Konservativer. Wobei er »die allgemeine These vom Niedergang Europas als gestaltende Kraft der Weltgeschichte« teile: »Darum wünsche ich mir auch, dass die Demokratien Europas sich politisch stärker formieren und gegen die autokratischen Weltmächte bestehen können.«

Und Golf spiele er übrigens nicht, auch wenn das seine Kritiker immer behaupten, weder mit Friedrich Merz noch mit sonst wem: »Ich betreibe den Sport einfach nicht.«

Man kann nicht behaupten, dass die Zufriedenheit der Kulturwelt mit der vergangenen Koalition, der Ampel, groß gewesen wäre. Zu diversen Skandalen – die Aufregung um die antisemitischen Werke auf der Documenta und die schon fahrlässige Hilflosigkeit in Berlin – gesellte sich auch ein angespanntes Verhältnis zwischen Olaf Scholz (SPD) und seiner ihm direkt unterstellten Kulturbeauftragten Claudia Roth (Grüne). Die Bandbreite der Aufgaben und der möglichen Stolperstellen ist für Weimer groß. Es geht um Filmförderung, kulturelles Raubgut, Restitution, den Verwaltungsrat der Bayreuther Festspiele, Kulturgutschutzgesetze. Vielleicht hilft ihm hier seine lange Führungserfahrung. Weimer wird aber auch für das weite Feld der Gedenkkultur zuständig sein – die heftige Debatten auslöste und wohl auch weiterhin auslösen wird. Allein die Frage, wie sich das Gedenken an Kolonialismus und Holocaust zueinander verhalten sollten, erfordert kluge Antworten. Er mag sich heute davon distanzieren. Aber: Die Kolonialzeit ist eine Ära, der Weimer im »Konservativen Manifest« durchaus eine Träne nachzuweinen scheint. Er bestreitet das zwar, es sei »absurd« und »bösartig verzerrt«, ihm das zu unterstellen. Aber dann stehen da Sätze wie dieser: »Der Zweite Weltkrieg wirkte für das koloniale Selbstbewusstsein wie ein Verbrennungsofen der europäischen Ansprüche – machtpolitischer, wirtschaftlicher, kultureller und moralischer Natur.« Der deutsche Vernichtungskrieg als Verbrennungsofen für europäische Ansprüche? Die Metapher ist so perfide, dass manche AfD-Politiker sie vermutlich sofort unterschreiben würden.

Die Frage ist vielleicht, ob Weimer das wirklich so gedacht hat oder ob er einfach oft das schreibt und sagt, was steil klingt und in bestimmten Kreisen gut ankommt. Ob er ein Meinungsritter ist oder einer, der sich wirklich

aufmacht, das Abendland zu retten. Menschen, die ihn von früher aus dem Journalismus kennen, beschreiben Weimer als angenehmen Menschen, als selbstbewusst, gleichzeitig als einen, der gefallen will – und als jemanden mit viel Ambition.

In der Medienbranche erinnert man in diesen Tagen gern an eine Posse, die sich im Oktober 2002 zutrug. Ein kleiner Börsenbrief verbreitete damals die Spekulation, dass Weimer – bis dahin Chefredakteur der »Welt« – zur Konkurrenz nach Frankfurt wechseln könnte. Aber nicht etwa als weiterer »FAZ«-Herausgeber in einer Riege an Gleichberechtigten, sondern als deren neuer Chef. Für Weimer wäre es ein großer Karrieresprung gewesen, für die ehrwürdigen »FAZ«-Herausgeber eine beispiellose Entmachtung – weshalb auch heute Jürgen Kaubes Kommentar zu Weimer ein Geschmäckle hat. Doch die Nachricht war falsch, eine Ente, nichts daran war je geplant. Und sofort wurde nach einem Schuldigen gesucht. Wer hatte die Spekulationen in die Welt gesetzt?

Gisela Schober / Bachmair Weissach Group / Getty Images

Eheleute Weimer, Goetz-Weimer

In Frankfurt zeigte man sofort auf Weimer, sah in ihm einen Hochstapler: »Warum bringt sich einer mit solchen Geschichten um jeden Kredit?«, fragte Herausgeber Günther Nonnenmacher. Aber auch in Weimers eigener Redaktion hatte kaum jemand Zweifel daran, dass er selbst Urheber der Karrieregerüchte war. Eine ehemalige »Welt«-Führungskraft sagt bis heute, sie sei bei Weimers konspirativen Telefonaten dabei gewesen. Der Chef selbst präsentierte ein Alibi nach dem anderen: Er sei »aus schierem Zufall mitten in die offenen Kabale der ›FAZ‹-Interna« geraten, sagte er damals dazu – unter anderem. Niemals hätte er diese perfiden Berichte in die Welt gesetzt. »Mir geht es um meinen Ruf!« Heute will er sich zu der Causa nicht mehr äußern.

Zumindest einer glaubte diese Erklärungen offenbar nicht: Mathias Döpfner, Chef des Axel-Springer-Verlags und bis dahin ein langjähriger Vertrauter Weimers. »Twin Towers« nannte man die beiden intern, wegen ihrer Körpergröße und ihrer Nähe zueinander. Doch die Freundschaft zerbrach – und der »Welt«-Chefredakteur nahm seinen Hut, angeblich freiwillig. So wurde es damals berichtet. »Er wurde gesichtswahrend rausgeschmissen«, erinnert sich hingegen ein früherer Springer-Manager. »Der Vertrauensbruch war einfach zu groß.«

In Tegernsee ist es noch recht ruhig im Ort, der Parkplatz des Biergartens kaum gefüllt, die Sonnenterrasse fast leer, aber das wird sich bald ändern. Am kommenden Freitag steigt hier die »Gipfel-Nacht«, der festliche Abschluss einer Veranstaltung, die manchen als »das deutsche Davos« gilt: der Ludwig-Erhard-Gipfel, ausgerichtet von der Weimer Media Group. Benannt ist das Treffen nach dem ehemaligen Kanzler, in allgemeiner Erinnerung geblieben für seine dicken Zigarren, die soziale Marktwirtschaft und das deutsche Wirtschaftswunder.

Letzteres soll auch beim elften Gipfeltreffen erneut angeschoben werden. Zahlreiche Wirtschaftsvertreter diskutieren die üblichen Zukunftsthemen, auch die Spitzen der neuen Bundesregierung werden erwartet, dazu etwa 1000 zahlende Gäste, die sich die Teilnahme 700 Euro für einen halben Tag und bis zu 2700 Euro für die gesamten zweieinhalb Tage kosten lassen – »ohne Gipfelnacht«, wie der Ticketshop vermerkt. Gegipfelt wird tagsüber im Käfer Gut Kaltenbrunn im Nachbarort Gmund. Den »Freiheitspreis der Medien« soll diesmal der ehemalige Bundespräsident Joachim Gauck bekommen.

»Die Weimers sind das Abziehbild von Zugereisten, die nutzen den Tegernsee als Abspielfläche für ihre Promisucht«, formuliert es ein Anwohner. Beim bayerischen Davos ist auf jeden Fall schon lange ein bestimmter Promi dabei, mittlerweile ist er Dauergast: Friedrich Merz diskutierte 2015 vor Publikum über »Ludwig Erhard heute«, mit auf dem Podium saß der Ausrichter Wolfram Weimer. Merz hatte es schon damals nicht weit, er wohnt auch im schönen Gmund. Ihn sehen die, die sich das Leben hier noch leisten können, beim Bäcker oder in der Kirche. Man kennt sich eben am Tegernsee.

Arno Frank, Hannah Pilarczyk, Ulrike Knöfel, Stefan Kuzmany, Anton Rainer ■

COMIC-WETTBEWERB

WAS MACHT FREUNDSCHAFT AUS?

DEIN SPIEGEL und die Drogeriemarkt-Kette **ROSSMANN** suchen die kreativsten Comics zum Thema

FREUNDSCHAFT

DARUM GEHT'S

Einen besten Freund oder eine beste Freundin zu haben, ist ein tolles Gefühl. Deshalb ist Freundschaft das Thema unseres neuen Wettbewerbs: Erzähl uns deine Geschichte über Freundschaft – als Comic!

WAS GENAU MUSST DU TUN?

Erst mal überlegen und eine Idee haben. **Was verbindet dich und deine Freundinnen und Freunde? Wie geht ihr damit um, wenn es Streit gibt? Welche Abenteuer erlebt ihr zusammen? Wie habt ihr euch kennengelernt?** Wenn du weißt, welche Geschichte du uns erzählen willst, zeichnest du einen Comic. Er kann schwarz-weiß sein oder kunterbunt, lustig oder ernst, er kann dich und deine Freundin als Superhelden-Familienproblem-Löser zeigen oder erzählen, wie ihr die Pausen in der Schule verbringt – wie du magst. Wichtig ist nur, dass der Comic auf eine DIN-A4-Seite passt und nicht mehr als vier Panels hat, das sind die Kästchen.

WER KANN TEILNEHMEN?

Kinder und Jugendliche können in zwei Altersgruppen teilnehmen: Kinder von 8 bis 11, Jugendliche von 12 bis 16 Jahren. Du kannst allein teilnehmen oder in einer Gruppe von maximal drei Leuten.

UND DAS KÖNNT IHR GEWINNEN:

1. PREIS: Besuch für dich und drei Lieblingsleute im Heide Park Soltau, inklusive Übernachtung im Abenteuerhotel
2. PREIS: je eine Action-Cam zum Filmen toller Freundschaftsmomente
3. PREIS: je ein Snack-Paket von ROSSMANN

WIE KANN MAN MITMACHEN?

Alle Infos zum Wettbewerb, die Teilnahmebedingungen und das Ich-will-mitmachen-Formular findet ihr unter: www.deinspiegel.de/wettbewerb

Teilnahmezeitraum:
10. Dezember 2024 bis 20. Mai 2025

DEIN SPIEGEL ROSSMANN Mein Drogeriemarkt

1 | Tanzende **2 |** DJ-Pult im Klub Open Ground **3 |** Bar **4 |** Klubteam Ernestus, Rieger, Riedel am Eingang

Isabel Krüger / plainpicture

Nacht voll Liebe

TRENDS In Wuppertal soll einer der besten Technoklubs Europas sein. Was ist sein Geheimnis? Ein Besuch.

Berlin ist so sehr Berlin geworden, dass alle Jahre wieder eine andere Stadt zum neuen Berlin erkoren wird: Stuttgart, weil dort eine Demo am 1. Mai ausartete. Görlitz, weil dort die Mieten günstig sind. Leipzig sowieso, wobei Leipzig schon so sehr Berlin ist, dass man mittlerweile nach dem neuen Leipzig sucht, wofür Dresden gehandelt wird. Am Ende stellt sich immer raus, dass nur Berlin Berlin ist und die Türpolitik im Berghain unberechenbar, weshalb die Schlange vor dem Klub auch nicht nachhaltig kürzer wird.

Seit einiger Zeit gibt es einen neuen Berlin-Anwärter: Wuppertal, diese 366.000-Einwohner-Stadt mit Pina-Bausch-Erbe, Vorwerk und elf Autobahnanschlussstellen. Der US-Fernsehsender CNN empfahl die Industriestadt 2020 als Reiseziel, wegen der »Steampunk«-Schwebebahn. »Die Zeit« ernannte Wuppertal vor zwei Jahren zum »Kraftzentrum der Künste« und, tatsächlich, zum neuen Berlin. Die Zukunft, hieß es, liege im Abseits.

All das belegt natürlich: Wuppertal ist vermutlich nur eins von vielen neuen Berlins, die dann halt doch keine sind und bald vom nächsten Nichtberlin abgelöst werden.

Wenn da nicht dieser Klub wäre.

Um das Open Ground in Wuppertal ist ein leiser Hype entstanden, der immer lauter wird: Der Klub soll wirklich einer der besten des Landes sein. Das wird so euphorisch vorgebracht, dass man es glauben möchte. Auf Instagram überschlagen sich internationale DJs wie Floating Points und Joy Orbison mit Liebeserklärungen, viele schreiben vom besten Sound, den sie je gehört haben. DJ Mantra erzählte im vergangenen Jahr von einem Set, das sie im Klub spielte. »Du hast wahrscheinlich schon vom Open Ground in Wuppertal gehört«, sagt sie zu einer BBC-Moderatorin mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit. Und klar hatte die das, sie sei »obsessed«, besessen, und wolle unbedingt nach Wuppertal. Neulich nannte das Magazin »032c« das Open Ground den besten Klub Europas.

Man sieht es auf den ersten Blick nicht, so wie es sich für die aufregenden Dinge im Leben gehört. Das Open Ground liegt mitten in der Wuppertaler Innenstadt, 150 Meter vom Hauptbahnhof entfernt, man geht an Starbucks und Tedi vorbei und dann, eingebettet zwischen einem mehrstöckigen Primark und der Schwebebahn, führt eine Treppe sieben Meter unter die Erde.

Es ist kurz nach 19 Uhr an einem Samstag, noch stehen vor dem Open Ground nur wenige Menschen. Vermutlich sind sie aufgeregt, weil man bei gehypten Klubs nie weiß, ob man überhaupt reinkommt. In Berlin könnte man dann zumindest so tun, als wäre einem das völlig egal, da es ohnehin nur eine Option von vielen ist. Aber wo geht man in Wuppertal sonst hin?

Die junge Türsteherin am Einlass ist dann freundlich, sehr sogar. Keine abschätzenden Blicke, keine Coolnessprüfung. Drinnen wartet Markus Riedel, der Betreiber des Klubs. Erdfarbene Kleidung, Outdoorsandalen, alles an ihm wirkt sacht, er könnte jetzt auch im Wald stehen und den Unterschied zwischen Fichte und Tanne erklären. Riedel führt einen wieder nach oben. Dort gibt es ein Café, das zum Klub gehört und auf dessen Terrasse sich die Menschen in der letzten Abendsonne sammeln. Sie trinken, drehen Zigaretten und sprechen hauptsächlich britisches Englisch. Hinter ihnen gleitet die ewige Wuppertaler Schwebebahn vorbei. Ein Mann tippt Riedel an. »Wahnsinn«, sagt er zu ihm. »Die sind aus Manchester und Leeds und überall.«

Riedel ist hier geboren und aufgewachsen, arbeitete aber sein erwachsenes Leben lang in der Berliner Technoszene. Erst später zog er nach Wuppertal zurück. Die Stadt plante, den Platz um den Bahnhof umzubauen, und wünschte sich einen Klub im alten Bunker. Riedels Bruder, ein erfolgreicher Unternehmer, stellte das Geld dafür, Riedel und sein Kumpel Mark Ernestus hatten die Erfahrung, fürs Programm wurde Arthur Rieger zuständig. Es dauerte sieben Jahre, bis im Dezember 2023 der Klub mit Platz für etwa 1000 Gäste fertig war. Sie wussten: Füllen können sie den nicht nur mit Wuppertalern.

Auf Google Maps muss man erst einmal ranzoomen – die Stadt ist so eng umschlungen von Dortmund, Düsseldorf und Köln, dass man sie leicht übersieht. Aber was man auch leicht übersieht: Wuppertal liegt mittendrin. Von hier aus ist man in weniger als drei Stunden in Brüssel oder Amsterdam, in unter sechs in Paris. Wuppertal ist vielleicht nicht die »heimliche Techno-Hauptstadt«, wie es mal der Wuppertaler Oberbürgermeister behauptete, aber es ist die Nah-dran-Metropole. Was ein Grund ist, aber nicht ganz erklärt, warum so viele Menschen den Weg hierher auf sich nehmen.

Es ist mittlerweile halb neun, gemächlicher Vorabend in Rave-Zeitrechnung. Trotzdem bewegen sich schon Menschen Richtung Tanzfläche. Die liegt abgeschirmt wie ein Kinosaal da – ein eigener Raum, den man im

Marcus Simaitis / DER SPIEGEL (3)

Rest des Klubs nicht recht hört, sondern erst, wenn man wirklich nah dran ist, weil alles sehr gut isoliert ist. Drinnen klingt es dafür unausweichlich klar. Hier sind britische Funktion-One-Lautsprecher verbaut. Die Bässe zittern auf der Haut, graben sich in den Körper, nichts dröhnt oder hallt nach: ein Ambient-Set, kaum tanzbar, eher eine Welle aus zwitschernden Vögeln und Bässen, die durch den Raum spült. Wenn die Scheinwerfer die Gesichter in der Menge streifen, sieht man Menschen, die sich ehrfürchtig umschauen. Wie Kinder, die bewundernd vor einem großen Aquarium stehen. Na ja, das gilt für fast alle. Zu einem beugt sich ein Mann mit schwerem Bieratem rüber. »Man weiß gar nicht richtig, was das ist, die Musik. Man will abgehen, und dann geht die Musik doch wieder runter. Ist das Techno? Wahrscheinlich Underground.«

Abseits der Tanzfläche wird genau über diesen Sound angeregt diskutiert. Die Höhen und Tiefen. Diese Hi-Hats! Man trifft: zwei junge Typen aus Utrecht, die gekommen sind, um zu hören, wie es hier klingt. Einen schottischen Audioingenieur. Vor der Bar, wo das DJ-Set vom Floor nur ganz leise übertragen wird, sitzt ein junger Mann und erzählt, er habe gerade beim Ambient-Set des nordirischen DJs Calibre geweint, weil alles so klar klang. Und ja, auch etwas LSD genommen.

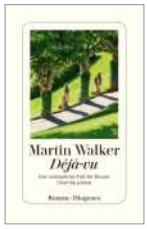
Man fühlt sich in den vermeintlich coolen Klubs der Welt ja immer etwas uncool. Nur so funktioniert das. Um zu etwas aufschauen zu können, muss man drunter stehen. Man denkt, man sei zu alt oder zu jung, zu langweilig angezogen oder doch zu gewollt, und wenn man die Musik nicht gut findet, versteht man sie bestimmt nur nicht. Hier, unter all den Soundjüngern, ist das anders. Auch noch gegen Mitternacht, das Open Ground ist jetzt voll, ist die Stimmung angenehm uneitel. Manche tragen Hemd und weiße Sneaker, andere Glitzertop aus Netzstoff, nur wenige Sonnenbrille. Sogar der Jutebeutel ist hier noch lebendig.

Tatsächlich ist es so: Im Open Ground gibt es keine Darkrooms, es gibt schwarze Ledersofas und Holzbänke mit Sitzkissen, und an der Bar kann man Laugenstangen kaufen. Es gibt jemanden, der seine Freunde aufgeregt vom Rauchen wieder in den Klub zieht und ruft: »Ist das so schön? Ist das jetzt schon sooo schön?«, als läge ein Tag am Meer vor ihm und kein Exzess. Es gibt sehr viele Menschen, die viel über Musik abnerden, und nur wenige, die ausschließlich für die Party hier sind. Von allen Adjektiven, mit denen man eine Klubnacht beschreiben kann, kommt einem »liebevoll« eher selten in den Sinn. Hier fällt es einem als Erstes ein. Was viel überraschender ist als die Tatsache, dass dieser Klub in Wuppertal liegt. Um halb zwei fühlt sich die Luft auf der Tanzfläche tropenschwer an, Schultern klatschen aneinander. Der Host beugt sich zum Mikrofon. »From Belfast to Wuppertal!«, brüllt er. Wuppertal reißt die Hände in die Luft.

Alana Tongers ■

SPIEGEL Bestseller

BELLETRISTIK



Der französische Kommissar Bruno ermittelt wieder. Dieses Mal kommt er möglichen Kriegsverbrechen aus dem Zweiten Weltkrieg auf die Spur, als in dem idyllischen Städtchen Saint-Denis drei Skelette entdeckt werden. | **Platz 3**

1	(–)	**Martin Suter** Wut und Liebe	Diogenes; 26 Euro
2	(1)	**Suzanne Collins** Die Tribute von Panem L – Der Tag bricht an	Oetinger; 26 Euro
3	(–)	**Martin Walker** Déjà-vu	Diogenes; 26 Euro
4	(2)	**Kristine Bilkau** Halbinsel	Luchterhand; 24 Euro
5	(5)	**Takis Würger** Für Polina	Diogenes; 26 Euro
6	(4)	**Christoph Hein** Das Narrenschiff	Suhrkamp; 28 Euro
7	(3)	**Christoph Kramer** Das Leben fing im Sommer an	Kiepenheuer & Witsch; 23 Euro
8	(7)	**Liz Moore** Der Gott des Waldes	C.H. Beck; 26 Euro
9	(6)	**Wolf Haas** Wackelkontakt	Hanser; 25 Euro
10	(9)	**Rebecca Yarros** Onyx Storm – Flammengeküsst	dtv; 28 Euro
11	(14)	**Rebecca Yarros** Iron Flame – Flammengeküsst	dtv; 32 Euro
12	(13)	**Callie Hart** Quicksilver – Tochter des Silbers. Gefangener der Schatten	Penguin; 24 Euro
13	(10)	**Daniel Glattauer** In einem Zug	DuMont; 23 Euro
14	(–)	**Jasmine Mas** Blood of Hercules	Fischer Tor; 25 Euro
15	(8)	**Tahereh Mafi** Watch me	cbj; 20 Euro
16	(12)	**Katharina Hagena** Flusslinien	Kiepenheuer & Witsch; 24 Euro
17	(15)	**Sebastian Fitzek** Das Kalendermädchen	Droemer; 25 Euro
18	(16)	**Carsten Henn** Der Buchspazierer	Piper; 15 Euro
19	(11)	**Joël Dicker** Ein ungezähmtes Tier	Piper; 26 Euro
20	(20)	**Chimamanda Ngozi Adichie** Dream Count	S. Fischer; 28 Euro

SACHBUCH

Klimakrise, Wirtschaftskrise, Wohnungsnot, Angst vor sozialem Abstieg: Die Autoren machen Vorschläge zur Lösung aktueller Probleme. Sie wollen Handlungsanweisungen geben jenseits von parteipolitischem Kalkül. | **Platz 11**

1	(–)	**Papst Franziskus** Hoffe	Kösel; 24 Euro
2	(1)	**Eckart von Hirschhausen** Der Pinguin, der fliegen lernte	dtv; 18 Euro
3	(–)	**Ulf Poschardt** Shitbürgertum	Westend; 22 Euro
4	(9)	**Melanie Pignitter** Wiedersehen mit mir selbst zwischen Pizza und Aperol	Gräfe und Unzer; 19,99 Euro
5	(5)	**Elke Heidenreich** Altern	Hanser Berlin; 20 Euro
6	(2)	**Chloe Dalton** Hase und ich	Klett-Cotta; 22 Euro
7	(16)	**Hubertus Meyer-Burckhardt** Die Sonne scheint immer – Für die Wolken kann ich nichts	Heyne; 22 Euro
8	(3)	**Doris Dörrie** Wohnen	Hanser Berlin; 20 Euro
9	(6)	**Yael Adler** Genial ernährt!	Droemer; 22 Euro
10	(4)	**Alena Buyx** Leben und Sterben	S. Fischer; 24 Euro
11	(–)	**Lisa Federle / Boris Palmer** Wir machen das jetzt!	Quadriga; 24 Euro
12	(7)	**Andreas Englisch** Alle Wege führen nach Rom	C. Bertelsmann; 26 Euro
13	(12)	**Herfried Münkler** Macht im Umbruch	Rowohlt Berlin; 30 Euro
14	(18)	**Fabian Kowallik** Die Ernährungslügen – Wie man isst, um nicht krank zu werden	Eulogia; 24,90 Euro
15	(10)	**Dieter Nuhr** Wohin?	Quadriga; 22 Euro
16	(8)	**Dirk Rossmann / Josef Settele** Keine Zeit für Pessimismus	Quadriga; 20 Euro
17	(11)	**Ole Nymoen** Warum ich niemals für mein Land kämpfen würde	Rowohlt; 16 Euro
18	(–)	**Kerstin Holzer** Thomas Mann macht Ferien	Kiepenheuer & Witsch; 22 Euro
19	(14)	**Yuval Noah Harari** Nexus	Penguin; 28 Euro
20	(–)	**Oliver Hilmes** Ein Ende und ein Anfang	Siedler; 25 Euro

SPIEGEL-Bestseller werden im Auftrag des SPIEGEL ermittelt von »BuchMarkt« und media control. Informationen unter spiegel.de/bestseller

»Wo passiert dieser Zauber, den man mit Worten nicht beschreiben kann?«

Künstler Tillmans vor Haus Cleff in Remscheid: »Eine widerspenstige, hoffnungsvolle Stadt«

Dominik Asbach / DER SPIEGEL

SPIEGEL-GESPRÄCH Der weltberühmte Fotograf Wolfgang Tillmans über Nostalgie in seiner Heimatstadt Remscheid und das Glück der eigenen Vergänglichkeit

Tillmans, 56, zählt zu den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit. Im Jahr 2000 erhielt er in London als erster Fotograf und Nichtbrite den renommierten Turner-Preis. Er lehrte an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg und der Städelschule in Frankfurt, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz sowie dem Goslarer Kaiserring ausgezeichnet und vom »Time«-Magazin zu den 100 einflussreichsten Menschen der Welt gezählt. 2022 widmete ihm das Museum of Modern Art in New York zwei Etagen, im Juni wird er 6000 Quadratmeter im Pariser Centre Pompidou bespielen.

An diesem Tag im April ist Tillmans in Remscheid im Bergischen Land. Die Leitung des hiesigen Hauses Cleff – früher Heimatmuseum, nun Teil des Historischen Zentrums – hatte gefragt, ob der berühmteste Sohn der Stadt zur Wiedereröffnung seine Werke zeigen wolle. Nun hängen die weltweit begehrten Fotografien in dem kleinen Rokoko-Anwesen, werden vorwiegend ungerahmt an Wänden präsentiert, die nach der Sanierung in hellen Farben schimmern.

Es sind Aufnahmen, die den Blick auf Fotografie für immer veränderten: Tillmans' Freunde, halb nackt im Baum sitzend. Die Raveszene der Neunziger, Klubkultur. Zärtliche Stillleben von Gemüse und Pflanzen. Abstrakte Belichtungen, die wie Wasser wirken, Körperteile in Großaufnahme, daneben Starporträts von Frank Ocean oder Jodie Foster, aber auch Stahlarbeiter aus dem Bergischen Land. Tillmans mag überraschende Anordnungen.

Er trägt eine Cargohose, T-Shirt und Fleecejacke und führt die Besucher in die Einliegerwohnung eines benachbarten Hotels. Er rückt einen kleinen Tisch in den gefliesten Flur, füllt Leitungswasser in Trinkgläser und setzt sich.

SPIEGEL: Herr Tillmans, während die wichtigsten Museen der Welt sich um Ihre Kunst reißen, stellen Sie im Haus Cleff aus, einem malerischen alten Bürgerhaus in Ihrer Geburtsstadt. Was hat Sie hierher zurückgebracht?

Tillmans: In meinem Leben zwischen Berlin, London und New York kam Remscheid lange nicht mehr vor. Dann erhielt ich vor zwei Jahren diese Anfrage und habe nicht gezögert zuzusagen. Seitdem bin ich regelmäßig hergekommen, der Stadtdirektor hat Kontakte ermöglicht, und ich habe hier in den Fabriken fotografiert. Das Haus, in dem einige der Bilder zu sehen sind, hat 30 kleine Zimmer und Flure, es ist auch für mich eine besondere, aber gar keine so kleine Ausstellung.

SPIEGEL: Werden Sie nostalgisch, wenn Sie in der Stadt sind?

Tillmans: Wenn man nach vielen Jahren wieder für mehr als einen Tag in seiner Heimatstadt ist und hier auch noch arbeitet, mischen sich die Gefühle. Wenn ich diese typischen Schieferhäuser mit den grünen Schlagläden sehe oder die Nachbarschaft meines Elternhauses mit dem Wald unter der Eisenbahnbrücke, dann weckt das Geborgenheitsgefühle. Natürlich gibt es in Remscheid das Raue, das Drückende, aber ebenso das Hoffnungsvolle und Widerspenstige. Ich habe die Stadt vor 38 Jahren verlassen, aber es steckt immer noch in mir. Ich bin froh, dazu kein gebrochenes Gefühl zu haben.

SPIEGEL: Sie zogen 1987 nach Hamburg, 1990 nach Großbritannien, wurden dort ein Weltstar. Sieht man deshalb die junge Kate Moss auf Ihren Remscheider Ausstellungsplakaten – als Symbol des damaligen Großbritanniens, das zu Ihrer zweiten Heimat wurde, aber auch als Sinnbild Ihres Aufstiegs?

Tillmans: Das Porträt von Kate Moss ist aus dem Jahr 1996. Ich habe sie einmal fotografiert und dann nie wieder. Das Bild ist mir natürlich wichtig, deshalb habe ich es mitgebracht.

Wolfgang Tillmans / Courtesy of Galerie Buchholz

Tillmans-Werk »Dan«, 2008

SPIEGEL: Was hat Sie an einer Frau interessiert, von der es sogar damals schon Tausende Modestrecken gab?

Tillmans: Der Auftrag war mir regelrecht zugefallen. 1996 nahm ich an einer Gruppenausstellung im Museum of Modern Art in New York teil, als die »Vogue«-Chefin Anna Wintour mich zu sich bat. Sie wollte, dass ich etwas für sie fotografiere, und fragte, worauf ich Lust hätte. Ich meinte spontan: Kate Moss, die schönste Frau der Welt. Meine Bedingung war, dass ich keine typischen Modebilder schaffe und es auf meinem ästhetischen Terrain stattfinden musste. Und so kam Kate Moss in London zu mir und meinem Freund Jochen nach Hause, und wir haben aus der Situation heraus etwas mit ihr und ihrem irren Talent gemacht.

SPIEGEL: Sie haben die schönste Frau der Welt dann vor Erdbeeren und Kartoffeln gesetzt.

Tillmans: Genau. Ich liebe das Absurde und den Spaß, auch wenn das in Besprechungen meiner Ausstellungen selten erwähnt wird. Albernheit ist manchmal eine angemessene Reaktion auf eine verquere Welt.

SPIEGEL: 30 Jahre später fotografieren Sie Serverparks im Silicon Valley. Oder jetzt Stahlwerke in Remscheid. Eine Hommage an die Arbeitswelt?

Tillmans: Industriestädte mittlerer Größe verraten viel über Geschichte, Zeitgeschichte und Gegenwart, das fasziniert mich. Ich hätte ins englische Peterborough oder ins amerikanische Pittsburgh fahren können, aber Remscheid erschien mir als Wahl natürlicher, weil ich zu Remscheid Abstand und Verbindung gleichermaßen habe. Es war wie ein Kreis, der sich im letzten Sommer geschlossen hat.

SPIEGEL: Was war da passiert?

Tillmans: Ich habe die Firma Sülberg besucht, um dort zu fotografieren. Ich habe im Besuchszimmer gewartet, da waren die Fenster geöffnet, ich schaute hinaus und dachte: Da hinten ist der Schimmelbusch. Das ist der Wald, in dem ich als Kind mit Freunden herumgesprungen bin. In den Bächen haben wir Kaulquappen gefangen. Beim Spielen hörten wir die Hammerschläge der riesigen Gesenkhämmer, ohne genau zu wissen, was hinter den hohen Mauern vor sich ging.

SPIEGEL: Auf Ihren neuen Bildern sieht man zufrieden blickende Arbeiter, die fast anheimelnde Hitze der Schmiedeöfen, imposante Sägeblätter. Sie beleben die Industriefotografie neu. Wollen Sie Schwerstarbeit leicht und menschlich aussehen lassen?

Das Gespräch führten die Redakteurinnen Ulrike Knöfel und Carola Padtberg in Remscheid.

Wolfgang Tillmans / Courtesy of Galerie Buchholz

Tillmans-Werk »Kate Moss«, 1996, -Fotografien bei Remscheider Schau: »Spaß als angemessene Reaktion«

Tillmans: An Schwerstarbeit denken Sie vielleicht, weil hier enorme Kräfte wirken. Doch die Männer müssen sehr gefühlvoll hantieren, um den Stahl so zu formen, wie es sein soll. Vier Tonnen schwere Rohlinge werden mit einem Handgriff um wenige Grade bewegt, sodass der nächste Schlag wieder exakt auftrifft und sich am Ende die perfekte Rundung ergibt. Die Verwandlung von Metall in alle möglichen Gegenstände ist einfach eine irrsinnig faszinierende Sache.

SPIEGEL: Auch Ihre Familie handelte über Generationen mit Stahlprodukten. Im Werkzeugmuseum steht sogar der Reisekoffer Ihres Großvaters Karl Tillmans. Wie hat Sie diese Tradition geprägt?

Tillmans: Der Kontakt der Familie mit Übersee war sicherlich prägend. Mein Vater ging in meiner Kindheit alle zwei Jahre für sechs Monate mit riesigen Musterkoffern auf Reisen. Er suchte in Ländern wie Kolumbien, Bolivien oder El Salvador Eisenwarenläden in kleinsten Städten auf. Die Inhaber bestellten vielleicht ein Dutzend Hämmer. Die Hämmer und Zangen wurden dann von den Remscheider Kleinstbetrieben produziert, in Ölpapier gewickelt, so in Holzkisten verpackt und von Bremerhaven oder Hamburg aus über den Atlantik geschickt. Und nach vielen, vielen Monaten kam das Geld.

SPIEGEL: Geschäftsabschlüsse mit Preisen, bei denen auch der Pfennig hinter dem Komma zählte?

Tillmans: Die Margen waren gering, und das Risiko war enorm. Der Dollarkurs und die Weltpolitik waren am Mittagstisch immer Thema. Es war kein leichtes Geschäft, und man musste damit immerhin die Familie ernähren. Aber das war schon lange Tradition. Die Firma der Familie meiner Großmutter, der Hasenclevers, wurde vor über 350 Jahren gegründet. Als ich jung war, wurde bereits vom Niedergang der Branche gesprochen, aber so kam es nicht. Ich habe keine Stadt in den Knien erlebt. Das freut mich. Wir können alle von der Mentalität hier lernen.

SPIEGEL: Was genau?

Tillmans: In Remscheid arbeiten seit Jahrzehnten Menschen zusammen, deren Familien von hier oder aus einem anderen Land stammen. Natürlich läuft es nicht immer perfekt, aber es geht in die richtige Richtung, und es ist doch bemerkenswert, was alles klappt.

SPIEGEL: Ihre neuen Bilder könnten helfen, das zu erkennen?

Tillmans: Auch, aber nicht nur. Dort, wo Menschen verschiedener Herkunft zusammenleben, geht es oft friedlicher zu, die Wirtschaft prosperiert. Doch diese Fakten werden ignoriert. Die Gelassenheit im Umgang miteinander, unabhängig von Nationalitäten oder Wurzeln, spüre ich übrigens in ganz Nordrhein-Westfalen stärker als in manchen anderen Teilen des Landes. Man muss dazu nur am BER in Berlin ankommen, da erlebt man eine deutsche, sogar noch preußische Muffeligkeit.

SPIEGEL: Berlin ist eine der Städte, in denen Sie leben. Ist Remscheid Ihre wahre Heimat?

Tillmans: Ich habe auf jeden Fall Heimatgefühle für Nordrhein-Westfalen, am dringlichsten aber für Europa. Das war früh so. Als Jugendlicher für eine Nacht nach Brüssel zu trampen, mit dem Zug nach Paris zu fahren und weiter nach Nizza, war keine große Sache und doch das Größte. London war ein Sehnsuchtsort und ist heute die Stadt, die ich als Heimat empfinde. Dass ich dort offen empfangen wurde, habe ich immer geschätzt.

SPIEGEL: Gerade wurde auch eine Ausstellung im Jermilow-Zentrum im ukrainischen Charkiw eröffnet, die Ihnen und dem ukrainischen Fotografen Boris Michailow gewidmet ist. Sie reisten nicht hin, waren aber an der Vorbereitung beteiligt. Wie muss man sich eine Kunstschau im Kriegsgebiet vorstellen?

Tillmans: Eigentlich gibt es ein Versammlungsverbot in Charkiw, kulturelle Veranstaltungen sind nicht möglich. Die Ausstellung ist nur machbar, weil sie in einem ehemaligen Bunker stattfindet. Trotz der Luftangriffe auf Charkiw wird er offenbar nicht zum Personenschutz benutzt, darf wohl auch nicht dazu benutzt werden.

SPIEGEL: Üblicherweise sind Sie bei der Hängung der Bilder vor Ort, in Charkiw war auch Ihr Team nicht präsent. Wer übernahm die Arbeiten?

Tillmans: Charkiw ist eine Millionenstadt mit trainierten Kunstexperten. Wir haben Videos gemacht, die meine Klebe- und Hängetechniken erklären, was in welchem Raum und an welche Wand kommt, lässt sich in diesem Fall gut aus der Ferne planen. Ich habe übrigens früh gelernt, jede Ausstellung ernst zu nehmen, unabhängig vom Ort oder von der Größe. Ich gebe immer alles, vielleicht sagt mir jemand, wie wichtig ihr oder ihm eine Ausstellung vor vielen Jahren in Skopje war. Wir wissen nie, welche Wege die Kunst geht.

SPIEGEL: Viele jüngere Männer sagen, Ihre Bilder würden ihnen helfen, sich mit ihrer Körperlichkeit wohlzufühlen. Wie Sie Körper darstellen, war und ist bahnbrechend, auch der SPIEGEL zählte Sie 1996 zu den

Wolfgang Tillmans

Wolfgang Tillmans

»Verheiratet mit der Arbeit bin ich wohl. Aber das klingt nicht positiv genug.«

Pionieren eines neuen Blicks auf die Männlichkeit. Vieles ist in Ihren Darstellungen enthalten: Lebensfreude, Selbstbewusstsein, noch mehr eine stille Verletzlichkeit. Was haben Sie selbst als junger Mann empfunden?

Tillmans: Als Teenager in Remscheid habe ich mich gefragt, wo mein Platz in diesem Universum ist, habe mit dem Teleskop in die Sterne geguckt, Sinnfragen gestellt und mich mit meiner eigenen Endlichkeit befasst. Vielleicht war das repräsentativ für meine Generation, für die Achtzigerjahre und die frühen Neunziger. Ich war Anfang zwanzig, die Jahreszeit war dunkel, und ich befand mich in solch einer existenziellen Stimmung, als ich meine neue Bekannte Inga Humpe anrief und ihr sagte: Irgendwie habe ich das Gefühl, dass alles in Tränen endet.

SPIEGEL: Was hat Inga Humpe geantwortet?

Tillmans: Natürlich wird alles in Tränen enden, sagte sie.

SPIEGEL: Verliert man da nicht den Mut?

Tillmans: Im Gegenteil. Das Anerkennen der Endlichkeit gibt mir Hoffnung. Jeder wird sterben – das ist die Baseline, die wir alle teilen. Albert Camus fand: Wir sind in einer unendlichen Dunkelheit geboren und verloren. Und trotzdem ist die Revolte dagegen das Licht, das uns zusammenhält.

SPIEGEL: Was heißt das für Sie?

Tillmans: Wir müssen Frieden schließen mit der eigenen Verletzlichkeit und Sterblichkeit. Das halte ich für die größte Chance auf persönliches Glück. Nur durch die Endlichkeit können wir überhaupt Glück spüren. Wie furchtbar wäre es, für immer leben zu müssen. Ich finde mich spirituell eher in den Gedanken des schwedischen Philosophen Martin Hägglund wieder, wie er sie in »Dieses eine Leben« zusammengefasst hat …

SPIEGEL: … einem Buch über Glauben, aber ohne Religion.

Tillmans: Aus unserer eigenen Zeitlichkeit und Verletzlichkeit entstehen bei Hägglund Verantwortung und Freiheit. Das fühle ich sehr. Menschen, die gegen die Endlichkeit ankämpfen, scheinen mir tragische Figuren zu sein.

SPIEGEL: Aber diese Menschen bestimmen die Bilder, die uns in den sozialen Medien heutzutage am meisten begegnen. Der Kampf gegen das Älterwerden ist für viele Menschen Lebensinhalt, wird dokumentiert und verbreitet. Das gilt mehr denn je auch für Männer, die noch dazu immer maskuliner und muskulöser aussehen wollen.

Tillmans: Vor 20 Jahren hat die Welt gelacht über Bilder von Wladimir Putin mit nacktem Oberkörper. Aber man muss solche Inszenierungen leider ernst nehmen und sich bewusst sein, welche Kräfte aus einer verletzten Männlichkeit entstehen können.

SPIEGEL: Körper werden wieder ideologisch aufgeladen. Der starke Mann als Ausdruck einer angeblich starken Gesellschaft oder junge Männerkörper als mögliche Soldatenkörper.

Tillmans: Alles gab es schon einmal, das erinnert an die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Alle wissen, was aus dieser Raserei wurde.

SPIEGEL: Auf Ihren Bildern sind Männer scheinbar frei von Schwerkraft und übertriebener Männlichkeit. Etwa der rothaarige Dan, von dem nicht klar ist, wie er sich überhaupt halten kann. Man sieht nur eines seiner Beine, und das hat er gegen eine Wand gepresst. Es ist fast ein Rätselbild, auch das hängt jetzt in Remscheid.

Tillmans: Wenn die Motive auf diese Weise zu schweben scheinen, ist das für mich das größte Glück. Dan steht eigentlich auf einem Bein, das man aber nicht sieht, weil ich direkt über ihm stand. Ein Foto stellt in den allermeisten Fällen dar, was da ist. Es wandelt sich nicht mal eben in etwas Universelles. Manchmal aber gelingt das, so wie hier, aber ich kann das nicht willentlich kontrollieren, man kann es nur erkennen, wenn es gelungen ist. Man darf es auch nicht darauf anlegen. Der Wunsch nach Festlegung ist der größte Killer von Kunst. Ich kann nur nachträglich entscheiden: Wo passiert dieser Zauber, den man mit Worten nicht beschreiben kann?

SPIEGEL: Das Centre Pompidou in Paris widmet Ihnen in diesem Sommer eine spektakulär große Ausstellung. Solchen Schauen gehen oft jahrelange, intensive Vorbereitungen voraus. Für Sie ist es die vierte Ausstellung allein in diesem Jahr. Sind Sie ein Workaholic?

Tillmans: Verheiratet mit der Arbeit bin ich wohl. Aber das klingt nicht positiv genug. Denn es ist zwar nervenaufreibend, macht aber enorm Spaß, ist so ungemein zufriedenstellend. So war es auch in Remscheid. Da hatte ich einen Schlüssel zum Gebäude. Nachts habe ich in den Räumen gesessen und sie wirken lassen und überlegt, ob ich die Schilder mit den Titeln links oder rechts der Werke anbringen oder sogar in ein Fenster kleben sollte. Auch darum geht es in der Kunst: Kleinste Details können einen Unterschied machen.

SPIEGEL: Herr Tillmans, wir danken Ihnen für dieses Gespräch. ■

SPIEGEL+

SPIEGEL+ für nur € 2,99 statt ~~€ 5,99~~ pro Woche

Fakten statt Fake News: Bleiben Sie bestens informiert – mit Analysen, Hintergrundinformationen und Einordnungen.

Einfach Zugriff sichern unter:
abo.spiegel.de/50prozent

Nur € 2,99 pro Woche in den ersten 12 Wochen. Danach € 5,99 pro Woche. Vierwöchentlich abgerechnet und kündbar.

Die Totenstätte soll leben

SERIENKRITIK Ein Friedhof in Wien soll geschlossen werden, die Belegschaft wehrt sich: »Drunter und Drüber« ist eine wunderbare Komödie mit Julia Jentsch und Nicholas Ofczarek.

Der Tod, dichtete der Liedermacher Georg Kreisler, müsse ein Wiener sein: »Denn wer bringt dich pünktlich zur Himmelstür, ja da hat nur a Wiener das Gspür dafür.« Der österreichischen Hauptstadt wird gern nachgesagt, eine morbide Metropole zu sein. Ihre Bewohner prägt demnach neben leutseliger Lebenslust eine tiefe Melancholie angesichts der menschlichen Vergänglichkeit.

Trefflich nachspüren lässt sich diesem Gefühl auf dem parkähnlich-erhabenen Wiener Zentralfriedhof mit seinen Prachtgräbern von Berühmtheiten wie Beethoven, Schubert und Falco. Wohin sich Touristen hingegen wohl eher nicht verirren würden, wäre der Friedhof Donnersbach. Er ist eine Erfindung der Macher der Serienkomödie »Drunter und Drüber«, die ihn in die Wiener Peripherie an eine Bahnstrecke verlegt haben. Kein Falco-Grab, dafür geharkte Kieswege, Bäume, Grabsteine. So unspektakulär deprimierend eben, wie normale Friedhöfe oft sind. Und dieser »rechnet« sich nicht einmal, wie der zuständige Beamte behauptet. Weshalb er ihn schließen und zu einem Park ummodeln will.

Allerdings hat er die Rechnung ohne Ursula Fink und Helmut Wondratschek gemacht, die beiden Friedhofsleiter. Wer da jetzt Boss ist und wer Vize, das müssen die beiden noch auskungeln. Denn eigentlich befinden sie sich in einem Kleinkrieg um den Chefsessel. Einig sind sie sich aber: Die Totenstätte Donnersbach soll leben! Dazu setzen sie Himmel und sogar die Hölle eines Kinderfests samt Hüpfburg in Bewegung.

Gespielt werden die beiden Hauptfiguren von Julia Jentsch und Nicholas Ofczarek, jenem ungleichen deutsch-österreichischen Duo, das in dem nachtschwarzen Serienerfolg »Der Pass« auf faszinierende Weise nach grausamen Mördern fahndete. Ofczarek war damals der trinkende Melancholiker, sie die scheinbar biedere Beamtin; beiden gab der beinahe opernhaft tragische Duktus der Serie reichlich Platz, um die eigenen Abgründe auszuagieren.

Amazon MGM Studios

Schauspieler Jentsch, Ofczarek

Dagegen wirkt »Drunter und Drüber« geradezu federleicht, auch wenn Ofczarek in einem Interview über die Dreharbeiten sehr bestimmt sagte: »Es ist sehr ernsthaft zu spielen. Wir lachen überhaupt nicht. Wir spielen das wie ein Drama.« Ofczarek besitzt als Ensemblemitglied des Wiener Burgtheaters automatisch Legendenstatus. Dabei war er in den vergangenen Jahren neben seinen schwereren Bühnenstoffen ebenfalls oft in Filmen und Serien zu sehen. Auch für die Titelrolle einer neuen Spielfilmversion von »Der Räuber Hotzenplotz« (2022) war er sich nicht zu schade. Für die Produktionen und das Publikum ist das ein Segen, denn Ofczarek ist tatsächlich ein famoser Schauspieler, einer, der wuchtig und derb wirken kann, aber auch tänzelnd und leicht, was an seiner Fähigkeit liegt, seinem schweren Körper eine erstaunliche Grazilität zu verleihen.

In »Drunter und Drüber« spielt Ofczarek den Slapstick, der sich durch die Serie zieht, fast so stoisch wie Buster Keaton, der große Tragöde der Stummfilmkomödie. Wenn sein Helmut mit einem Golfcart über den Friedhof surrt und Arbeitsanweisungen bellt oder beim Sprechen vor seinen Angestellten merkwürdig hilflos mit den Armen rudert, ahnt man, dass sich eine Menge Verzweiflung angestaut haben muss hinter dem Windsorknoten seiner Krawatte.

Hinter dem Krawattenknoten lauert eine Menge Verzweiflung.

»Der Helmut wär okay, wenn er nicht dauernd versuchen würde, jemand zu sein, der er nicht ist«, sagt mal einer über ihn. Was Helmut am liebsten wäre, ist Chef der Friedhofsverwaltung. Nach dem tragischen Tod seines Vorgängers ist der Job endlich in Reichweite. Aber der »Herr Magister«, also der zuständige Beamte, nominiert dafür Ursula Fink, die sich bisher um Parks und Kinderspielplätze gekümmert hat.

Helmut bebt innerlich vor Wut, zumal sich herausstellt, dass Ursula dem Bestattungswesen mit fröhlicher Ahnungslosigkeit begegnet. Wie eine frische Brise weht sie in den eingefahrenen Trott der Belegschaft, zu der eine Violinistin mit Angst vor öffentlichen Auftritten und eine Floristin mit Friedhofsphobie gehören. Innerhalb kürzester Zeit hat sie die Angestellten für sich gewonnen, auch weil sie das gemeinsame Verspeisen von Fettgebäck außerhalb der Pausenzeiten im Gegensatz zu Helmut für eine schöne Sache hält.

Julia Jentsch hat wie Ofczarek als junge Bühnendarstellerin einen Senkrechtstart hingelegt, auch sie ist im tragischen wie komischen Fach zu Hause. Wenige Schauspielerinnen können so unvermittelt Nähe und Natürlichkeit herstellen wie Jentsch. Ihrer Ursula fehlt hier ein wenig die Tiefe, der Fokus liegt auf Helmut. Aber auch ihr ist eine Schusseligkeit zu eigen, die zu diversen Unfällen und schlechten Ideen führt, wenn es darum geht, Pläne zur Rettung von Donnersbach zu ersinnen.

»Drunter und Drüber«, ab dem 9. Mai bei Prime Video zu sehen, ist aber alles andere als eine Trottelkomödie. Die Autorin Judith Westermann und der Regisseur Christopher Schier haben mit den acht Folgen eine leise und stellenweise drastische Satire geschaffen, in der die Toten sich die Zeit mit Fernsehen vertreiben.

Vor allem aber geht es hier um ungeschickt agierende Lebende, die sich verzetteln, verheben und verlieben. Nach den schweren Stoffen amerikanischer Großserien wie »The Last of Us« und »The White Lotus« eine willkommen gutmütige Komödie, die mit ihrem morbiden Grundton so, na klar, nur aus Österreich kommen kann.

Oliver Kaever ■

DER SPIEGEL

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, **Telefon** 040 3007-0 · **Fax** -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) · **Mail** spiegel@spiegel.de

INTERNET www.spiegel.de
INSTAGRAM instagram.com/spiegelmagazin
FACEBOOK facebook.com/derspiegel

Impressum

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923–2002)

CHEFREDAKTION Dirk Kurbjuweit (V.i.S.d.P.), Dr. Melanie Amann, Thorsten Dörting, Cordula Meyer

LEITENDE REDAKTEURE *Editorial Desk:* Judith Horchert, Barbara Hardinghaus, Alexander Neubacher, Hendrik Ternieden, Oliver Trenkamp, Stefan Weigel. *Leiter Redaktionelle Organisation:* Birger Menke, Bente Kirschstein (Geschäftsführende Redakteurin). *Leiterin Derivate:* Dr. Susanne Weingarten. *Redaktionelle Entwicklung:* Matthias Streitz

CHEFS VOM DIENST *Leitung:* Patricia Dreyer, Anke Jensen, Malte Müller-Michaelis, Jörn Sucher, Anselm Waldermann (stellv.). *CvD Digital:* Melanie Ahlemeier, Lisa Erdmann, Kevin Hagen, Olaf Heuser, Olaf Kanter, Sabrina Knoll, Nicolai Kwasniewski, Jonas Leppin, Florian Merkel, Charlene Optensteinen, Dr. Dominik Peters, Dr. Jens Radü, Daniel Raecke, Martin Wolf

AUTOREN/REPORTER DER CHEFREDAKTION Susanne Beyer, Ullrich Fichtner, Lothar Gorris, Marc Hujer, Stefan Kuzmany, Thomas Schulz

NEWS *Leitung:* Janko Tietz, Benjamin Schulz (stellv.); Henrik Bahlmann, Anna Ehlebracht, Malte Göbel, Miriam Khan, Charlotte Lüder, Jan Petter, Florian Pütz, Abdul Hakim Rahmatullah, Sven Scharf, Elisa Schwarze, Kim Staudt, Sebastian Stoll, Anastasia Trenkler, Nadine Wolter

HAUPTSTADTBÜRO *Leitung:* Sebastian Fischer, Christoph Hickmann, Maria Fiedler (stellv.), Marina Kormbaki (stellv.). *Redaktion:* Sophie Garbe, Florian Gathmann, Milena Hassenkamp, Paul Anton Krüger, Ann-Katrin Müller, Anna Reimann, Jonas Schaible, Christoph Schult, Christian Teevs, Linda Tutmann, Severin Weiland. *Autoren, Reporter:* Deike Diening, Markus Feldenkirchen, Matthias Gebauer, Konstantin von Hammerstein. *Politik Hamburg:* Felix Keßler, Marc Röhlig

DEUTSCHLAND *Leitung:* Anke Dürr, Dr. Markus Verbeet, Guido Mingels (stellv.), Sophia Schirmer (stellv.), Hannes Schrader (stellv.), Ansgar Siemens (stellv.). *Redaktion:* Birte Bredow, Lisa Duhm, Fiona Ehlers, Silke Fokken, Kathrin Fromm, Hubert Gude, Kristin Haug, Armin Himmelrath, Philipp Kollenbroich, Levin Kubeth, Annette Langer, Katrin Langhans, Gunther Latsch, Benjamin Maack, Christopher Piltz, Swantje Unterberg, Sara Wess, Jens Witte, Jean-Pierre Ziegler.
Investigativ/Innere Sicherheit: Jörg Diehl, Wolf Wiedmann-Schmidt; Susanne Amann, Maik Baumgärtner, Sven Becker, Roman Höfner, Roman Lehberger, Nicola Naber, Sven Röbel, Fidelius Schmid. Koordination SPIEGEL TV: Thomas Heise. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Julia Jüttner, Dr. Klaus Wiegrefe.
Berlin: Frauke Böger, Juliane Löffler

WIRTSCHAFT/NETZWELT *Leitung:* Markus Brauck, Yasmin El-Sharif, Stefan Kaiser, Cornelia Schmergal. *Redaktion:* Vicky Bargel, Dr. Philip Bethge, Benjamin Bidder, Michael Brächer, Florian Diekmann, Kristina Gnirke, Simon Hage, Max Hoppenstedt, Henning Jauernig, Dr. Matthias Kaufmann, Katharina Koerth, Matthias Kremp, Martin U. Müller, Thilo Neumann, Alexander Preker, Stefan Schultz, Kim Staudt, Udo Trichtl. *Autoren, Reporter:* Markus Becker, David Böcking, Angela Gruber, Alexander Kühn, Christian Reiermann, Marcel Rosenbach.
Berlin: Patrick Beuth (Teamleitung Netzwelt), Markus Dettmer, Michael Kröger

AUSLAND *Leitung:* Mathieu von Rohr, Özlem Topçu, Britta Kollenbroich (stellv.), Maximilian Popp (stellv.), Julia Prosinger (stellv.), Kurt Stukenberg (stellv.). *Redaktion:* Mohannad Alkhalil Alnajjar, Ann-Dorit Boy, Alexander Chernyshev, Francesco Collini, Muriel Kalisch, Katharina Graça Peters, Jan Puhl, Dunja Ramadan, Serafin Reiber, Anna-Sophie Schneider. *Autoren, Reporter:* Alexandra Berlin, Christian Esch, Susanne Koelbl, Katrin Kuntz, Juliane von Mittelstaedt, Nadia Pantel, Christoph Reuter, Alexander Sarovic.
Berlin: Nicola Abé

WISSEN *Leitung:* Michail Hengstenberg, Katja Thimm, Julia Merlot (stellv.). *Redaktion:* Marco Evers, Anika Freier, Johann Grolle, Arvid Haitsch, Marc Hasse, Lukas Kissel, Guido Kleinhubbert, Julia Koch, Julia Köppe, Martin Schlak, Nils-Viktor Sorge (Teamleitung Mobilität). *Autoren, Reporter:* Maik Großekathöfer, Christoph Seidler, Olaf Stampf, Antje Windmann.
Berlin: Susanne Götze, Kerstin Kullmann, Alina Schadwinkel. *Autor:* Jörg Blech

KULTUR *Leitung:* Philipp Oehmke, Eva Thöne, Elisa von Hof (stellv.), Anton Rainer (stellv.). *Redaktion:* Felix Bayer, Tobias Becker, Christian Buß, Oliver Kaever, Ulrike Knöfel, Carola Padtberg, Katharina Stegelmann. *Autoren, Reporter:* Laura Backes, Andreas Borcholte, Xaver von Cranach, Sebastian Hammelehle, Wolfgang Höbel, Enrico Ippolito.
Berlin: Lars-Olav Beier, Matern von Boeselager, Hannah Pilarczyk, Tobias Rapp, Jurek Skrobala

REPORTER *Leitung:* Özlem Gezer, Christoph Scheuermann, Felix Dachsel (stellv.). *Redaktion:* Nora Gantenbrink, Julia Kopatzki, Jonah Lemm, Timofey Neshitov, Dialika Neufeld, Max Polonyi, Cathrin Schmiegel, Jonathan Stock. *Autoren, Reporter:* Frauke Hunfeld, Alexander Osang

SPORT *Leitung:* Hauke Goos, Lukas Rilke, Jörn Meyn (stellv.). *Redaktion:* Peter Ahrens, Matthias Fiedler, Marco Fuchs, Jan Göbel, Nina Golombek, Benjamin Knaack, Marcus Krämer, Jonas Kraus, Marvin Rishi Krishan, Jochen Leffers, Danial Montazeri, Gerhard Pfeil, Jörg Römer, Annika Schultz, Cedric Voigt

REDAKTIONELLE ENTWICKLUNG Friederike Freiburg, Lena Greiner, Maximilian Rau, Anne Seith. *Tests:* Markus Linden, Jonas Mielke

MEINUNG & DEBATTE *Leitung:* Anna Clauß, Ralf Neukirch. *Redaktion:* Jan Hoffmeister, Swantje Karich, Martina Kix, Charlotte Klein

LEBEN *Leitung:* Ayla Kiran, Frauke Lüpke-Narberhaus, Helene Endres (stellv.), Nike Laurenz (stellv.). *Redaktion:* Julian Aé, Irene Berres, Antje Blinda (Teamleitung Reise), Christopher Bonnen, Franziska Bulban, Markus Deggerich, Tanya Falenczyk (Teamleitung Start), Helene Flachsenberg, Florian Gontek, Sylvie Gühmann, Dr. Veronika Hackenbroch, Lukas Hildebrand, Katharina Hölter, Maren Hoffmann, Maren Keller, Heike Klovert, Eva Lehnen, Dr. Heike Le Ker, Philipp Löwe, Franca Quecke, Claudio Rizzello, Marthe Ruddat, Sandra Schulz, Julia Stanek, Markus Sutera, Verena Töpper, Nina Weber. *Autoren:* Jule Lutteroth, Marianne Wellershoff

GESCHICHTE *Leitung:* Dr. Eva-Maria Schnurr, Dr. Felix Bohr (stellv.). *Redaktion:* Jonas Breng, Solveig Grothe, Christoph Gunkel, Dr. Katja Iken, Frank Patalong, Frank Thadeusz. *Autorin:* Rafaela von Bredow

CROSSMEDIA *Leitung:* Carolin Katschak, Anne Martin, Johanna Röhr, Benjamin Braden (stellv.), Aleksandra Janevska (stellv.), Leonie Voss (stellv.). *Redaktion:* Ilyass Alaoui, Elena Bock, Sven Christian, Dennis Deuermeier (Teamleitung), Philipp Dreyer, Benjamin Eckert, Kolja Fach, Philipp Fackler, Simon Garschhammer, Natascha Gmür, Birgit Großekathöfer, Janita Hämäläinen, Lucia Heisterkamp, Maria Herbst, Florian Hofman, Martin Jäschke (CvD), Heike Janssen, Lenne Kaffka, Marco Kasang, Andreas Landberg, Fabius Leibrock, Sebastian Maas, Petra Maier, Marius Mestermann (Teamleitung), Annina Metz, Jonathan Miske, Julia Parker, Luana Partimo, Fabian Pieper, Rachelle Pouplier, Anne Ramstorf, Jannis Schakarian (CvD), Robert Schlösser (CvD), Jerrit Schmidtke, Alexander Schmitt, Dirk Schulze (CvD), Maximilian Sepp, Sandra Sperber (Leitende Redakteurin), Regina Steffens, Martin Sümening (CvD), Christian Weber, Yasemin Yüksel, Katharina Zingerle

DATEN & VISUALISIERUNGEN *Leitung:* Dr. Matthias Stahl, Klaas Neumann (stellv.), Patrick Stotz (stellv.); Anna Behrend, Helen Bielawa, Holger Dambeck, Carla Grefe-Huge, Guido Grigat, Max Heber, Frank Kalinowski, Jasmin Sarah König, Anna-Lena Kornfeld, Nina Krug, Ferdinand Kuchlmayr, Chris Kurt, Niklas Marienhagen, Gernot Matzke, Dawood Ohdah, Marcel Pauly, Bernhard Riedmann, Anna-Lena Schou, Achim Tack, Alexander Trempler, Rina Wilkin, Christoph Winterbach, Mascha Zuder

DEIN SPIEGEL *Leitung:* Bettina Stiebel, Alexandra Klaußner (stellv.). *Redaktion:* Antonia Bauer, Claudia Beckschebe, Pelle Kohrs, Marco Wedig

SCHLUSSREDAKTION Christian Albrecht, Gartred Alfeis, Gesine Block, Regine Brandt, Lutz Diedrichs, Ursula Junger, Birte Kaiser, Dörte Karsten, Sylke Kruse, Stefan Moos, Sandra Pietsch, Fred Schlotterbeck, Sandra Waege

PRODUKTION *Leitung:* Angela Ölscher, Petra Thormann; Kathrin Beyer, Christoph Brüggemeier, Sonja Friedmann, Linda Grimmecke, Gesche Sager, Stefan Schütt, Martina Treumann, Holger Uhlig, Valérie Wagner, Katrin Zabel

BILDREDAKTION *Leitung:* Jose Blanco, Maxim Sergienko; Claudia Apel, Tinka Dietz, Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Philine Gebhardt (Teamleitung), Niklas Hausser, Signe Heldt, Daniel Hofmann, Andrea Huss, Rosa Kaiser, Jan Kappelmann, Carolin Klemm, Theresa Lettner, Parvin Nazemi, Nicole Neumann, Daniel Nide, Pia Pritzel, Inka Recke, Jens Ressing, Oliver Schmitt, Ireneus Schubial, Erik Seemann, Henriette Simons, Anke Wellnitz, Lennart Woock
Mail: foto@spiegel.de
SPIEGEL Foto *USA:* Susan Wirth, Tel. +1 917 3998184

DESIGN *Leitung:* Jens Kuppi, Ann-Kristin Köhn (stellv.); Michael Abke, Lisa Debacher, Sarah Dillon, Lynn Dohrmann, Bettina Fuhrmann, Linna Grage, Fabian Greve, Lennart Hespenheide, Elsa Hundertmark, Louise Jessen, Annika Loebel, Dagmar Nothjung, Kamila Ramezani, Barbara Rödiger, Lea Rossa, Marco Stede

TITELBILD *Teamleitung:* Johannes Unselt; Suze Barrett, Torben Bockholt, Julia Gaes

KORREKTORAT *Leitung:* Sebastian Hofer; Dr. Sebastian Bartosch, Bastian Bredtmann, Thomas Fuchs, Claudia Garcia, Matthias Reisner, Barbara Schulz-Kamm, Catrin Zander

SEO *Teamleitung:* Insa Winter; Alexandra Knape, Bastian Midasch, Veronika Silberg, Heiko Stammel, Hanna Zobel

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND
BERLIN Alexanderufer 5, 10117 Berlin, Tel. 030 886688-100
DRESDEN Steffen Winter, Wallgäßchen 4, 01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0
DÜSSELDORF Markus Böhm, Alexander Demling, Lukas Eberle, Tobias Großekemper, Torsten Kleinz, Benedikt Müller-Arnold, Miriam Olbrisch, Jägerhofstraße 19–20, 40479 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01
FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Tim Bartz, Fellnerstraße 7-9, 60322 Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680
KARLSRUHE Dietmar Hipp, Stephanienstraße 30, 76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737
LEIPZIG Peter Maxwill, Postfach 310315, 04162 Leipzig
MÜNCHEN Katrin Elger, Jan Friedmann (Koordination Nachrichten), Martin Hesse, Maria Marquart, Katherine Rydlink, Timo Schober, Rosental 10, 80331 München, Tel. 089 45459510
BADEN-WÜRTTEMBERG Christine Keck

REDAKTIONSVERTRETUNGEN/KORRESPONDENTENBÜROS AUSLAND
BANGALORE Laura Höflinger
BANGKOK Maria Stöhr
BOSTON Dr. Claus Hecking
BRÜSSEL Timo Lehmann, Michael Sauga (Autor), Rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2 2306108, rv.bruessel@spiegel.de
LONDON Steffen Lüdke, Jörg Schindler
LOS ANGELES Philipp Wittrock
MEXIKO-STADT Jens Glüsing (frei), Tel. +52 55 56630526
MOSKAU Christina Hebel, Glasowskij Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau, Tel. +7 495 3637623
NAIROBI Fritz Schaap
NEW YORK Marc Pitzke, Bernhard Zand
PARIS Leo Klimm, Britta Sandberg, 4, Rue Goethe, 75116 Paris
PEKING Georg Fahrion, Christoph Giesen
ROM Frank Hornig, Stampa Estera, Palazzo Grazioli, Via del Plebiscito 102, 00186 Roma
RIO DE JANEIRO Gerald Traufetter (Chefkorrespondent)
SAN FRANCISCO Simon Book
SYDNEY Anna-Lena Abbott, Johannes Korge
TAHITI Björn Hengst
TAIPEH Cornelius Dieckmann
TEL AVIV Thore Schröder, Tel Aviv-Jaffa 6803466, Israel
WASHINGTON Julia Amalia Heyer, Roland Nelles, René Pfister, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202 3475222
WIEN Walter Mayr

STÄNDIGE FREIE AUTOREN Dr. Andreas Bernard, Marian Blasberg, Christo Buschek, Arno Frank, Christo Grozev, Oliver Das Gupta, Jochen-Martin Gutsch, Asia Haidar, Florian Haupt, Jasmin Lörchner, Juan Moreno, Wiebke Ramm, Anja Rützel, Josef Saller, Richard C. Schneider, Alexander Smoltczyk, Ron Ulrich, Ines Zöttl

DOKUMENTATION *Leitung:* Cordelia Freiwald, Kurt Jansson; Zahra Akhgar, Nikolai Antoniadis, Dr. Susmita Arp, Dennis Barg, Lars Böhm, Eva Bräth, Dr. Heiko Buschke, Almut Cieschinger, Johannes Eltzschig, Catrin Fandja, Dr. Matthias Fett, Jannis Frech, Leonie Charlotta Geiger, Janine Große, Imko Haan, Chris Häuser, Thorsten Hapke, Dr. Dorothee Heincke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Jonas Huggins, Bertolt Hunger, Stefanie Jockers, Sören Johannsen, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Roman Kierst, Ulrich Klötzer, Anna Köster, Ines Köster, Mara Küpper, Dr. Julia Lange, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt, Dr. Andreas Meyhoff, Marvin Milatz, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Claudia Niesen, Dr. Gerret von Nordheim, Sandra Öfner, Ulrike Preuß, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Sara Maria Ringer, Friederike Röhreke, Dr. Eva Saß, Andrea Sauerbier, Marko Scharlow, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Anna Schwarz, Ulla Siegenthaler, Meike Stapf, Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Dr. Marc Theodor, Andrea Tholl, Nina Ulrich, Louisa Uzuner, Peter Wahle, Dr. Charlotte Weichert, Peter Wetter, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times/Washington Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG
ANZEIGEN Britta Ermrich
Anzeigenpreisliste 2025
Mediaunterlagen: www.spiegel.media, www.iqmedia.de
VERTRIEB Torben Sieb
HERSTELLUNG Silke Kassuba

Druck: Mohn Media Gütersloh
Die Inhaltsseiten dieser SPIEGEL-Ausgabe sind auf Recyclingpapier gedruckt.

GESCHÄFTSFÜHRUNG Thomas Hass (Vorsitzender), Stefan Ottlitz

Service

Leserbriefe
SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, www.spiegel.de/leserbriefe, Fax: 040 3007-2966, Mail: leserbriefe@spiegel.de
Vorschläge für die Rubrik »Hohlspiegel« nehmen wir auch gern per Mail entgegen: hohlspiegel@spiegel.de

Hinweise für Informanten
Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Informationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende Wege zur Verfügung: Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg; Telefon: 040 3007-0, Stichwort »Investigativ«; Mail (Kontakt über Website): www.spiegel.de/investigativ. Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können. Der dazugehörende Fingerprint lautet:
6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

Ombudsstelle
Der SPIEGEL hat für Hinweise zu möglichen Unregelmäßigkeiten in der Berichterstattung eine Anlaufstelle eingerichtet: ombudsstelle@spiegel.de. Sollten Sie als Hinweisgeber dem SPIEGEL gegenüber anonym bleiben wollen, schreiben Sie bitte an den Rechtsanwalt Tilmann Kruse unter hinweisgeber-spiegel@bmz-recht.de

Redaktioneller Leserservice
Telefon: 040 3007-3540 Fax: 040 3007-2966
Mail: leserservice@spiegel.de

Nachdrucke in Medien aller Art
Lizenzen für Texte, Fotos, Grafiken oder Videos
Kontakt, Beratung: www.gruppe.spiegel.de/syndication
und Bestellung: syndication@spiegel.de,
Tel.: 040 3007-3540 für Deutschland, Österreich, Schweiz.
Für alle anderen Länder: The New York Times Licensing, Simone Daley, Mail: simonedaley@nytimes.com, Telefon: +44 20 7061 3507, ISSN 0038-7452

Nachbestellungen SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre sowie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL WISSEN sind unter amazon.de/spiegel innerhalb Deutschlands nachbestellbar.

Historische Ausgaben Historische Magazine Bonn, www.spiegel-antiquariat.de, Telefon: 0228 9296984

Abonnement für Blinde Audioversion:
Deutsche Blindenstudienanstalt e. V., Telefon: 06421 606265;
elektronische Version: Frankfurter Stiftung für Blinde, Telefon: 069 9551240

Abonnementspreise
Inland: 52 Ausgaben € 343,20, Studenten Inland: 52 Ausgaben € 218,40, Auslandspreise auf Anfrage,
Mengenpreise unter abo.spiegel.de/mengenpreise

Abonnentenservice Persönlich erreichbar
Mo.–Fr. 8.00–19.00 Uhr, Sa. 10.00–18.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070
Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an: SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg – oder per Fax: 040 3007-3070, www.spiegel.de/abo

Ich bestelle den SPIEGEL
❑ für € 6,60 pro gedruckte Ausgabe
❑ für € 0,70 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper beträgt € 0,69) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe.

Der Bezug ist monatlich kündbar.
Alle Preise inkl. MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung. Hinweise zu AGB, Datenschutz und Widerrufsrecht finde ich unter www.spiegel.de/agb

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP-IMPR, SD-IMPR (Upgrade)

USA: DER SPIEGEL (USPS no 01544520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Known Office of *Publication*: Data Media (A division of Cover-All Computer Services Corp.), 2221 Kenmore Avenue, Suite 106, Buffalo, NY 14207-1306. Periodicals postage is paid at Buffalo, NY 14205, *Postmaster*: Send address changes to DER SPIEGEL, Data Media, P.O. Box 155, Buffalo. NY 14205-0155, *e-mail*: service@roltek.com, toll *free*: +1-877-776-5835; *Kanada*: SUNRISE NEWS, 47 Silver Shadow Path, Toronto, ON, M9C 4Y2, Tel +1 647-219-5205, *e-mail*: sunriseorders@bell.net

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter www.spiegel.de/kuerzel

NACHRUFE

Hazel Thompson / NYT / Redux / laif

Jane Gardam, 96

»Ich wusste einfach, dass ich Schriftstellerin werden würde – es schien das einzig Vernünftige zu sein.« So erklärte Jane Gardam 2005 in einem Interview mit dem britischen »Guardian« den Beginn ihrer Karriere. Tatsächlich nahm ihre schriftstellerische Laufbahn erst Fahrt auf, als das dritte ihrer Kinder eingeschult wurde. Mit 43 Jahren fand Gardam die Ruhe, ihr erstes Buch mit dem Titel »Weit weg von Verona« zu veröffentlichen. Es folgten Kinder- und Jugendbücher sowie diverse Kurzgeschichten. Den Höhepunkt ihres Werks bildet die zwischen 2004 und 2013 erschienene Romantrilogie über das Leben des Kronanwalts Edward Feathers und die komplizierte Ehe mit seiner Frau Betty. Die drei Bände (»Ein untadeliger Mann«, »Eine treue Frau« und »Letzte Freunde«) verhalfen Gardam zu internationaler Bekanntheit. Die BBC kürte den ersten Band der Trilogie 2015 zu einem der 100 besten britischen Romane. Auch ihre Schriftstellerkollegen brachten Gardam Bewunderung entgegen. Ian McEwan nannte sie »einen Schatz der englischen Gegenwartsliteratur«. Als eines der größten Geschenke empfand die Schriftstellerin, in ihren fiktiven Welten leben zu dürfen, wie sie 2005 im Gespräch mit dem »Guardian« sagte. »Ich glaube, dort geht es mir besser als in der sogenannten realen Welt, die mir ohnehin immer ein bisschen wie eine Fiktion vorkam.« Jane Gardam starb am 28. April in Chipping Norton in England. ERU

The World War II Foundation

Julia Parsons, 104

Es war reiner Zufall, der sie 1943 in eine der sagenumwobenen Geheimdienstoperationen der Alliierten im Zweiten Weltkrieg führte: Sie hatte zwei Jahre lang Deutsch in der Schule gelernt. Also wurde Julia Parsons in den USA Teil der Abteilung, die daran arbeitete, die Enigma zu entschlüsseln, die legendäre Verschlüsselungsmaschine der deutschen Wehrmacht, die als unknackbar galt. Der Durchbruch gelang dem britischen Mathematiker Alan Turing – doch ohne die riesigen Mengen von Daten, die Frauen wie Parsons Tag für Tag auslasen, hätte er wenig genutzt. Sie habe einige deutsche U-Boot-Besatzungen so gut kennengelernt, dass sie wusste, wann jemand von Bord Vater geworden war, erzählte sie später in einem Interview für eine Veteranenwebsite. Julia Parsons starb am 18. April in Aspinwall, Pennsylvania. RAP

Urs Jenny, 87

Er war ein herausragend kluger und außergewöhnlich stilsicherer Film- und Theaterkritiker und viele Jahre lang ein prägender Journalist der SPIEGEL-Redaktion. Urs Jenny, aufgewachsen im Schweizer Kanton Solothurn, hatte in München Germanistik und Romanistik studiert und in den Sechzigerjahren als Kritiker bei der »Süddeutschen Zeitung« angefangen. Er war Theaterdramaturg im Bayerischen Staatsschauspiel und im vom damals gefeierten Intendanten Ivan Nagel geleiteten Hamburger Schauspielhaus, bevor er im Mai 1979 als Redakteur im Kulturressort des SPIEGEL anfing, das er eine Weile auch leitete. Mit Scharfblick und kühlem Witz urteilte er über Kinoereignisse und die Arbeiten wichtiger Theaterleute und Dramatiker. Dem Schriftsteller Friedrich Dürrenmatt widmete er ein Porträtbuch, das 1965 erschien. In seinem Auftreten hatte Jenny eine warmherzige Verschmitztheit und große Seelenruhe – und trotz aller Bescheidenheit wusste man sofort, wenn er einen Raum betrat. In einem Text über das Werk eines Schweizer Filmemachers schrieb er im Jahr 1980: »Seltsam und schön, daß die Schweiz, die doch eher als Nährboden für solide Geranien gilt, auch immer mal wieder so kräftig eigensinnige und lebendige Utopien hervorbringt.« Als Theatermann und als Journalist zeichnete sich der Schweizer Jenny durch Kraft, Eigensinn und Mut zu mitunter utopisch wirkender Gedankenklarheit aus.
Urs Jenny starb am 27. April in Hamburg. HÖB

Monika Zucht

Bobby Bank / Wirelmage / Getty Images

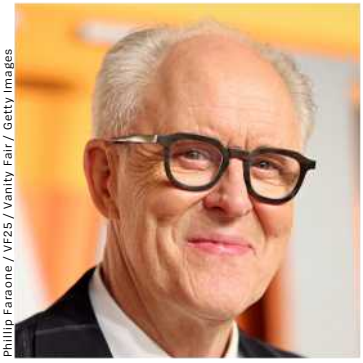
Mike Peters, 66

Dass Michael Leslie Peters seine erste Band 1977 nach dem Besuch eines Konzerts der Sex Pistols gründete, dürfte fast schon Teil einer Generationserfahrung gewesen sein. Hunderte von jungen Briten fanden sich während der Punk-Explosion zusammen, um selbst Musik zu machen. Aus der Band The Toilets, die Peters und seine Freunde aufstellten, wurde 1981 The Alarm. Ganz ähnlich wie U2, mit denen sie befreundet waren und mit denen sie auch zusammen auf Tour gingen, spielten The Alarm pathossatten Indierock mit Welterlösungsuntertönen – anders als bei U2 blieb der ganz große Verkaufserfolg immer aus. »Declaration« (1984) war ihr erstes und erfolgreichstes Album. The Alarm waren vor allem eine Liveband, was auch an Peters lag und seinen charismatischen Auftritten als Sänger. 1991 lösten The Alarm sich auf, ein Soloalbum von Peters hatte nur bescheidenen Erfolg. 1995 wurde bei ihm Lymphdrüsenkrebs diagnostiziert, er erholte sich zwar vollständig, widmete dem Kampf gegen die Krankheit aber in den kommenden Jahrzehnten sehr viel Kraft. Er gründete die »Love Hope Strength Foundation« und wurde dafür 2019 in den Ritterorden Order of the British Empire aufgenommen. 2007 trat er gemeinsam mit anderen Musikern im Basislager des Mount Everest auf, um für Spenden für seine Stiftung zu werben. 2022 gab er bekannt, dass der Lymphdrüsenkrebs zurückgekommen war. Mike Peters starb am 29. April. RAP

Stewart Cook / CBS / Getty Images

Nicht nur eine Phase

Sie hatte bereits Schluss gemacht. Vergangenen Herbst schrieb **Charli xcx,** 32, auf X: »Goodbye forever brat summer«. Aber so leicht ist es dann doch nicht. »Es fällt mir wirklich schwer, ›brat‹ loszulassen«, bekannte die Sängerin nun Monate später in einem Video. Der Begriff, ursprünglich Titel ihres Albums vom vergangenen Sommer, sei ein Teil von ihr geworden. Tatsächlich war »brat«, zu Deutsch etwa »Göre«, nicht nur ein musikalischer Erfolg, sondern ein popkulturelles Phänomen. In den Worten seiner Schöpferin beschrieb der Begriff eine Frau mit Zigarette, BIC-Feuerzeug und weißem Top ohne BH – chaotisch, cool und selbstbewusst. Kamala Harris wollte »brat« sein, die Nato auch, und alles, was Charli xcx anfasste, war es sowieso.
Der »brat summer« gehörte der Musikerin. Charlie xcx weiß eigentlich, dass Trends kommen und gehen: Irgendwann seien die Menschen von zu viel Erfolg übersättigt und würden wollen, dass eine Künstlerin wieder verschwindet, wie sie selbst sagt. Gleichzeitig räumt sie ein: »Irgendwie will ich, dass es weitergeht«. ANO



Phillip Faraone / VF25 / Vanity Fair / Getty Images

Zaubern vor Zaudern

Weil er die Rolle des Dumbledore in einer neuen »Harry Potter«-TV-Serie übernehmen wird, bekommt der Schauspieler **John Lithgow,** 79, unerwartet heftigen Gegenwind. Der Grund: die umstrittenen Positionen der Potter-Erfinderin J. K. Rowling, die sich seit Jahren als Gegnerin der Transbewegung hervortut. Kurz nachdem bekannt geworden war, dass er die Rolle übernehmen würde, erreichten Lithgow deshalb viele aufgebrachte Nachrichten. Das erzählte er jetzt der britischen »Times« – darunter auch von »einer engen Freundin, die Mutter eines trans Kindes ist«. Es gibt sogar einen offenen Brief, in dem er gebeten wird, die Rolle aufzugeben, denn: »Ein Rücktritt würde jungen trans Menschen zeigen, dass sie wichtiger sind als ein Fantasiefranchise.« Lithgow, der selbst schon trans Rollen gespielt hat, zeigt sich von der Kampagne eher wenig beeindruckt. »Warum ist das überhaupt ein Faktor?«, fragt er im Interview. »Ich frage mich, wie J. K. Rowling das aufgenommen hat.« Und weiter: »Ich nehme an, dass ich sie eines Tages treffe. Ich bin sehr gespannt, mit ihr zu reden.« MBO

Endlich wieder Käse

Als **Gwyneth Paltrow,** 52, vor einiger Zeit darüber sprach, was sie an einem Tag so zu sich nimmt, löste sie bei Ernährungsexperten Erschrecken aus. Denn es war nicht viel: morgens einen Kaffee, mittags eine Knochensuppe und zum Abendessen eine Mahlzeit nach der Paleo-Ernährungslehre. So erzählte es die Schauspielerin 2023 im Podcast »The Art of Being Well«. Bei der Paleo-Diät beschränkt man sich auf Dinge, die auch schon in der Steinzeit verfügbar gewesen sein müssten: Fleisch, Fisch, Meeresfrüchte, Gemüse, Obst und Nüsse. Auf Getreide, Hülsenfrüchte, Zucker oder Milchprodukte wird verzichtet. Ernährungsberaterinnen und Ärzte warnten vor den Gefahren von Unterernährung, die Paltrows Essgewohnheiten auslösen können. Die Schauspielerin, die auch einen Shop für Wellnessprodukte namens Goop betreibt, sah sich genötigt, zu betonen, dass sie keine Ratschläge für andere habe geben wollen. Inzwischen hat Gwyneth Paltrow ihre strikte Ernährungsroutine allerdings gelockert. Das teilte sie in einer aktuellen Folge ihres Goop-Podcasts mit. Sie habe die Einschränkungen der Paleo-Diät »ein bisschen über, wenn ich ehrlich bin«, so Paltrow. »Ich esse wieder ein bisschen Sauerteigbrot, ein bisschen Käse«, räumte sie ein. »So, jetzt habe ich es gesagt! Auch etwas Pasta, nachdem ich so lange so streng war.« Die Krebserkrankung ihres Vaters habe die intensive Beschäftigung mit Ernährung bei ihr ausgelöst, so Paltrow in dem Podcast. Bruce Paltrow starb 2002 im Alter von 58 Jahren. »Ich wurde für eine Weile eine Hardcore-Makrobiotikerin«, so die Schauspielerin. Das sei eine interessante Zeit gewesen, in der sie »sehr, sehr, sehr gesund gegessen« habe. Paltrow räumt ein, sie sei »womöglich ein bisschen didaktisch damit geworden«. Ja, womöglich! FEB

Marc Piasecki / Getty Images

Kevin Mazur / iHeartRadio / Getty Images

Power-Prokrastinierer

Er ist sicher nicht der einzige Musiker mit einem Hang zum Prokrastinieren, aber vielleicht ein besonders krasser Fall. Jedes seiner Alben, sagte Musiker **Bad Bunny,** 31, im Interview mit der mexikanischen »Vogue«, habe er erst am Tag vor der Veröffentlichung fertig bekommen. »Ich habe versucht, das zu vermeiden, aber das ist meine Art«, sagte er. Dem Erfolg seiner Platten hat das bisher nicht geschadet, sie brechen regelmäßig Rekorde. Sein viertes Werk, »Un Verano Sin Ti«, wurde 2022 als erstes spanischsprachiges Album bei den Grammys als Album des Jahres nominiert, im selben Jahr krönte Billboard den Puerto Ricaner zum Künstler des Jahres. Irgendwas scheint er also richtig zu machen mit seiner Methode. »Das Album hat mir gezeigt, dass ich wirklich machen kann, was ich will«, sagte Bad Bunny. Seitdem hat der Künstler noch drei weitere Alben veröffentlicht und Milliarden Streams auf Spotify eingesammelt. Außerdem versuchte er sich als Schauspieler in der Serie »Narcos« und als Unterwäschemodel für Calvin Klein. Jetzt will sogar die Universität Yale dem Phänomen Bad Bunny einen eigenen Kurs widmen. Für den Fall, dass Studierende ihre Arbeiten erst in der Nacht vor der Abgabe fertigkriegen, haben sie künftig zumindest ein prominentes Vorbild. MBO

Plötzlich frei

Heather Graham, 55, hat seit mehr als 20 Jahren keinen Kontakt mehr zu ihren Eltern und ihrer Schwester. Das erzählte sie dem britischen »Guardian«. Grund ist ihre Schauspielkarriere: Für ihren streng religiösen Vater war die Filmindustrie ein Ort der Sünde. Trotzdem ging Graham bereits als Teenager zu Castings. Mit 17 Jahren spielte sie ihre erste große Rolle in der Komödie »Daddy's Cadillac«, danach wurde sie immer wieder für Filme gecastet, in denen sie in freizügiger Kleidung auf der Kinoleinwand zu sehen war. Weil ihr der ständige Streit darüber zu viel wurde, zog Graham aus dem Elternhaus aus und brach den Kontakt zu ihrer Familie letztlich ab. »Das war eine riesige Erleichterung«, sagte sie. »Mein Leben wurde plötzlich frei.« Ihre Karriere verlief danach aber nicht unbeschwert: Graham geriet in den Fokus des Sexualstraftäters Harvey Weinstein, gegen dessen Annäherungsversuche sie sich wehren musste, wie sie es im »Guardian« schildert. Sie habe sich geweigert, allein in sein Hotelzimmer zu kommen, danach habe der Produzent nie wieder mit ihr zusammengearbeitet. Auch abgesehen von solchen Gefahren findet Graham, dass die Filmindustrie »zu männlich dominiert« sei. Sich dagegen durchzusetzen, sei nicht immer leicht gewesen. Sie sei ihr Leben lang ein People Pleaser gewesen – also jemand, der allen gefallen will – und habe erst in ihren Vierzigern bemerkt, was sie wirklich glücklich macht. Das verarbeitete sie in dem 2024 erschienenen Film »Chosen Family«, in dem sie Drehbuchautorin, Regisseurin und Hauptdarstellerin war. Der Plot: Eine Yogalehrerin legt familiäre Verpflichtungen ab und lernt endlich, Nein zu sagen. »Ich wollte Dinge in meinem Leben, die ich als schmerzhaft empfunden habe, in eine Komödie verwandeln«. NMT

Tim P. Whitby / The Mediterrane Film Festival / Getty Images

Ich bete

Nr. 18/2025 Titel: Der Schattenpräsident – Die unheimliche Macht des JD Vance

Müssen wir jetzt in den nächsten vier Jahren wöchentlich damit rechnen, auf dem SPIEGEL-Cover einen oder gar mehrere dieser narzisstischen US-Politiker anblicken zu müssen? Das fände ich wirklich abstoßend. Die Medien sollten das hässliche Spiel dieser Menschen nicht auch noch unterstützen. Weniger wäre in diesem Fall mehr.

Christel Lauterbach, Hungen (Hessen)

Nachdem JD Vance zum Vizepräsidentschaftskandidaten ernannt wurde, war klar, dass nicht Trump die dauerhafte Gefahr für die Werte des Westens ist, sondern Vance. Er und seine mächtigen Unterstützer werden die USA möglicherweise lange formen – es sei denn, sie machen gravierende wirtschaftliche Fehler.

Helmut Rolfes, Herborn (Hessen)

Ich bete, obwohl ich an keinen Gott glaube, dass Trump bis zum Ende seiner Amtszeit am Leben bleiben möge, damit Vance nicht Präsident wird.

Barbara Keilmann, Zetel (Nieders.)

René Pfister gehört für mich zu den besten Leuten, die der SPIEGEL hat. Mögen Trump, Vance und Co. noch lange Mist bauen, dann haben wir umso mehr von Herrn Pfister. Doch leider ist die Sache ernst. Aus meiner Sicht wirft das Treiben im Weißen Haus die grundsätzliche Frage nach Sinn und Bedeutung des Wählerwillens auf. Trump ist mit von allen unerwarteter Mehrheit wiedergewählt worden, bei uns möchte die AfD seit der letzten Wahl das Hohelied vom Wählerwillen immer lauter schmettern, in Frankreich, in Italien und so weiter. Nur: Was ist vom viel besungenen Wählerwillen zu halten, wenn das Wahlvolk so einfach durch geschickt agierende Populisten oder gar Demagogen gefügig gemacht werden kann? An diesem Punkt sollten uns die Zustände in den USA Anlass sein für ein breit angelegtes Nachdenken über das Volk als Souverän und den Wählerwillen.

Eckhart Boelger, Berlin

Wer ist nun laut SPIEGEL der gefährlichste Mann Amerikas? Musk, Vance oder Trump? Also mehr Achtsamkeit bei der Verwendung des Superlativs! Trotzdem danke für Ihre Berichte zu diesem Desaster.

Reinhold Meyer, Vaihingen (Bad.-Württ.)

Ein dickes Like!

Nr. 16/2025 SPIEGEL-Kritik: Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen über unsere AfD-Berichterstattung

Bernhard Pörksen geht in seiner Kritik ausführlich auf den Umgang des SPIEGEL mit der Berichterstattung über die AfD ein. Ein sehr interessanter Beitrag, der den Finger auf ein Dilemma legt, vor dem ich selbst stehe. Ich frage mich immer wieder, warum in Deutschland so wenig passieren darf, ohne dass gleich die Frage folgt, welche Konsequenzen sich daraus für die Position der AfD ergeben. Mir kommt es so vor, als ob sich jeder Deutsche von morgens bis abends nur mit einer Sache beschäftigt: der AfD. Müsste man zu Pörksens Dilemmata vielleicht noch eins hinzufügen: das AfD-Dilemma?

Raymond Van Dijck, Edegem (Belgien)

Mit großem Interesse und zunehmend röter werdenden Ohren habe ich die SPIEGEL-Kritik von Professor Pörksen gelesen. Seine konstruktive Kritik an der Berichterstattung über die AfD ist hochdifferenziert, belebend und Anschub für einen aktuellen Diskurs. Es ist jedoch zu bedenken, dass ein Magazin wie der SPIEGEL kein Lehrbuch über eine ausgewogene Diskussionskultur ist. Dies wäre eher Gegenstand eines Soziologieseminars. Der SPIEGEL sollte bleiben, wie er immer war: bissig, polarisierend, manchmal ungerecht, aber nicht populistisch anbiedernd.

Dr. Werner Mischke, Hamburg

Der wichtigste Hinweis mit Lösungspotenzial ist die Forderung nach einem konstruktiven, inspirierenden Journalismus, der konzeptuell die politische Klasse und die Gesellschaft herausfordert – bestimmt nicht nur in der Migrationsfrage. Hier steckt viel Potenzial für hochwertigen Inhalt.

Thomas Thelen, Ihringen (Bad.-Württ.)

Keine Partei hat in allen, allen Medien mehr (Negativ-)Werbung bekommen als diese. Und dann sucht man nach Ursachen für die Wahlergebnisse.

Harald Hemmann, Chemnitz

Herrn Pörksens »kritisches« Monitoring gerät ein weiteres Mal zu einer seitenfressenden Lobhudelei, gepaart mit der mundgerecht portionierten Mikrokritik, dass das im Grunde einzige Vergehen des SPIEGEL abermals sei, immer noch nicht genug Haltung zu zeigen. Vorhersehbar liefert er damit erneut das notwendige Prüfsiegel zur weiteren Diskursverengung. Als politisch unbestimmter Leser frage ich mich zusehends, was das soll.

Martin Hilmer, Lübeck

Der von Bernhard Pörksen befürwortete »konstruktive Journalismus« erliegt immer wieder der Versuchung, aktivistisch darüber zu schreiben, was sein soll, statt was ist. Der Kampf für den Fortbestand der Demokratie ist durchaus eine vornehme Aufgabe – aber primär der Gesellschaft, eben nicht der Medien. Diese sollten der Urteilskraft ihrer Nutzer vertrauen.

Hans-Joachim Otto, Frankfurt am Main

Ein häufig anzutreffendes Handicap von Wissenschaftlern ist, dass sie sich nicht kurz fassen können und Sachverhalte unverständlich und langatmig, also leserunfreundlich darlegen. Dieser Beitrag beweist das Gegenteil: Auf fünf Seiten hat Professor Bernhard Pörksen die »AfD-Berichterstattung des SPIEGEL« von Höcke bis Weidel packend, kritisch-unverblümt und schlüssig strukturiert analysiert. Er ist halt auch sprachgewandter Journalist und Medienexperte, der weiß, was das Lesepublikum in Bann zieht. Man kann seiner Forderung nach einem seriösen, für die Zukunft »transparenten und dialogischen« Journalismus nur zustimmen. So darf man gespannt sein, ob und wie die SPIEGEL-Redaktion auf die Pörksen-Formatvorschläge von »Redaktionsdisput« (Streitgespräch) bis »digitale Publikumskonferenz« reagieren wird.

Dr. Dieter Barth, Münster

Ich bin 22 Jahre alt und lese den SPIEGEL nun seit knapp sieben Jahren mit großem Interesse. Dieser Text ist vermutlich der rhetorisch beste, den ich bisher lesen

KORREKTUREN

Zur Titelgeschichte »Trumps Extremist« in Heft 18/2025, Seite 8: Den Vortrag »Die Universitäten sind der Feind« vor der National Conservatism Conference hielt der jetzige US-Vizepräsident JD Vance nicht 2022, sondern bereits ein Jahr früher.

Zur Meldung »Milliardenkosten durch Bürokratie« in Heft 18/2025, Seite 59: Die durchschnittliche Arbeitsbelastung durch Bürokratie liegt in mittelständischen Unternehmen nicht bei monatlich 32 Stunden pro Mitarbeiter, sondern pro Firma.

Zum Hohlspiegel in Heft 17/2025, Seite 122: Die Meldung zu Vossloh aus der »Westfalenpost« ist versehentlich in die Rubrik gerutscht, die Zahlen sind vollkommen korrekt.

Genau dieses Thema mit genau diesem Titel hat weiland Rio Reiser in den Achtzigerjahren besungen: »Menschenfresser«. Sein Song gehört zur ewigen Playlist. Den Roman werd ich lesen. Danke für den Tipp!

Stefan Waldow, Bonn

Nr. 17/2025 Romantipp zu Tom Hofland: »Nimms nicht persönlich«

Das Fazit feministischer Außenpolitik à la Baerbock: Oberin sticht Unterin. Wenn ideologische Theorie und persönlicher Machttrieb aufeinanderstoßen, zählen weder Loyalität zur selbst ausgewählten Mitarbeiterin noch normaler bürgerlicher Anstand.

Anneliese Köhle, Prien am Chiemsee (Bayern)

Nr. 17/2025 Dass Annalena Baerbock zur Uno wechselt, sorgt für dicke Luft bei einigen Diplomaten

Hervorragend recherchiert und spannend geschrieben. Endlich mal ein Mann, der unbeugsam sein bisher hartes, mit Schicksalsschlägen und gravierenden Verletzungen gepflastertes Leben meisterte. Dem SPIEGEL sei Dank für diesen Bericht, der mehr als preiswürdig ist.

Thomas Hansen, Berlin

Nr. 17/2025 Kickboxer Pascal Schroth überlebte einen Genickbruch – und schaffte ein spektakuläres Comeback

durfte. Noch nie zuvor habe ich auf einen Artikel reagiert – doch dieser hat in meinen Augen eine Ironie, die fast schon poetisch ist und in ihrer Eleganz mit Herrn Pörksens Sprache konkurriert. Dass die AfD in großen Teilen eine vollkommen idiotische Partei ist, unterwandert von Rechtsextremen, ist den meisten Menschen vermutlich klar. Ihr Artikel fasst – rhetorisch brillant, inhaltlich jedoch (aus meiner Sicht) eher schwach – die aktuelle gesellschaftliche Problematik treffend zusammen. Sie schreiben für ein Publikum, das intellektuell in der Lage ist, Ihre Sprache zu verstehen und Ihrem Gedankengang zu folgen. Die Ironie liegt jedoch darin, dass ein großer Teil der AfD-Wählerschaft das wohl gar nicht könnte. Ihr Text bleibt somit für genau jene Menschen, um die es eigentlich geht, unverständlich.

Leonard Voglmaier, Berlin

Herr Pörksen, am Schluss des Artikels fordern Sie mich als Leserin zu einer Stellungnahme auf, die über eine bloße Meinungsabfrage hinausgeht. Dafür ein dickes Like, ebenso wie für Ihren Vorschlag einer digitalen Publikumskonferenz!

Martha Wilmes-Siebert, Essen

Auch mich hat der Essay von Frauke Rostalski in der Ausgabe Nr. 10/2025 geärgert. Hier wäre der obligate Satz, dass externe Beiträge nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion widerspiegeln, angebracht gewesen. Oder eine Pro-Kontra-Konstellation. Wie überhaupt das dialogische Prinzip auch innerhalb der Redaktion erhellend sein könnte, mit Pro-Kontra-Beiträgen. Meinungsfreiheit ja, aber dann auch als Diskurs.

Hans-Dieter Schabram, Berlin

Dem Medienkritiker Pörksen ist zuzustimmen, wenn er einen dialogischen Journalismus fordert. Streitgespräche zwischen Journalisten, auch zwischen Leserinnen und Lesern – warum nicht? Ich habe da noch eine Idee: Wie wäre es, Interviews mit bekennenden AfD-Wählern zu führen! Der SPIEGEL könnte beispielsweise fragen: »Was würde sich für Sie zum Guten verändern, wenn Sie die AfD wählen?« Oder etwa: »Wie würde sich der Strompreis entwickeln, wenn Windräder abgeschaltet werden?« Die Interviewerin sollte immer wieder nachfragen und sich auch Fragen des Interviewten gefallen lassen. Einziges Problem: Welcher AfD-Wähler liest schon den SPIEGEL?

Dr. Martin Böttger, Zwickau (Sachsen)

In vielen Gesprächen als Psychotherapeutin höre ich, dass die AfD als demokratische Partei angesehen wird, weil sie zugelassen ist. Doch diese Zerrissenheit – zwischen Akzeptanz und Ablehnung – sorgt für Verwirrung. Ich finde die AfD problematisch, weil ihre Ideen oft Ängste schüren und Menschen ausgrenzen. Doch gleichzeitig scheint der Umgang der Politik und Medien mit ihr unklar. Wenn sie wirklich so gefährlich ist, sollte sie verboten werden. Passiert das nicht, sollten wir uns in einer demokratischen Gesellschaft sachlich und offen mit ihr auseinandersetzen. Die AfD gewinnt vor allem durch die Uneindeutigkeit und das Fehlen eines offenen Dialogs. Ich wünsche mir, dass wir den Menschen mehr Vertrauen schenken und einen ehrlicheren Dialog führen – ohne nur in Schubladen zu denken oder mit moralischer Empörung zu reagieren.

Ulrike Schofer, Waldkirch (Bad.-Württ.)

Aus der AfD-Berichterstattung des SPIEGEL lässt sich laut Herrn Pörksen lernen, dass man sich entschieden hat, für den Erhalt der sogenannten Brandmauer einzutreten und dafür zu plädieren, dass die Parteien der Mitte nicht mit der AfD kooperieren. Das bedeutet, die AfD nicht an der Regierung zu beteiligen und politisch nicht mit ihr zusammenzuarbeiten. Aber in der CDU haben das einzelne Parteimitglieder noch immer nicht verstanden. Das gilt auch für Herrn Spahn und Herrn Kretschmer. Daher sollten die Parteien der Mitte es nicht zulassen, dass die AfD einen Ausschussvorsitz im Bundestag erhält. Kooperation und damit politische Einflussnahme mit der AfD muss unterbunden und ihr mediales Paralleluniversum entlarvt werden. Bleiben Sie bei dieser Strategie.

Petra Lorenz, Köln

Das Experiment mit Herrn Pörksen ist sehr gewinnbringend. Vielen Dank für Ihre Überlegungen, Ihre Beobachtungen und das Angebot von Bewertungen. Die »journalistische Gruppendenke« als Begriff ist trefflich, versteht man als Konsument doch nicht, wie Themen aufbereitet und priorisiert werden. Beispiel Migration: Gerade im Fernsehen wurde es während des Wahlkampfes zur Nummer eins. Angesichts von Gefahren durch Klimawandel, militärische Bedrohung und Wirtschaftsstagnation ist das schon Unfug. Sind die Medien autonome Agendasetter? Treibt sie nur die Aufmerksamkeit der Kunden, um gegen Konkurrenten bestehen zu können? Ist das Leitbild des »deutschen Opfers« sinnstiftend? Bitte machen Sie uns in einem Beitrag diese Denke der Medien transparent, die uns eigentlich durch die Wirren der Welt leiten sollen.

Dr. Knut Diekmann, Berlin

Es wird zu wenig über Versuche berichtet, mit den Argumenten der AfD klarzukommen. Ich wünsche mir mehr Berichte über diese Auseinandersetzung statt über die Brandmauer. Warum ist die AfD nur eine Gefahr für Deutschland? Sie ist ja auch eine Bereicherung, weil es sonst diese Diskussionsbreite so nicht gäbe. Mit den drängenden Zukunftsfragen ist eine Partei allein überfordert.

Hagen Jaedicke, Ludwigshafen

»Man darf als Journalistin und Journalist mit voller rhetorischer Wucht für die Demokratie eintreten, aber nicht in gleichem Maß für ökologische oder gar klimapolitische Belange – warum eigentlich?« Ja! Und es muss so bleiben, da es ohne Demokratie keine Ökologie gibt, keine Freiheit, nur Totalitarismus. Diese Frage kann nur ein Autor stellen, der ein totalitäres Regime nicht am eigenen Leib erfahren hat.

Ondrej Sebesta, Prag (Tschechien)

Sagen Sie auch digital Ihre Meinung – auf SPIEGEL Debatte

Leserbriefe bitte an leserbriefe@spiegel.de
Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter SPIEGEL.de zu archivieren.

Der Fall Saigons

ZEITREISE Der letzte Helikopter auf dem Dach der US-Botschaft in Saigon hat es ins kollektive Gedächtnis geschafft: Flüchtlinge klettern ihm entgegen, um den vorrückenden Kommunisten zu entkommen.

Nr. 19/1975 »Die grausamste Lektion erst jetzt«

In nur wenigen Wochen war das südvietnamesische »Pseudo-Sparta« zusammengebrochen. Rund 70.000 Menschen wurden von den US-Streitkräften ausgeflogen: Amerikaner, aber auch besonders bedrohte Vietnamesen. Vor der festungsartigen Botschaft versuchten US-Soldaten, fluchtwillige und plündernde Vietnamesen mit Tränengas und Schüssen zurückzudrängen. Am Morgen des 30. April 1975 hob der letzte Hubschrauber ab, um Flüchtende zu den Kriegsschiffen zu fliegen.

»Amerikas Abzug aus Vietnam glich einer Flucht«, so der SPIEGEL. Die Beiruter Tageszeitung »Al-Hayat« verglich den Fall Saigons mit dem »Sturz des byzantinischen Reichs«. Das war nicht abwegig, denn nun »endete die über 200 Jahre alte Herrschaft des Westens in Ostasien«. Amerika hatte der Krieg seine Unschuld gekostet, schrieb US-Journalist David Halberstam im SPIEGEL. Krieg, das waren bis dato für die Amerikaner GIs, die »Kaugummi verteilten, während die Soldaten des anderen Landes Massaker begingen«; nun hatte man selbst Massaker verübt.

Flüchtende auf Dach in Saigon 1975

Bettmann Archive / Getty Images

Der »leichtlebige Charme« Saigons verschwand über Nacht, statt Durchhalteliedern ertönten Revolutionslieder. Bars und Bordelle wurden von den »Asketen aus dem Norden« (»Die Zeit«) geschlossen. Immerhin blieb das große Blutvergießen aus. Bis auf einige Plünderungen blieb es ruhig in der Hauptstadt. »Saigon wurde befreit, nicht erobert«, so das erste Fazit von SPIEGEL-Mann Börris Gallasch, der als einziger Journalist im Präsidentenpalast die Kapitulationserklärung protokollierte. Rainer Lübbert

Bis zum Schluss

SO GESEHEN Die letzten Amtshandlungen des scheidenden Kanzlers Olaf Scholz

Deutschland steht vor dem Regierungswechsel, doch noch ist Olaf Scholz im Amt – und zeigt keine Anzeichen der Müdigkeit.

Am Mittwoch leitete Scholz gewohnt energetisch die letzte Kabinettssitzung seiner Regierung. Auf den Beschluss einer Rentenerhöhung um 3,74 Prozent folgte ein kurzer Dank an die Minister. Danach Abreise des Ehepaars Scholz nach Paris, wo es von Präsident Emmanuel Macron und dessen Gattin zu einem Abschiedsdiner geladen war. Die beiden Politiker nutzten die Gelegenheit, sich erneut herzlich ihrer gegenseitigen Antipathie zu versichern. Rückreise nach Berlin noch vor dem Dessert.

Den folgenden Tag der Arbeit wollte Scholz mit Aktenstudium im Kanzleramt verbringen, allerdings waren keine Mitarbeiter anwesend. Die unverhoffte Freizeit nutzte Scholz für einen Überraschungsbesuch bei Vizekanzler Robert Habeck, der angeblich wegen Krankheit nicht an der Kabinettssitzung teilnehmen konnte, aber ebenfalls nicht anzutreffen war.

Für Freitag hat Scholz hochrangige Wirtschaftsvertreter eingeladen, um sie für seine Idee eines »Deutschland packt an«-Paktes zu begeistern. Die Teilnehmerliste ist noch unklar, weil offenbar durch eine Datenpanne keine Zusagen zugestellt werden konnten. Am Montag dann Großer Zapfenstreich. Als private Gäste hat Scholz drei Vertreter der Warburg Bank nominiert, auch seine persönliche Musikauswahl steht bereits fest: Den Auftakt macht der Tina-Turner-Hit »Simply the Best«, sodann folgt »I'm Too Sexy« von Right Said Fred, der Lieblingsband des scheidenden Kanzlers.

Zum Abschluss wünscht er sich ein Werk des Komponisten John Cage, das die Frage aufwirft, ob Scholz am Dienstag tatsächlich seinen Abschied nehmen wird: Die Aufführung der Komposition »ORGAN²/ASLSP« kann 639 Jahre dauern. Stefan Kuzmany

HOHLSPIEGEL

Die »Nassauische Neue Presse« über einen Taschendiebstahl in Limburg (Hessen):

»Die Frau bemerkte zwar den Diebstahl, der Täter konnte jedoch fliegen.«

Aus der Coburger »Neuen Presse«:

Millionenbetrag fließt in die Abwasserkanäle

Aus der »Stuttgarter Zeitung«:

Hase kreuzt Straße – Jaguar verunglückt

SPIEGEL.de über den Vater des Schach-Superstars Magnus Carlsen:

»Der Vater ist selbst ein ordentlicher Schachspieler. Mit etwa fünf Jahren brachte er seinem Sohn die Regeln bei.«

Schild an einem Wirtschaftsweg bei Schwärzenbach (Bad.-Württ.):

Über die Feldhasenpopulation in Deutschland auf wdr.de:

»In NRW leben zehn Hasen mehr pro Quadratmeter als bundesweit.«

Aus der »Schweriner Volkszeitung«:

Bayern München: Brauchen kein Wunder. Wir brauen einen Sieg!

Der Präsident des Hessischen Städtetags, Gert-Uwe Mende, auf der Website des »Wiesbadener Kuriers« über den Personalbedarf der Stadtverwaltung Wiesbaden:

»Mit 2.278 Beschäftigten pro 100 Einwohnern liege man in etwa gleichauf mit Mainz, aber weit hinter München.«

2 Angebote für Sie

Sie haben die Wahl

Sichern Sie sich Ihr gewünschtes Angebot, und lassen Sie sich den SPIEGEL nach Hause liefern!

Angebot 1: Flexibel lesen

- ✓ Einfach lesen, solange Sie möchten
- ✓ Flexible Laufzeit
- ✓ Jederzeit monatlich kündbar

Nur € 6,60 je Ausgabe
Inkl. Versand

Angebot 2: rund 20 % sparen

- ✓ Ein Jahr lesen mit rund 20 % Rabatt auf den Abopreis
- ✓ 12 Monate Laufzeit
- ✓ Nach einem Jahr monatlich kündbar

Nur € 5,30 je Ausgabe
statt ~~€ 6,60~~, inkl. Versand

Gleich Wunschangebot sichern:

abo.spiegel.de/wunsch

oder telefonisch unter 040 3007-2700

DER SPIEGEL

1&1 Unlimited

Zukunftssicher: Auch bei weiter steigendem Datenverbrauch immer verlässlich surfen, chatten und mailen.*

1&1 – Immer wieder besser.

- ✓ Unlimitiertes Datenvolumen
- ✓ Unlimitiert telefonieren
- ✓ Unglaublich günstig

9,99 €/Monat*

nach dem 3. Mon. 19,99 €/Mon.
mit 1&1 Unlimited XS

1&1

1und1.de

24/7 **0721 / 960 6000**
Sie erreichen uns rund um die Uhr kostenlos aus dem 1&1 Netz.

MEMBER OF united internet

*1&1 Unlimited XS mit unbegrenztem Highspeed-Datenvolumen/Mon. (bis zu 10 MBit/s im Download und bis zu 5 MBit/s im Upload) die ersten 3 Monate für 9,99 €/Mon., danach für 19,99 €/Mon. Inklusive Telefonate in dt. Fest- und Handynetze sowie Verbindungen innerhalb des EU-Auslands und aus der EU nach Deutschland. Unlimitiertes Telefonieren und Surfen gilt nicht für Sonder- und Premiumdienste, Verbindungen aus Deutschland ins Ausland sowie Roaming außerhalb der EU gemäß Preisliste. Bereitstellungspreis 39,90 €. Keine Mindestvertragslaufzeit. Jederzeit mit einer Frist von 14 Tagen kündbar. Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Preise inkl. MwSt. 1&1 Telecom GmbH, Elgendorfer Straße 57, 56410 Montabaur. WEEE-Nr. DE13470330